WILS
CLS
PT1337
.B53x
1912
bd.12

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

Bücher-Sammlung
von

Inserate in der „**Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens**" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseiten**, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31.

Infantina.

(Dr. Theinhardt's lösl. Kindernahrung.)

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztefamilien, Säuglingsmilchküchen, Krankenhäusern usw. seit über 23 Jahren ständig im Gebrauch.

Preis der 1/1 Büchse M. 1.90.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet", welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblings enthält.

Hygiama.

Altbewährtes Stärkungsmittel.

Wohlschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit über 23 Jahren als vorzügliche Bereicherung der Krankenkost geschätzt und vorzugsweise verordnet.

Preis der 1/1 Büchse M. 2.50.

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebenen und in Apotheken und Drogerien gratis erhältlichen Broschüren

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen"

und „Hygiama-Tabletten und ihre Verwendung".

= Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien. =

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion sofort gerade Haltung ohne Beschwerde u. erweitert die Brust! Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung. Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtconvenienz Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

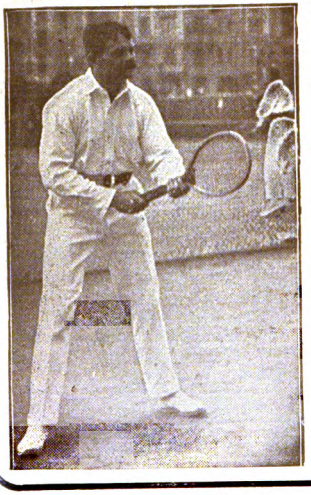
Sommersport und Lieblingsbeschäftigungen.

Als für die Sommermonate besonders geeignet
empfehlen wir nachstehende Bände unserer
Illustrierten Taschenbücher für die Jugend:

Nr. 2. **Aquarium u. Terrarium.** Bearbeitet v. **Hermann Lachmann.** Mit 10 Tafeln und 76 Abbildungen. 21. Tausend.

Nr. 3. **Liebhaber-Photographie.** Bearbeitet von **Dr. Georg Lehnert.** Mit 60 Abbildungen. 20. Tausend.

Nr. 7. **Der Schmetterlingsammler.** Bearbeitet v. **Alexander Bau.** Mit 98 Abbildungen. 11. Tausend.



Nr. 10. **Radfahren.** Bearbeitet von **Dr. Georg Lehnert.** Mit 67 Abbildungen. 13. Tausend.

Nr. 12. **Der junge Schiffbauer.** Bearbeitet von Schiffbaukonstrukteur **Waap.** Mit 10 Tafeln und 29 Abbildungen. 15. Tausend.

Nr. 18. **Das Mikroskop.** Bearbeitet von **S. Schertel.** Mit 90 Abbildungen. 7. Tausend.

Nr. 19. **Lawn Tennis und andere Spiele.** Bearbeitet von **Ph. Heineken.** Mit 83 Abbildungen. 9. Tausend.

Nr. 22. **Der Käfersammler.** Bearbeitet von **Alexander Bau.** Mit 188 Abbildungen. 9. Tausend.

Nr. 28. **Der Mineraliensammler.** Bearbeitet von **Dr. H. Wohlbold.** Mit 71 Abbildungen. 5. Tausend.

Nr. 31. **Der Pflanzensammler.** Bearbeitet von **Dr. Walter Voigtländer-Tetzner.** Mit 39 Abbildungen. 5. Tsd.

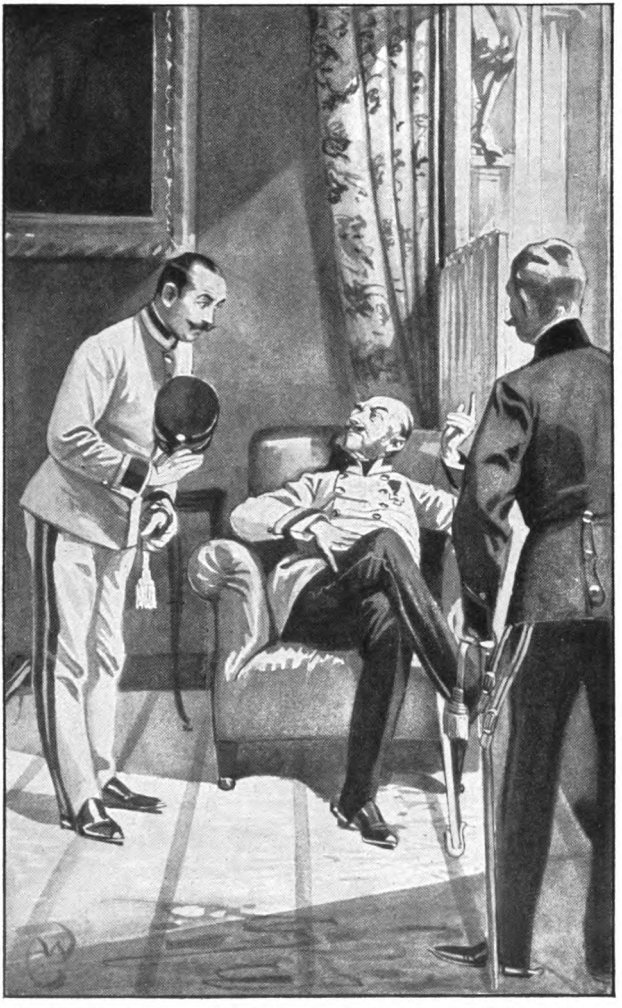
Nr. 32. **Der junge Aviatiker.** Eine Anleitung zum Bau von Flugmodellen. Bearbeitet von **Paul Hermuth.** Mit 136 Abbildungen. 11. Tausend.

Preis des Bandes 1 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Twin Cities Campus

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Der ſchwarze Sigi“ von Alwin Römer.
(S. 15)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

❖

Jahrgang 1912 ❖ Zwölfter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der schwarze Sigi.
Eine Spionengeschichte von Alwin Römer. Mit Bildern von A. Wald 5

Das unsichtbare Joch.
Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung) . . . 21

Die Eisherstellung im Haushalt.
Von E. E. Weber. Mit 10 Bildern 72

Dienstmagd ohne Lohn.
Novelle von Otto Hoecker 84

Das deutsche Offiziergenesungsheim in Arco.
Von A. Nistler. Mit 9 Bildern 167

Das Taschentuch der gnädigen Frau.
Von K. Schüler 183

Stätten des Welthandels.
Von R. Zollinger. Mit 9 Bildern 193

Mannigfaltiges:
Ein berüchtigtes Duell 206
Der Einfluß des Geburtstags auf den Menschen . . 212
Chinesische Universitäten 213
Mit Bild.
Cavour und die Maske 215
Der Mann mit den elf Frauen 217
Künstliche Erdbeben 218
Der erste Flohzirkus 219

Seite

Ein blauer Diamant aus Südafrika 220
Mit Bild.
Schlangenhöhlen 222
Weimarische Mühlenordnung von 1743 225
Blumenduft und Stimme 226
Merkwürdige Grabstätten 227
Ein Krokodilnest 229
Mit Bild.
Einer, der über die Beresina kam 230
Der Strumpf 232
Das Neueste über Irrlichter 234
Aus der französischen Schreckenszeit 236
Ein Abenteuer Leoncavallos 237
Vor der Schlachtung mißhandelte Tiere 238
Die lustigen Straßburgerinnen 239
Vom letzten Kurfürsten von Hessen 240

WLS, CLS
ARR 9160-1

Der schwarze Sigi.

Eine Spionengeschichte von Alwin Römer.

Mit Bildern
von A. Wald.

(Nachdruck verboten.)

Die kleine Südtiroler Berggarnison Sivano, nicht weit von der italienischen Grenze gelegen, war in großer Aufregung. In gebrochenem Deutsch hatte der Offizierbursche Wenzel Wostitz, eine etwas beschränkte, aber biedere Böhmenseele, seinem Oberleutnant Manhard von einem seltsamen Vorkommnis berichtet, das sich während der Abendstunden zugetragen, als Manhard bei einem Kameraden mit dem Hauptmann v. Hameyer zusammen auf der Kartenbrücke des Tarocks aus der endlosen Langweile dieses entlegenen welschen Nestes in das Illusionsgebiet des angenehm belebenden Spiels hinüber „geritten“ war.

Beim Tarock gibt es nämlich „Cawalls“ oder Reiter. Mit den „Rössern“ im Schach flüchtete man, wiederum gleichsam zu Pferde, wenn man zu zweien war. Und blieb man einsam und allein sich selbst überlassen, so konnte man, wenn man ein poetisches Gemüt hatte, mit dem „Pegasus“ von dannen jagen. An etwas anderes war außer dem höchst anstrengenden Dienst, bei dem es sich um Erschließung neuer und fiktive Verteidigung alter Bergstraßen und Geheimpfade handelte, selten zu denken. Denn an der großartigen Schönheit der Bergnatur in Sturm und Sonnenglast hatten sich

die hierher verschlagenen Marsjünger trotz aller Begeisterungsfähigkeit nachgerade satt gesehen.

Deshalb wirkte der Bericht Wenzels geradezu wie eine Fanfare. Es war doch einmal etwas Neues. Eine Sensation, die durch den Schuß Entrüstung, der ihr beigemischt war, nur um so mächtiger packte.

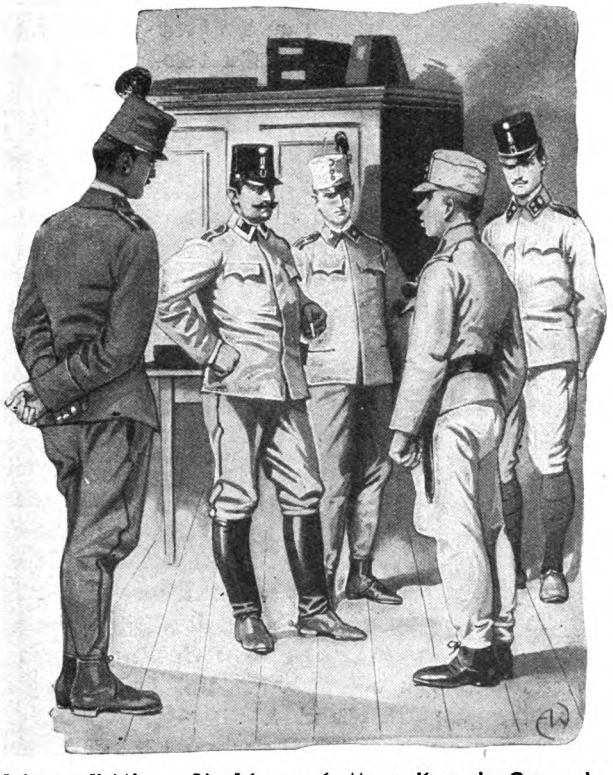
Was war geschehen?

Wenzel Wostitz wiederholte es soeben zum fünften Male, und zwar vor dem stattlichen, den Ewigjungen markierenden Major Sigi v. Salborn, der in der Garnison das Kommando führte und mit vieler Würde die Forderungen des Dienstes sowohl als auch den Stumpfsinn der Zwischenzeiten als wahres Musterbeispiel eines Soldaten ertrug, im stillen allerdings der heimlichen Hoffnung lebte, binnen kurzem nach Wien kommandiert zu werden, wo er sich für die Unbilden dieser Bergverbannung natürlich glänzend zu entschädigen wissen würde. Sogar heiraten wollte er dort. Eine wunderschöne kleine Komteß mit viel Temperament und noch mehr irdischen Gütern, die er vor kurzem in Meran kennen gelernt, hatte es ihm angetan. Nur in so ein gottverlassenes welsches Nest mochte sie nicht. Nach Wien müsse er sich versetzen lassen. Dort würde sie dann vielleicht bald „Frau Oberst" werden, hatte sie schelmisch erklärt.

Dieser würdige Major, seines glänzend schwarzen Haares und Schnurrbartes wegen nur „der schwarze Sigi" genannt, fragte also dem braven Wenzel jetzt sein Abenteuer ab.

Im Dämmern schon war es gewesen. Nur drüben auf der Marmolata noch habe die Sonne gelegen, ganz oben auf der Spitze. Wenzel habe vor der Haustür gestanden mit der Marietta vom Nachbar Doragno, nur wegen frischer Eier für seinen Herrn Oberleutnant.

„Sonſt ſelber Braut zu Haus in Piſek. Serr ſchönnes Mättchen!“ betonte er. Da war plötzlich ein Fremder auf ihn zugetreten, ein großer, ſchwarzer Kerl. Unter



ſehr vorſichtigem Umſchauen hatte er ihm ein Zwanzigkronenſtück in die Hand gedrückt und gefragt, ob hier der Herr Oberleutnant Manhard wohne und ob er zu Hauſe ſei. Wenzel Woſtitz hatte den Beſcheid gegeben, zu Hauſe ſei er nicht, aber er könne ihn holen. Wie lange das wohl daure, hatte jener gefragt. Nur

eine Viertelstunde. Gut, so solle Wenzel ihm das Zimmer des Herrn Oberleutnants aufschließen. Er wolle ihn da erwarten. Und wie der Bursche noch gezögert und sich das Für und Wider überlegt hatte, war der Fremde ganz nahe an ihn herangetreten und hatte ihm ins Ohr geraunt: „Du bekommst hundert Lire, wenn du mich hineinläßt! Und dein Oberleutnant mag bleiben, wo er will!“

Da war es Wenzel wie Schuppen von den Augen gefallen. Ein Spion wollte ihn versuchen, sein Vaterland und den guten Kaiser in Wien zu verraten, und er hatte ihn angeschrieen: „Schuft, elender Katzlmacher!“ und hinzugefügt, was nach dieser Richtung hin sonst noch zu seinem deutsch-böhmischen Wörterschatz gehörte, so daß der entlarvte Bösewicht plötzlich davongelaufen war, nicht ohne einen langen welschen Fluch über seine Lippen knattern zu lassen und höhnisch wie der geprellte Satan dazu zu lachen.

Aber das Zwanzigkronenstück hatte sich nicht mit verflüchtigt. Das hielt Wenzel Wostitz noch immer krampfhaft zwischen seinen kurzen Fingern fest, von heimlicher Angst erfüllt, daß das Sündengeld nun in die große Kriegskasse nach Wien wandern könne, trotzdem es doch nun eigentlich als sein Eigentum zu betrachten war, wenn jener welsche Spion nicht etwa wiederkam, es ihm abzufordern. Und daran mochte ein anderer glauben. Er nicht.

„Hm —“ brummte der Major aus düsteren Überlegungen heraus. „Der Kerl hat offenbar Bescheid gewußt, daß Sie die neuen Mobilisierungspläne im Hause hatten, mein lieber Herr Oberleutnant. Hoffentlich doch diebessicher verschlossen?“

Manhard zuckte die Achseln. Einen „Feuersicheren“ mit Panzerplatten und Vexierschlössern besaß

er ebensowenig wie das begehrenswerte Füllmaterial dazu.

Dem streng amtlichen Sigi war die Bewegung nicht entgangen. „Ich muß schon sehr bitten, Herr Oberleutnant," sagte er scharf und runzelte die Stirn dabei, daß sie plötzlich wie eine Landkarte vom Mündungsgebiet des Vaters Rhein erschien, „aber das ist ein ganz unverantwortlicher Leichtsinn, der uns im Ernstfalle nicht nur eine verlorene Schlacht, nein, einen ganzen Feldzug kosten kann. Wir werden dergleichen wichtige Schriftstücke künftig vor Einbruch der Nacht bei der Regimentskasse verwahren!"

„Gestatten Herr Major, daß ich mir eine Bemerkung erlaube —"

„Bitte!"

„Ich wollte die nötige Kopie noch in dieser Nacht ausführen."

„Sie hätten es nicht bis auf die Nacht verschieben sollen, mein Lieber. Für Ihre anderweitigen Verpflichtungen hätte sich vielleicht ein Ersatzmann gefunden!" bemerkte Sigi mit leisem Sarkasmus. Denn er litt darunter, daß für ihn selten ein Platz beim Tarock frei blieb, weil er auch beim Kartenspiel die „verlorenen Schlachten" wenig liebte und bei „verlorenen Feldzügen" noch drei Tage hinterher eine Laune „zum Davonlaufen" zeigte.

Aber Justus Manhard brauchte diesen Hieb nicht auf sich sitzen zu lassen. „Herr Major haben vergessen, daß wir erst nach frischem Papier geschickt haben," erklärte er gelassen. „Die Ordonnanz ist von Trient noch nicht zurück."

„Allerdings. Das ändert die Sachlage. Aber im Prinzip ist es doch richtig, die höchste Sorgfalt walten zu lassen, wenn ein Halunke sogar zu solchen Mitteln

greift. Es wird übrigens notwendig sein, die Offiziersdiener samt und sonders zu instruieren, bei ähnlichen Vorkommnissen klüger zu verfahren," orakelte der Gewaltige und nahm sich nunmehr den Burschen aufs Korn.

„Du hast deine Pflicht ja erfüllt, Wenzel Wostitz, bist ein braver Soldat, der sich nicht verführen läßt durch höllisches Sündengeld. Du hättest aber doch noch schlauer sein müssen. Konntest den Kerl ruhig hineinlassen, mußtest aber sofort hinter ihm zuschließen und dann Alarm schlagen. Verstehst du? Da hätten wir ihn gehabt, und das Handwerk wäre ihm gelegt worden ein für allemal! — Ich bitte also die Herren Offiziere, Ihren Dienern nach dieser Richtung hin peinliche Verhaltungsmaßregeln zu geben — und zwar noch heute! Vielleicht gelingt es uns dann ein andermal, den Spion zu erwischen und dadurch zu beweisen, daß wir unsere Aufgabe hier draußen ernst nehmen — blutig ernst!"

Darauf hob er die rechte Hand leicht zur Kappe empor, sagte: „Servus, meine Herren!" und ging stolz wie ein Triumphator davon.

Natürlich erfolgte in allen Offiziersquartieren sofort die gewünschte Belehrung der Burschen. Sigi selbst veranstaltete mit dem seinen sogar eine Art von Generalprobe und spielte dabei abwechselnd Spion und Beschließer, bis die Geschichte klappte und der nicht unintelligente Linzer, den er sich auserkoren, seine Heuchlerrolle ganz vorzüglich beherrschte.

Aber es vergingen Tage und Wochen, die Wochen rundeten sich zu Monden: der Unhold jedoch ließ sich nicht wieder blicken. Offenbar hielt er den Speck

in den genialen Mausefallen Sigis zu beschnuppern für zu gefährlich. Vielleicht auch wollte er erst ein bißchen Gras über die mißlungene Affäre wachsen lassen. Genug — er blieb aus. Sehr zum Kummer Sigis, dem der Fang als Beförderungsmotiv und Eingang in die Wiener Freude außerordentlich angenehm gewesen wäre.

Die Instruktion für die Offiziersdiener wurde deshalb auch allmonatlich von ihm aufgefrischt. Sogar noch am Tage vor Antritt seines Erholungsurlaubs wies er voll Wichtigkeit darauf hin.

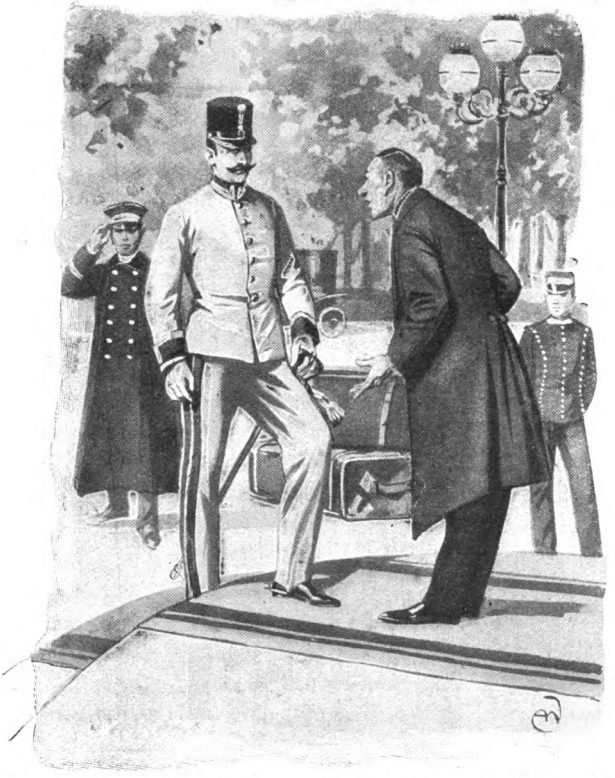
Und dann reiste er ab — nach Wien natürlich. Die Miene des sorgenvollen Vaters, die er beim Abschied von seinen Offizieren gezeigt hatte, hellte sich noch vor der ersten Station der Eisenbahn auf, und in Bozen, wo er über Nacht bleiben wollte, war er schon riesig vergnügt.

Am anderen Tage gar, den er für einen Abstecher nach Meran benützte, erweckte er, wie durch geheimen Zauber verjüngt, den Eindruck eines jungen Gottes, der sich zum Spaße einmal in eine Majorsuniform gesteckt hatte, um die Leute zu verblüffen. War es doch nicht ganz ausgeschlossen, daß er seine schöne Wiener Komteß dort antraf und dann vorläufig die blaue Donau nicht zu beehren nötig hätte.

Natürlich verfügte er sich in Meran sogleich ins Kurbureau, um nachzufragen. Wahrhaftig — sie war da! „Graf Wildur v. Rasperg und Letzenhofen nebst Fräulein Tochter, Komtesse Wachhilde, Chauffeur und Kammerzofe," stand in der Fremdenliste. Und abgestiegen waren sie im „Meraner Hof", jenseit der Passer, dem herrlich gelegenen großen Hotel mit dem Blick auf die Promenade, wo sie auch voriges Jahr gewohnt hatten.

Wie gut, daß er nicht gleich direkt nach Wien gehaſtet war! Er hatte Glück, das war nicht zu verkennen.

Einen kleinen Dämpfer erhielt er allerdings, als



der Geſchäftsführer des Hotels ihm berichtete, die Herrſchaften ſeien heute früh, zu einer längeren Autofahrt gerüſtet, nach Trient aufgebrochen. Es ſei nicht unmöglich, daß ſie erſt morgen zurückkämen.

Nun, das war zu ertragen. In Meran kam man

nicht um. Es gab Anregung genug für jemand, der zehn Monate in der welschen Einöde gesessen hatte und dabei so tun mußte, als lebe man in einer Filiale des Gartens Eden. Hier fühlte man sich wirklich einmal wieder Mensch. Die Kurmusik spielte die neuesten Wiener Schlager. Pikante Schönheiten in wundervollen Toiletten blitzten ihn mit schmachtenden Augen an. Im Theater gab man den Grafen von Luxemburg. Und irgendwo in einem verschwiegenen Café wurde sogar die Nacht über Bank gehalten. Wahrhaftig, hier stand man nichts aus. Er mußte an seine Leutnante denken, die ihm mit einem wehmütigen Neide die Hand geschüttelt und „Viel Vergnügen" gewünscht hatten. Wie überzeugend es ihm gelungen war, ihnen darauf zu erwidern: „Kinder, am schönsten ist es ja doch hier in unseren Bergen! Paßt auf, ich halte es nicht aus und komme früher zurück, als ihr denkt!"

Und amüsiert über seinen nichtsnutzigen Schwindel, den er, nebenbei bemerkt, für höchst verdienstlich hielt, lachte er pfiffig vor sich hin.

Natürlich logierte auch er sich im „Meraner Hof" ein, um seine Attacken auf die schöne Komtesse mit höchster Ausnützung des Terrains reiten zu können. In Zivil begab er sich sodann auf die Promenade, wo er noch irgend ein Abenteuerchen zu erleben hoffte.

Als er ziemlich spät abends ins Hotel zurückkam, waren die Raspergs noch nicht heimgekehrt von ihrer Tour. Man war also irgendwo im Welschen über Nacht geblieben und benützte wahrscheinlich auch noch den nächsten Tag zu Abstechern ins Sugana- oder Sarcatal. Vielleicht hatte es das Komteßchen sogar eingefädelt, daß man sein kleines, weltabgeschiedenes Garnisonsnest berührte, um ihm dabei „Guten Tag" sagen zu können. Sie würde böse enttäuscht sein,

ihn darin nicht zu finden. Aber um so prächtiger war danach die Überraschung, wenn er bei ihrer Rückkehr am Autoschlag stand und sie empfing.

Mit einem Gemisch von kluger Vorsicht und lüsternem Leichtsinn setzte er tagsüber sein gestern angebandeltes Abenteuer mit einer schönen, ein wenig bleichsüchtigen Französin fort, die im „Hotel Emma" wohnte, aber schon auf dem Sprunge stand, abzureisen, ließ zwischendurch die Gnadensonne eines leutseligen Generals, der hier zur Kur weilte, über sich hinstrahlen und erkundigte sich ab und zu am Telephon nach den Raspergs.

Doch es wurde abermals Abend, und sie waren noch immer nicht wieder da. Langsam überkroch ihn der Mißmut. Das Glück, das er erfahrungsgemäß immer hatte, durfte sich schon ein bißchen mehr Mühe geben diesmal. Statt dessen war es drauf und dran, ihn zu ärgern.

Eine Depesche, an der dafür bestimmten Tafel auf der Promenade angeschlagen, führte ihm das zu Gemüte. Sie meldete aus Sivano, aus seiner kaum verlassenen Garnison: „Heute wurde hier in der Wohnung eines Offiziers ein Fremder verhaftet, der schon vor einigen Monaten versucht hatte, durch Bestechung eines Offiziersdieners in den Besitz von militärischen Geheimpapieren zu gelangen."

War das nicht eine teuflische Gemeinheit von dem Halunken, so lange zu warten, bis er auf Urlaub gegangen war? Nun erntete Hauptmann v. Hameyer die Anerkennung für diesen glänzenden Fang, dessen intellektueller Urheber natürlich doch nur er, der Major, war. Aber danach fragte zunächst leider niemand. Gut, daß wenigstens der General hier war, dessen Gunst er besaß. Den wollte er noch heute abend, ganz

unauffällig natürlich, darüber unterrichten, wem man diesen wichtigen Erfolg in Sivano eigentlich zu verdanken habe.

Und er traf es ausgezeichnet. Der General war im Theater und schickte ihm seinen Adjutanten, als er ihn bemerkte, um ihn in seine Loge zu bitten.

„Passieren ja verteufelte Geschichten in Ihrer Garnison, lieber Major!“ empfing er ihn. „Daß Sie auch gerade auf Urlaub sein müssen*)!“

Sigi hüpfte das Herz vor Freude. Er war um einen Anfang verlegen gewesen, der es ihm ermöglichte, seine Bedeutung bei dieser Affäre in das rechte Licht zu stellen. Nun baute ihm der hohe Herr selbst eine Brücke.

So ganz unzuverlässig war sein altes Glück doch noch immer nicht.

„Ich bedaure es selbst unendlich, Exzellenz. Aber es gereicht mir doch immerhin zur Freude, daß infolge meiner peinlich genauen Instruktionen der Bursche diesmal nicht entkommen ist. Nur durch die fortgesetzten Einschärfungen, die ich den Mannschaften habe zuteil werden lassen, ist es möglich gewesen. Das darf ich mir ohne Überhebung zuerkennen, und wenn —“

„Sagen Sie mal, lieber Sigi,“ unterbrach ihn der General verwundert und nicht ohne eine Note von Spott in der Stimme, „wissen Sie denn schon, wer der Bursche ist, der durch Ihre nicht mehr wegzuleugnenden Verdienste in Sivano festgenommen wurde?“

„Ich habe vorläufig nur die Depesche auf der Promenade gelesen, aber —“

*) Siehe das Titelbild.

„Nun, dann lesen Sie mal dieses Privattelegramm, das mir vor einer halben Stunde zugegangen ist!“

Neugierig griff der noch immer nichts Ahnende nach dem Papier, das die Adresse des Generals trug. „Papa auf Autofahrt in Sivano als Spion verhaftet. Legitimation vergessen. Bitte um Hilfe. Untertänigsten Gruß! Komtesse Rasperg,“ stand darauf zu lesen. Die Buchstaben torkelten geradezu durcheinander, als Sigi den Versuch machte, die Lektüre ein zweites Mal zu beginnen, weil die Nachricht ihm zunächst wie ein boshafter Spuk erschien.

„Aber das — das ist ja —“ begann er zu stottern.

„Das ist eine ganz auserlesene Dummheit. Ganz richtig!“ ergänzte der General mit einem Lächeln, in dem auch nicht ein Schimmer von Wohlwollen lag. „Nicht bloß, daß es mir persönlich im höchsten Grade unangenehm ist, die Herrschaften in solcher Lage zu wissen. Es gibt auch Wasser auf die Mühle gewisser Quertreiber, die unsere Vorsicht da unten für übertrieben halten und sich natürlich ins Fäustchen lachen.“

Dem armen Sigi perlte der Angstschweiß von der Stirn, und es wurde ihm schwarz vor den Augen. Auf geheimnisvolle Weise aber übertrug sich diese Schwärze auf die Angstperlen, die ihre anfängliche Wassercouleur nach und nach aufgaben und ihm dunkle Mäanderlinien über die Schläfen zeichneten, was die Wirkung seiner sonst so staunenswerten Jugendlichkeit heftig beeinträchtigte.

„Ich habe sofort telephoniert,“ fuhr der General fort, „daß jemand von Trient aus hinüberreitet, der den Grafen legitimieren kann. Denn auf andere Weise läßt sich die verfahrene Karre kaum wieder aus dem Morast herausholen. Hoffentlich findet sich dort jemand, dem die Herrschaften bekannt sind, sonst —“

„Das beste ist schon, ich fahre sofort selbst mit einem guten Automobil nach Sivano," raffte sich der geknickte Sigi auf.

„So nehmen Sie meines, Herr Major. Mein Chauffeur ist Südtiroler und kennt sich aus. Hoffentlich habe ich recht bald das Vergnügen, von Ihnen zu hören, daß der fatale Zwischenfall erledigt ist!"

So fügte es die manchmal höchst prompt arbeitende gerechte Weltregierung, daß der Herr Major Sigi v. Salborn wirklich schon nach drei Tagen wieder in „seinen Bergen" auftauchte.

Als Retter freilich kam er um eine ganze Tageslänge zu spät. Auch der Trienter Hauptmann hätte sich den Ritt in die Berge sparen können. Oberleutnant Manhard nämlich hatte sich auf einen alten Zollwächter besonnen, der einst in der Gegend der Raspergschen Güter Grenzdienst getan hatte und den Grafen zweifellos kennen mußte. Es gelang ihm durch einen freundlichen Zufall, dieses Alten schneller habhaft zu werden, als er selber angenommen hatte.

Graf Rasperg konnte nach etwa vierstündiger Haft, die er in der Wohnung Sigis zugebracht, seine Reise fortsetzen. Er belohnte nicht nur den Burschen, der ihn so wacker in die Falle gelockt hatte, als er sich nach dem Herrn Major zu erkundigen gekommen war, er schüttelte auch dem schmucken, hilfsbereiten Oberleutnant höchst freundschaftlich die Hand und lud ihn nach Letzenhofen ein, wo er um die Zeit von Manhards Urlaub etwa die Jagden abhalten würde.

Und Komtesse Wachhilde nickte beifällig und lächelte dem heiß entflammten, hübschen Kavalier in einer

Weiſe zu, die für die Ruhe ſeiner künftigen Nächte geradezu verhängnisvoll wurde. — —

Eine Stunde etwa hinter Sivano ſagte Graf Rasperg zu ſeiner Tochter: „Wohin fahren wir nun, um dieſen Schwerenöter, den Sigi, zu finden?“

„Ich bitte dich, Papa, ärgere mich nicht!“ ſchmollte das Komteßchen. „Mir iſt vorläufig die Luſt vergangen, ihn zu ſehen! Das war doch ein ſtarkes Stück:

einfach auf Urlaub zu gehen und uns hier festnehmen zu lassen!"

Rasperg lachte behaglich. „Es war ja nicht seine Schuld!" erklärte er. „Und allzu schlimm abgelaufen ist's doch auch nicht!"

„Weil der liebenswürdige Oberleutnant ein Herz für uns hatte! Wenn der nicht gewesen wäre — wer weiß!" trumpfte Wachhilde mit einem versonnenen Lächeln auf.

„Mir scheint, das Andenken ist da ganz überflüssig, das ich dir aus Salborns Quartier heimlich mitgebracht habe."

„Ein Andenken? Und auch noch heimlich? Aber Papa! Wir werden es ihm auf jeden Fall zurückgeben!"

„Mach das, wie du denkst, Wachhildchen!" bemerkte der Vater schmunzelnd und überreichte ihr ein kleines Päckchen, aus dem sie kopfschüttelnd eine leere Porzellandose auswickelte. Erst als sie von der aufgeklebten Etikette herunterbuchstabierte: „Schwarzwälder Nußextrakt. Bestes Haarfärbemittel der Gegenwart. Nuance: tiefschwarz," fing sie ärgerlich an zu lachen, wurde rot wie eine überreife Hagebutte und warf das Döschen in einem weiten Bogen in die Wiese hinein, an der sie gerade vorbeisausten.

Der ewigjunge, kohlschwarze Sigi bekam also das Andenken nicht wieder, als er ein paar Tage später mit den Herrschaften in Meran endlich zusammentraf. Und so erfuhr er auch nicht, wodurch der geheimnisvolle Zauber zu guter Letzt gebrochen war, der noch im Vorjahre geradezu faszinierend auf das Komteßchen gewirkt hatte.

Erst als Oberleutnant Manhard ihm daheim in Sivano sein Urlaubsziel angab, ging ihm ein mattes Licht auf, das dann nach etlichen Wochen grell und lieblos dicht vor seine schmerzhaft geweiteten schönen Augen unter den tadellos schwarzen, feingeschwungenen Brauen kam.

In Gestalt einer Verlobungsanzeige nämlich!

Da tat er einen fürchterlichen Fluch und ging aus halber Verzweiflung in die appetitliche Mausefalle einer mittelalterlichen Meraner Witwe, deren verstorbener Gatte beim Obstexport reich geworden war.

Als Pensionär lebt er seitdem nun doch in Wien.

Aber nicht mehr als der interessante „schwarze", sondern jetzt als der „weiße" Sigi.

Der Nußextrakt ist seiner Frau nämlich zu teuer und auch — zu gefährlich für das lustige Leben in der heiteren Kaiserstadt an der Donau.

Das unsichtbare Joch.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Siebzehntes Kapitel.

Die alte Josepha saß mit einem Strickstrumpf am Fenster des Kinderzimmers, als Margarete die Tür öffnete. Ein Aufatmen beglückender Erleichterung hob die Brust des jungen Mädchens, als sie das Bett des Kindes leer sah.

„Guten Tag, Josepha! Da bin ich wieder. — Wo ist Dita?“

Die Alte ließ ihren Strumpf sinken und drehte den Kopf. „Sie ist mit der Baronesse spazieren gegangen. Vor einer Stunde schon. Ich wundere mich, daß sie noch nicht zurück sind. Es wird ja schon dunkel.“

„Und Sie fürchten nicht, daß sie krank werden könnte?“

„Krank? Nein! Als ich hier oben mit ihr zu Mittag aß, war sie ganz lebhaft. Nicht, daß ich sagen möchte, sie wäre vergnügt gewesen — das nicht. Aber gesprochen hat sie beinahe mehr als sonst. Lauter närrisches Zeug.“

Margarete, die in ihrem Zimmer hastig Hut und Mantel abgelegt hatte, trat wieder auf die Schwelle der Verbindungstür. „Närrisches Zeug, sagen Sie? Wovon hat sie denn gesprochen?“

„Von dem See — immer nur von dem See. Man

sollt' es nicht für möglich halten, wie der dem Kinde im Kopfe steckt. Ich mußt' ihr wieder die Geschichte vom Hermann Kubalke erzählen, die sie doch nun schon beinahe besser weiß wie ich selber. Und dann wollte sie durchaus wissen, wie es unter dem Eis aussieht. Seitdem sie mal ein Bild von einer Eisgrotte gesehen hat, stellt sie sich das nämlich schöner vor als irgendwas auf der Welt."

„Sie haben ihr das doch hoffentlich ausgeredet, Josepha? Es ist nicht gut, solche Vorstellungen in der Phantasie eines Kindes bestehen zu lassen."

„Warum denn nicht, Fräulein? Eigentlich gibt es im Leben doch überhaupt nichts Schöneres als das, was wir uns im Kopfe ausmalen, und man kommt immer noch zu früh dahinter, daß es bloß Einbildungen waren."

„Und wenn ihr nun eines Tages wie einst ihrem Vater in kindischer Neugier der Einfall käme, sich auf das Eis des Zackelsees zu wagen?"

„Ach, damit hat's keine Gefahr. Der kommt nie wieder zum Stehen."

„Er ist schon zum Stehen gekommen, Josepha! Seit vorgestern bereits. Der Kutscher hat mir's vorhin als Neuigkeit erzählt."

Die Alte schien betroffen wie von einer unvermuteten Schreckenskunde. Sie faltete über ihrem Strickstrumpf die Hände und ließ den Kopf sinken. „Alle guten Geister mögen über diesem Hause sein. Amen!"

„Was sagen Sie da, Josepha? Was soll das heißen?"

„Sie sind noch jung, Fräulein — und die jungen Leute von heutzutage haben nicht mehr den richtigen Glauben. Wenn Sie erst mal erlebt haben, was ich erlebt habe, werden Sie wohl auch anders darüber denken."

„Es wäre also von übler Vorbedeutung, wenn der Zackelsee gefriert?“

„Es ist noch immer Jammer und Unglück über Klein-Ellbach gekommen, wenn es geschah. Das soll schon in der Familienchronik zu lesen sein, wie der alte Baron sagte — damals, als der Kubalke ertrunken war.“

Margarete konnte die Angst nicht mehr meistern, die ihr jetzt wie ein Alpdruck auf der Brust lag. „Wäre nur Dita erst wieder da!“ sagte sie beklommen. „Es fängt bereits an zu dunkeln, und die Abendluft schadet ihr immer.“

„Da kommt das gnädige Fräulein mit dem Herrn Baron,“ berichtete die Alte, die ihr Gesicht zum Fenster gewendet hatte. „Aber Dietlinde ist nicht dabei.“

Auch Margarete war an das Fenster geeilt. Sie sah, wie sich Bardeleben vor dem Portal des Herrenhauses mit einem Händedruck von Jadwiga verabschiedete, um in der Richtung nach dem Wirtschaftshofe weiterzugehen, während die Baronesse das Haus betrat.

Ohne ein Wort zu sprechen, eilte Margarete hinaus und die Treppe hinab. Sie traf auf Jadwiga, als diese eben im Begriff war, im Vorraum des Wohnzimmers ihre Pelzmütze und ihr Jakett abzulegen. Ohne Gruß und ohne jede Anrede fragte sie mit fliegendem Atem: „Wo ist Dita? Josepha sagt doch, sie wäre mit Ihnen gegangen.“

Mit einer Gebärde hochmütigen Erstaunens hatte die Baronesse den Kopf erhoben. „Sie haben eine etwas sonderbare Art, mich zu befragen, Fräulein! Dietlinde muß längst wieder im Schlosse sein. Sie bat um die Erlaubnis, vorausgehen zu dürfen, als ich im Park mit dem Herrn Baron zusammengetroffen

war. Da sie nur noch die Allee hinunterzugehen brauchte, haben wir es ihr nicht verwehrt."

„Aber sie ist nicht gekommen. Sie ist — o mein Gott — mein Gott! Nur das nicht — nur nicht das!"

Jetzt wich auch aus Jadwigas Wangen das Blut. „Was soll das heißen, Fräulein? Was fürchten Sie für das Kind?"

„Auf den See ist sie wahrscheinlich — auf das Eis. Rufen Sie den Baron — rufen Sie ihn auf der Stelle! Ich kann mich jetzt nicht damit aufhalten — ich muß fort."

Sie kümmerte sich nicht darum, ob Jadwiga ihrer Weisung Folge leistete oder nicht. So, wie sie war eilte sie in den kalten Winterabend hinaus, die endlos lange Parkallee hinab.

Es war ein weiter Weg, und die schneidende Kälte packte sie bald. Aber sie wurde dessen kaum gewahr, die Erregung gab ihrem jungen Körper Kräfte, deren sie sich bis heute nie bewußt gewesen war. Die Schatten der Dunkelheit umhüllten sie dichter, als sie den Tannenhochwald mit seinen gedrängt stehenden Stämmen erreicht hatte, und hier, wo der gebahnte Weg aufhörte, bereitete der tiefe, knirschende Schnee ihrem raschen Vorwärtskommen Hindernisse, die sie fast zur Verzweiflung brachten. Aber wie mühsam auch schon ihre Brust nach Atem rang, wie stürmisch auch ihr Herz klopfte, sie kämpfte sich doch weiter, und sie empfand es fast wie ein Wunder, als sie sich plötzlich am Rande des Waldes und an dem Seeufer sah.

Hier, über der weiten Fläche, lag noch eine matte Helligkeit. Margarete sah, daß der Spiegel des Sees zum großen Teil mit einer weißlichgrauen, mißfarbigen Eisdecke überzogen war. Nur in der Nähe des jenseitigen Ufers gab es eine Menge unregelmäßig ge-

formter, tiefschwarzer Stellen, die nichts anderes als offenes Wasser sein konnten.

Das junge Mädchen hatte sich mit beiden Händen an einem Baumstamm festhalten müssen, weil ihr nun, da der unsinnige Lauf sein Ende erreicht hatte, die Knie plötzlich den Dienst zu versagen drohten. Auch vor ihre Augen hatte sich's nach dem ersten raschen Blick über den See wie ein flimmernder Schleier gelegt, und sie fürchtete, ohnmächtig zu werden. Nur eine verzweifelte Anstrengung des Willens half ihr über die bedrohliche Schwäche hinweg. Sie gewann die Herrschaft über sich zurück, und ihr Blick wurde wieder klar. Erst freilich sah sie auch jetzt nichts anderes, als ihr Auge schon früher erfaßt hatte, dann aber — wahrhaftig — dann erspähte sie, nur noch wenig von jenen unheimlichen schwarzen Löchern getrennt, etwas Dunkles, Bewegliches, das sich anscheinend sehr langsam vorwärts brachte.

Mit aller Kraft ihrer Lungen rief sie in das Schweigen des sinkenden Tages hinein: „Dita! — Dita! — Warte auf mich! — Ich komme."

Über den steilen, glatten Abhang des Seeufers glitt sie hinab, und über die trügerische, tückische Fläche, unter der der Tod in seiner schauerlichsten Gestalt die eisigen Arme ausbreitete, eilte sie dahin, immer und immer ihre flehenden Rufe wiederholend: „Dita — Liebling! — Nicht weiter! — Ich komme ja zu dir — ich komme!"

Das Kind hatte sie gehört, und es mußte auch ihre Stimme erkannt haben, denn es blieb zaudernd stehen. Und dann, als sie Margarete mit fliegenden Gewändern auf sich zueilen sah, machte sie mit einem Ausruf kehrt und lief ihr entgegen.

Margarete fühlte nicht, wie der Boden unter ihr

knisterte und schwankte, als sie das Kind in die Arme schloß und an ihre Brust preßte. Sie dachte überhaupt nicht mehr an das Vorhandensein einer Gefahr. Nun, da sie Dietlinde gefunden hatte, da sie den zarten Körper umschlungen hielt und den Schlag des jungen Herzens spürte, waren Angst und Schrecken vergessen wie etwas nie Gewesenes, und unter Lachen und Kosen fand sie beglückte, jubelnde Worte einer schrankenlosen Herzensfreude.

Fest an sie geschmiegt, ließ Dietlinde den Sturm der Zärtlichkeit über sich ergehen. Als nun aber Margarete sie mit sich fortziehen wollte, dem fernen Ufer zu, stemmte sie sich dagegen. „Wenn du nicht bei mir bleibst," sagte sie, „gehe ich nie mehr nach Hause! Ich mag nicht allein bei der Tante bleiben und bei dem Papa."

Ein seltsamer, unheimlicher Laut ging in diesem Moment über den See. Es war wie ein dumpfes Rollen und Krachen, und es kam nicht durch die Luft, sondern aus der Tiefe.

Jetzt verspürte Margarete deutlich die Bewegung der Eisdecke unter ihren Füßen, die mit einem Male elastisch geworden schien wie ein Gummiteppich. Da riß sie das Kind wild an sich und raunte ihm ins Ohr: „Nein, ich gehe nicht fort. Ich bleibe bei dir — immer — immer! — Aber nun komm! Und bitte den lieben Gott, daß er uns helfe!"

— — — — — — — — — — — —

Am Ufer, wo sie neben ihrem glücklich geborgenen Schützling ohnmächtig zusammengebrochen war, wurde Margarete von Bardeleben gefunden. Auch er hatte nicht gewartet, bis die von ihm zusammengerufenen Leute marschbereit waren, auch er war wie ein Rasender durch den Park und den Wald zum See gestürmt.

Aber er hatte ihn doch erst erreichen können, als das Liebeswerk bereits vollbracht worden war. Die weinende Stimme seines Kindes hatte ihm den Weg zu der Stelle gewiesen, die er in der Dunkelheit sonst vielleicht nicht sogleich gefunden hätte. Er war neben der Bewußtlosen niedergekniet und hatte mit einigen raschen Fragen von Dietlinde erfahren, was sich zugetragen hatte. Wenige Minuten vor seiner Ankunft erst hatten die beiden das rettende Ufer erreicht, und es mußte fast wie ein Wunder erscheinen, daß es ihnen gelungen war, denn die Eisdecke hatte an vielen Stellen eine so geringe Stärke, daß Margaretes Stiefel völlig durchnäßt waren von dem unter ihren behenden Schritten aufquellenden Wasser.

Bardeleben riß seine pelzgefütterte Joppe herunter und hüllte, sie wie ein Kind aufrichtend, Margaretes Oberkörper darin ein. Ihren Kopf aber bettete er an seiner Brust und bemühte sich, durch sanftes Reiben ihre eiskalten, bleichen Wangen zu erwärmen.

Unter dieser Berührung schlug Margarete die Augen auf. Ihr von dem Ohnmachtsanfall verwirrter Geist wußte sich nicht sogleich zurechtzufinden, und sie schaute mit großem, erstauntem Blick in das über sie geneigte Gesicht des Barons. Eine Empfindung unsäglichen Wohlbehagens, ein nie gekanntes Glücksgefühl durchströmte ihren willenlos in seinen Armen ruhenden Körper, und sie würde sich der traumhaften Seligkeit dieses Augenblicks vielleicht noch länger hingegeben haben, wenn nicht der Klang seiner Stimme sie vollends in die Wirklichkeit zurückgeführt hätte.

Er fragte sie, wie sie sich fühle, fragte es in einem so weichen, zärtlichen, liebevollen Ton, wie sie ihn von den Lippen dieses Mannes wohl nimmer zu hören geglaubt hatte. Aber seine Worte hatten ihr vor allem

mit voller Klarheit die Erinnerung geweckt an alles, was sie in der furchtbaren letzten Stunde erlebt.

So fand sie, indem sie sich mit einer ungestümen Bewegung aufrichtete, keine andere Erwiderung als den angstvollen Ruf: „Dietlinde! — Wo ist Dietlinde?“

Sie drückte das Kind, das sich in ihre Arme geworfen, immer wieder an sich, und sie konnte nicht aufhören, es mit Liebkosungen zu überschütten.

Bardeleben stand daneben und zerzauste seinen Bart. In seinem Gesicht zuckte es seltsam, während er unverwandt auf Margarete blickte; aber er hatte noch immer kein Wort des Dankes für das, was sie getan.

Eine Weile ließ er sie gewähren, dann berührte er leicht ihre Schulter. „Glauben Sie sich wieder kräftig genug, Fräulein Othmar, um mit meiner Unterstützung den Weg bis zum Schlosse zu machen?“

„Oh, mir ist ganz wohl. Aber Dita kann unmöglich die lange Strecke gehen.“

Er bückte sich und hob das Kind auf seinen linken Arm, während er Margarete den rechten darreichte. „Wollen Sie sich, bitte, auf mich stützen.“

„Ich danke, denn es ist wirklich nicht nötig. Ich kann sehr gut ohne Hilfe gehen.“

Die Erinnerung, daß sie an seiner Brust geruht, daß seine Hand sie gekost hatte wie die Hand eines Liebenden, erfüllte sie jetzt plötzlich mit heißer Beschämung, und sie würde sich lieber mit dem Aufgebot ihrer letzten Kraft weitergeschleppt haben, als daß sie sich noch einmal in seinen Arm gehängt hätte.

Bardeleben drängte ihr denn auch seinen Beistand nicht weiter auf, und sie ging in einem kleinen Abstande hinter ihm am Seeufer hin, bis sie den in den Wald einbiegenden Weg erreicht hatten.

Ein paar hundert Schritte erst hatten sie auf ihm zurückgelegt, als ihnen die Knechte entgegenkamen, die mit der Last ihrer mitgeschleppten Leitern und Bretter keuchend durch den tiefen Schnee daherwateten.

Es war ihnen anzumerken, wie zufrieden sie beim Anblick des Kindes darüber waren, ihr Leben nicht bei einem gefährlichen Rettungsversuche aufs Spiel setzen zu müssen. Eine Äußerung der Freude aber oder etwas, das einem Glückwunsch ähnlich gesehen hätte, wurde nicht laut. In dem gewohnten Tone gab einer von ihnen Antwort auf die Fragen des Barons, indem er berichtete, daß sie nur deshalb so schnell hätten zur Stelle sein können, weil es ihnen möglich gewesen wäre, einen eben vom Vorwerk kommenden Lastschlitten zu benützen. Der Waldweg freilich sei für das Fahrzeug unpassierbar gewesen, und sie hätten es darum am Parkrand zurückgelassen.

„Es ist gut," sagte Bardeleben. „Ihr habt eure Schuldigkeit getan, Leute, und ich danke euch dafür. Das weitere wird sich morgen finden."

Die Belobten rückten stumm an ihren Mützen. Dann kehrte der ganze Zug zu der Stelle zurück, wo der mit zwei schwerfälligen Ackergäulen bespannte Schlitten wartete, auf dem Dietlinde und Margarete Platz nehmen mußten. Der Baron schwang sich auf den Bretterstz neben dem Kutscher, und in dem flottesten Trab, der sich den schweren Gäulen abzwingen ließ, ging es zum Schlosse zurück.

Wieder trug Bardeleben sein zitterndes Kind auf den Armen, als er die Diele des Herrenhauses betrat. Die alte Josepha, die durcheinander weinte, lachte und sinnloses Zeug schwatzte, bemühte sich vergebens, es ihm abzunehmen.

Da wurde eine Tür aufgerissen, und mit einem lauten Aufschrei stürzte Jadwiga auf ihren Vetter zu. Sie riß die Kleine an sich und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, dann warf sie sich, noch immer weinend, mit leidenschaftlichem Ungestüm an Bardelebens Brust. „Vergib mir, Harro, vergib mir! Schicke mich nicht fort, weil ich dein Kind so schlecht behütet habe! Laß mich bei dir bleiben, denn jetzt weiß ich, daß ich nirgends mehr leben kann als hier!“

Ihre Hände umklammerten ihn, und ihr schönes, tränenüberströmtes Gesicht war zu dem seinigen erhoben mit einem so sehnsüchtigen, hingebenden Ausdruck, wie nur heiße, selbstvergessene, alle Schranken niederreißende Liebe ihn dem Antlitz eines Weibes aufzudrücken vermag.

Harro v. Bardeleben atmete schwer. Er umfaßte die Handgelenke der Aufgeregten und machte sich mit sanfter Gewalt aus ihrer Umarmung frei. Dann wandte er den Kopf gegen Margarete, die kaum drei Schritte von ihnen entfernt stand, noch mit der um ihren Oberkörper schlotternden Pelzjoppe des Gutsherrn angetan.

„Gewiß sollst du bleiben, liebe Jadwiga — vorausgesetzt, daß auch Dietlindes Lebensretterin einwilligt, sich meinem Kinde zu erhalten. Ich hoffe, daß du nicht zögern wirst, sie darum zu bitten.“

Jadwiga machte eine Bewegung, als ob sie auf das junge Mädchen zueilen wollte.

Aber Margarete wußte es zu verhindern, indem sie ein wenig zurücktrat und mit ruhiger, fester Stimme sagte: „Es bedarf keiner Bitte, Herr Baron! — Wenn Sie damit einverstanden sind, will ich um Dietlindes willen gern auf Klein-Ellbach bleiben.“

Er ging auf sie zu und reichte ihr die Hand. Für einen Augenblick hatte sie die Empfindung, als ob er

ihre Finger zwischen den seinigen zermalmen wollte, und sie fühlte das Beben, das seine mächtige Gestalt durchzitterte. Aber er sprach kein Wort, und der Blick, dem ihr scheuer Augenaufschlag begegnete, schnitt ihr mit seiner düsteren Traurigkeit in die Seele.

Achtzehntes Kapitel.

Um die elfte Morgenstunde des folgenden Tages hielt der wohlbekannte einspännige Mietschlitten, der bei Ankunft der Schnellzüge auf dem Harmsdorfer Bahnhof etwaiger Fahrgäste zu harren pflegte, vor dem Klein-Ellbacher Herrenhause.

Er war nicht auf dem kürzesten Wege von Harmsdorf hierher gekommen, sondern der Passagier, ein gut gekleideter, hochgewachsener Herr von ungefähr vierzig Jahren, hatte sich zunächst nach Reinswaldau fahren und in einem dortigen Wirtshause ausspannen lassen, weil er, wie er dem Kutscher sagte, voraussichtlich längere Zeit in dem Fabrikdorfe zu tun habe. Er hatte nach dem Wege zur Villa Rasmussen gefragt, und der Kutscher hielt ihn für den Reisenden einer Champagnerfirma, weil er schon öfter Herren von dem Aussehen ehemaliger Offiziere gefahren hatte, die sich hinterher als Weinreisende entpuppt hatten. Daß er jetzt den Auftrag erhielt, nach Reinswaldau zurückzukehren und im Wirtshause auf den Passagier zu warten, machte ihn freilich ein wenig an dieser Einschätzung irre; aber am Ende hatte er ja keine Veranlassung, sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen, nachdem ihm der bedungene Fahrpreis vorausgezahlt worden war.

„Ist Herr v. Bardeleben zu sprechen?“ wandte sich der Ankömmling höflich, aber in einem Ton, der nicht

eigentlich der joviale Umgangston eines Champagnerreisenden war, an den Diener, der ihm in der Halle entgegengetreten war.

„Ich bedaure sehr. Der Herr Baron ist nach dem Vorwerk Schmittsdorf hinübergefahren."

„Er ist also doch hier? Wann erwarten Sie ihn zurück?"

„Das ist unbestimmt. Aber ich werde mich erkundigen, ob vielleicht dem gnädigen Fräulein etwas darüber bekannt ist."

„Das gnädige Fräulein — wer ist das?"

„Die Baronesse v. Ostrowski, eine nahe Verwandte des Herrn Barons."

„So melden Sie mich bei dem gnädigen Fräulein. Hier ist meine Karte."

„Ich bitte, sich einen Augenblick zu gedulden."

Der Diener begab sich in das Wohnzimmer, wo er Jadwiga wußte, aber er unterließ natürlich nicht, unterwegs einen Blick auf die ihm überreichte Karte zu werfen.

„Bergmann, Kriminalkommissar, Breslau," war darauf zu lesen, und nun wurde es dem jungen Menschen mit einem Male verständlich, weshalb der Fremde bei seinen Fragen von so beamtenmäßiger Bestimmtheit und Kürze gewesen war.

Jadwiga, die sich die Langweile des Alleinseins mit einem Buche zu vertreiben suchte, machte ein sehr erstauntes Gesicht, aber sie gab ohne weiteres Auftrag, den Herrn in den Empfangsalon zu führen. Dort ließ sie ihn dann allerdings volle zehn Minuten warten, ehe sie sich entschloß, hinüberzugehen, und ihre Miene war sehr hochmütig, als sie den prunkhaften Repräsentationsraum betrat. „Sie wünschten mich zu sprechen, mein Herr?" fragte sie kurz.

Der Kommissar hatte sich höflich verbeugt, und sein Benehmen war jetzt ganz das eines wohlerzogenen Mannes der guten Gesellschaft. „Ich würde mir nicht erlaubt haben, das gnädige Fräulein zu stören, wenn man mir nicht gesagt hätte, daß Herr v. Bardeleben zurzeit abwesend sei."

„Das ist richtig. Mein Vetter ist auf einem ziemlich abgelegenen Vorwerk, und ich weiß nicht, wann er von da zurückkehren wird."

„Es gibt auch keine Möglichkeit, den Herrn Baron von meinem Hiersein zu verständigen?"

„Das Schloß ist mit dem Vorwerk telephonisch verbunden. Aber ehe ich meinem Vetter zumuten könnte, seine Geschäfte zu unterbrechen, müßte ich doch wohl erst wissen, in welcher Angelegenheit —"

„Es handelt sich um einige Feststellungen, die zu bewirken ich von meiner vorgesetzten Behörde beauftragt worden bin. Eine Befragung des Herrn v. Bardeleben ist zu diesem Zweck unerläßlich."

„Können Sie mir nicht sagen, auf was diese Feststellungen Bezug haben sollen?"

„Ich muß allerdings bedauern, gnädiges Fräulein, mich darüber vorläufig nicht äußern zu dürfen."

Jadwigas Gesicht wurde noch hochmütiger. „Nun, das hat für mich ja auch weiter kein Interesse. Ich werde versuchen, mich mit meinem Vetter in Verbindung zu setzen, und werde ihm, wenn er erreichbar ist, Ihren Wunsch mitteilen. Daß er sich veranlaßt sehen wird, sofort hierher zu kommen, kann ich Ihnen freilich nicht versprechen."

Der Kommissar verbeugte sich wieder. „Ich bin Ihnen für gütige Bemühung sehr verbunden. Aber ich hätte noch eine Frage. Seit wann befinden sich gnädiges Fräulein hier im Schlosse?"

„Ich? Seit ungefähr zwei Monaten.“

„Sie waren also schon hier, als Frau v. Bardeleben starb?“

„Nein. Ich kam erst zu ihrer Beisetzung. Aber wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, mein Herr, ob Sie vielleicht den Auftrag haben, auch mich einem Verhör zu unterwerfen?“

„Durchaus nicht. Ich brauche nach dieser Auskunft dem gnädigen Fräulein auch nicht mit weiteren Fragen lästig zu fallen, wenn Ihnen solche, wie es den Anschein hat, unangenehm sind.“

„Unangenehm? — Nein. Sie sind mir ziemlich gleichgültig. Ich bin nur eben keine Freundin von polizeilichen —“

„Es tut mir aufrichtig leid, nach dieser Richtung hin an meine Dienstanweisung gebunden zu sein. Gnädiges Fräulein haben übrigens keine Veranlassung, darin etwas wie persönliches Mißtrauen zu sehen.“

„Nun, so fragen Sie meinetwegen, was Sie von mir zu erfahren wünschen.“

„Es ist nur sehr wenig. Im Dienst des Herrn v. Bardeleben befand sich bis vor kurzem ein Zimmermädchen namens Fanni Hasselbauer. War Ihnen dies Mädchen bekannt?“

„Gewiß! Es geschah auf meine Veranlassung, daß sie aus dem Dienst entlassen wurde. Liegt etwas gegen sie vor?“

„Das möchte ich nicht gesagt haben. Aber es würde mir trotzdem von einigem Wert sein, Ihr Urteil über den Charakter des Mädchens zu vernehmen.“

„Sie war eine kecke und vorwitzige Person, deren anmaßendes Auftreten zuletzt einfach unerträglich wurde. Sonst weiß ich nichts über sie zu sagen, denn Sie begreifen, daß ich nicht gewöhnt bin, den Charakter

meiner Domestiken zum Gegenstand eines besonderen Studiums zu machen."

Wieder eine Verbeugung. „Eine ausgeprägte Verlogenheit des Mädchens ist Ihnen also nicht aufgefallen?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Dann gibt es hier im Schlosse noch einen anderen weiblichen Dienstboten, der einiges Interesse für mich hat, eine Kinderfrau oder ein Kindermädchen namens Josepha Guradze. Gnädiges Fräulein kennen wohl auch diese?"

„Selbstverständlich. Schon seit meiner Kindheit sogar. Sie gehört gewissermaßen zum Inventar des Hauses. Aber was wollen Sie denn von der?"

„Ich würde um die Gewährung einer Möglichkeit bitten, einige Fragen unter vier Augen an sie zu richten."

„Das kann sofort geschehen. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß sie sehr einfältig —"

Der Kommissar lächelte. „Mein Dienst hat mich hinlänglich an den Verkehr mit solchen Personen gewöhnt, gnädiges Fräulein. Diese Josepha hat natürlich eine große Anhänglichkeit an ihre Herrschaft?"

„Ich vermute es."

„Wenn ich also bitten dürfte, mir die erwähnte Möglichkeit zu gewähren."

Jadwiga drückte auf den Knopf der Leitung. „Rufen Sie Josepha hierher!" befahl sie dem eintretenden Diener. Dann wandte sie sich an den Kommissar. „Ich werde jetzt meinem Vetter telephonieren und werde Ihnen hierher Bescheid geben lassen, ob Sie ihn erwarten dürfen. Guten Morgen!"

Damit rauschte sie in ihrem lang nachschleppenden,

dunklen Hauskleide hinaus, den Kommissar in der Gewißheit zurücklassend, daß er sich durch sein Verhalten ihre vollste Ungnade zugezogen habe.

Das aber focht den Beamten ersichtlich wenig an. Er musterte mit Interesse seine luxuriöse Umgebung, bis eine der hohen Flügeltüren geöffnet wurde und die knochige Gestalt der alten Josepha sichtbar wurde.

Sie betrachtete den Kommissar mit dem stechenden, mißtrauischen Blick, den sie für alles Fremde hatte, und indem sie hart neben dem Eingang stehen blieb, sagte sie mürrisch: „Ich bin hierher geschickt worden. Was wollen Sie von mir?“

„Ich möchte Sie einiges fragen. Aber treten Sie doch, bitte, näher. Sie brauchen sich nicht zu fürchten.“

„Fürchten? Hier im Schlosse? Ja, wer sind Sie denn, daß ich mich vor Ihnen fürchten soll?“

„Ich bin der Kriminalkommissar Bergmann aus Breslau, ein Polizeibeamter, wenn Ihnen das verständlicher ist. Und Sie sind verpflichtet, mir jede verlangte Auskunft zu geben.“

„So? Bin ich das? Da müßt' ich mich doch erst anderswo befragen. Ich habe nichts verbrochen, und darum wüßt' ich auch nicht, was ich mit der Polizei zu schaffen hätte.“

„Es behauptet ja auch niemand, daß Sie selbst etwas verbrochen hätten. Wenn Sie sich aber weigern, meine Fragen zu beantworten, müssen Sie wahrscheinlich nach Waldenburg auf das Polizeiamt oder das Gericht. Ich denke, da ist es für Sie doch bequemer, mir hier Auskunft zu geben.“

Ein Gang aufs Gericht war für Josephas Vorstellung immer der schrecklichste aller Schrecken gewesen, und der Trotz, mit dem sie sich auf dem Wege

hierher gewappnet hatte, war durch diese Drohung schon halb gebrochen.

„Was soll ich also sagen? Was hat die Polizei überhaupt auf Klein-Ellbach zu suchen?“

„Darüber brauchen Sie sich nicht weiter den Kopf zu zerbrechen. — Und nun kommen Sie näher, liebe Frau, und setzen Sie sich. Wenn Sie sich verständig zeigen, werden wir rasch fertig sein.“

„Ich bin keine Frau, Herr. Mein Bräutigam ist vor der Hochzeit gestorben. Und ich bleibe schon stehen. Ein Dienstbote gehört nicht auf die Herrschaftssessel im Salon.“

„Wie Sie wollen. Sie sind also Fräulein Josepha Guradze und stehen im Dienst des Herrn v. Bardeleben? Schon sehr lange, nicht wahr?“

„Ich bin auf Klein-Ellbach geboren und schon seit meinem fünfzehnten Jahr auf dem Schlosse.“

„Da ist es begreiflich, daß Sie Ihrer Herrschaft sehr wohlgesinnt sind. Aber diese Anhänglichkeit darf Sie nicht abhalten, die reine Wahrheit zu sagen, auch wenn sie für jemand hier im Hause nachteilig sein könnte. Da Sie im persönlichen Dienst der Herrschaften tätig waren, müssen Sie natürlich bemerkt haben, ob das eheliche Leben des Herrn v. Bardeleben ein glückliches oder ein unglückliches gewesen ist.“

„Darum hab' ich mich nicht gekümmert. Das ging mich nichts an.“

„Na, Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß Sie nichts darüber wüßten. Daß unter der Dienerschaft über dergleichen gesprochen wird, ist doch ganz selbstverständlich. Sogar drüben in Reinswaldau wissen die Leute davon zu erzählen.“

„Dann können Sie ja die Leute in Reinswaldau ausfragen. Ich weiß, was sich für einen Dienstboten

gehört, und ich red' nicht über Sachen, die mich nichts angehen."

„Lassen wir das also auf sich beruhen. Die Baronin Bardeleben ist nun vor ungefähr zwei Monaten plötzlich gestorben, und in ihrer Todesstunde ist niemand bei ihr gewesen als Sie und das Zimmermädchen Fanni Hasselbauer. Das geben Sie doch zu?"

„Freilich!"

„Und da seitdem erst wenige Wochen vergangen sind, erinnern Sie sich natürlich auch noch genau an alle Vorgänge der fraglichen Nacht. Erzählen Sie mir, bitte, ausführlich, was Sie damals erlebt und gesehen haben."

„Das kann der Herr Baron besser als ich. Ohne seine Erlaubnis werde ich nichts sagen."

„Der Herr Baron hat Ihnen da nichts zu erlauben oder zu verbieten. Es ist die staatliche Obrigkeit, die in meiner Person Auskunft von Ihnen fordert. So viel Weltkenntnis werden Sie doch wohl haben, um sich darüber klar zu sein, was das bedeutet."

Irgend eine Stelle der Schrift, darin vom Gehorsam gegen die Obrigkeit die Rede ist, ging der frommen Josepha durch den Sinn, und sie wurde wieder kleinlaut. „Wenn Sie die Obrigkeit sind, Herr, dann muß ich freilich wohl reden. Also wie der Herr Baron die gnädige Frau auf das Bett gelegt hatte —"

„Halt! Wir wollen lieber mit dem Anfang beginnen. Wann haben Sie Frau v. Bardeleben vor ihrer Erkrankung zum letzten Male gesehen?"

„Am Abend desselbigen Tages."

„Haben Sie da irgendwelche Zeichen eines Unwohlseins an der Dame bemerkt?"

„Sie war wie immer. Es ist ja auch einer von

ihren Anfällen gewesen, woran sie starb. Und die kamen immer ganz plötzlich."

„Herr v. Bardeleben war erst am nämlichen Abend nach einer längeren Abwesenheit wieder auf Klein-Ellbach eingetroffen?"

„Ja. Er kam zusammen mit dem Fräulein Othmar, was die neue Erzieherin war von unserer kleinen Baronesse."

„Kam es an diesem Abend zu Mißhelligkeiten zwischen dem Bardelebenschen Ehepaar?"

„Wie soll ich das wissen? Glauben Sie denn, daß sie sich vor den Dienstboten gezankt hätten?"

„Man will bemerkt haben, daß der Baron unmutig und aufgeregt war. Es gab damals hier auf dem Gute einen Volontär, einen Herrn v. Reibnitz, und unter den Leuten soll ein Gerede gegangen sein, daß sein Verkehr mit Frau v. Bardeleben ein sehr freundschaftlicher gewesen sei. Halten Sie es nicht für möglich, daß auch dem Baron davon etwas zu Ohren gekommen war, und daß sich daraus seine Stimmung an jenem Abend erklärt?"

„Das ist dummes Geschwätz! Der Herr v. Reibnitz war ein aufgeblasener Affe, und solange ich auf Klein-Ellbach bin, ist hier noch nichts Unrechtes vorgekommen von dieser Art."

Sie war unverkennbar voll der tiefsten Empörung, und sie sah den Kommissar an, als ob sie ihn mit ihren stechenden Augen durchbohren wollte.

Mit einem Lächeln gab er das Thema auf und sagte beschwichtigend: „Nun ja, ich will Ihnen gerne glauben, daß Sie nichts davon bemerkt haben. Es war Ihnen also an dem fraglichen Abend überhaupt nichts Besonderes aufgefallen. Was geschah nun aber in der Nacht?"

„Der Herr Baron klopfte an die Tür meiner Kammer und sagte, ich solle sofort aufstehen, denn der gnädigen Frau wäre nicht gut und sie brauche einen Beistand.“

„War es schon früher einmal vorgekommen, daß Sie aus solchem Anlaß geweckt wurden?“

„Nein. Wenn die Frau Baronin einen ihrer Anfälle hatte, wurde immer nur Fanni gerufen. Die verstand sich am besten darauf, sie wieder zu sich zu bringen. Es war auch bisher stets am Tage passiert und hatte niemals länger angehalten als ein paar Minuten.“

„Für lebensgefährlich wurden diese Anfälle hier von niemand gehalten?“

„Was die anderen davon gedacht haben, weiß ich nicht. Ich aber meinte immer, daß sie nicht alt werden würde.“

„Wie kam es, daß der Baron in jener Nacht gerade Sie weckte und nicht das Zimmermädchen, von dem er doch wußte, daß es mit der Behandlung seiner Frau besser vertraut war?“

„Das müssen Sie ihn selber fragen.“

„Die Hasselbauer hat bekundet, daß sie in ihrer benachbarten Kammer das Klopfen des Herrn v. Bardeleben gehört und seine an Sie gerichtete Aufforderung verstanden habe. Darauf sei sie ebenfalls aufgestanden und habe sich hastig angekleidet. Ist das richtig?“

„Es wird wohl richtig sein. Jedenfalls kam sie sofort auf den Gang heraus, und wir sind dann zusammen mit dem Herrn Baron nach den Zimmern der gnädigen Frau gegangen.“

„Was hat Ihnen Herr v. Bardeleben auf dem Wege dahin gesagt?“

„Er sagte, die Frau Baronin sei plötzlich ohnmächtig

geworden, und er habe sie auf das Ruhebett in seinem Arbeitszimmer gelegt."

„Das Arbeitszimmer befindet sich unmittelbar neben dem damaligen Schlafgemach der Baronin?"

„Jawohl."

„Fanden Sie nun bei Ihrem Eintritt Frau v. Bardeleben an der angegebenen Stelle?"

„Nein, da fanden wir sie nicht."

„Und wo sonst?"

„Sie lag auf der Schwelle zwischen ihrem Schlafgemach und dem kleinen Ankleidezimmer, das daneben ist."

„Sie muß also, wenn die Angabe des Barons richtig war, inzwischen aus ihrer Ohnmacht erwacht und dorthin gegangen sein?"

„Das muß wohl so sein."

„Äußerte denn Herr v. Bardeleben keine Überraschung darüber?"

„Er sagte gar nichts, sondern lief sofort zu ihr hin, um sie bei ihrem Namen zu rufen und sie aufzurichten."

„Frau v. Bardeleben war ohne Bewußtsein?"

„Das war sie."

„Sie haben auch nicht gehört, daß sie irgend einen Laut von sich gegeben hätte?"

„Gesprochen hat sie nichts."

„Einen Schmerzenslaut, meine ich, ein Wimmern oder etwas Dergleichen?"

„Ja — gewimmert hat sie schon. Aber wenn Sie das alles so genau wissen, warum fragen Sie mich denn noch?"

„Weil ich es von Ihnen bestätigt hören möchte. Die Baronin soll sich auch trotz ihrer Bewußtlosigkeit gekrümmt und gewunden haben, wie wenn sie heftige Schmerzen hätte?"

„Anfänglich wohl. Aber nachdem der Herr Baron sie auf das Bett gebracht hatte, lag sie ganz still."

„Hatten Sie nicht den Eindruck, daß es sich bei dieser Erkrankung um etwas anderes handeln müsse als um einen der gewöhnlichen Anfälle?"

„Nein. Ich weiß mit solchen Sachen nicht Bescheid."

„Nun, wir werden darauf zurückkommen. Erzählen Sie weiter."

„Der Herr Baron hob die gnädige Frau auf und legte sie auf ihr Bett. Wir sollten sie auskleiden, sagte er, und sollten ihr die Stirn mit Kölnischwasser reiben, das sie immer anwandte, wenn sie Kopfschmerzen hatte. Er selber wolle nach Reinswaldau hinüberreiten, um den Sanitätsrat zu holen."

„Wäre der Arzt nicht auch telephonisch zu erreichen gewesen? Es gibt doch, wie ich gesehen habe, eine Verbindung zwischen Reinswaldau und dem Klein-Ellbacher Schloß."

Josepha sah den Fragenden geringschätzig an. „Aber man kann doch nicht mitten in der Nacht telephonieren! Das müßten Sie als Obrigkeit eigentlich wissen."

„Auffällig muß es Ihnen immerhin vorgekommen sein, daß der Baron den Arzt selbst holen wollte. Das Natürlichere wäre doch gewesen, daß er jemand aus der Dienerschaft geschickt hätte und bei seiner schwer erkrankten Frau geblieben wäre."

„Wenn Sie unseren Herrn Baron jemals hätten reiten sehen, dann wüßten Sie, daß ihm kein anderer nachmacht, was er fertig bringt. Fragen Sie doch den Reitknecht, der damals die Stallwache gehabt hat, wie's gewesen ist. Der Herr Baron ist in den Stall gekommen, hat sein Leibpferd von der Streu auf-

gerissen, ihm einen Halfterzaum über den Kopf geworfen und hat sich so, wie er war, auf den Gaul geschwungen. Der Reitknecht sollte nach seinem Befehl mit dem Sandläufer so rasch als möglich hinterher, damit der Wagen in Reinswaldau zur Stelle wäre, bis sich der Sanitätsrat fertig gemacht hätte. Es sollte eben keine Minute verloren werden. Können Sie das nicht verstehen?"

„Nun, die Hasselbauer hat sich jedenfalls darüber gewundert, daß Herr v. Bardeleben es so eilig hatte, aus dem Zimmer zu kommen."

„Die Fanni? Ach, bleiben Sie mir doch mit der Person vom Leibe und mit ihren dummen Einbildungen! Ich' hab' mich damals wahrhaftig schon genug über sie geärgert."

„Es ist also richtig, daß sie Ihnen gegenüber sofort der Überzeugung Ausdruck gegeben hat, dies sei keiner von den gewöhnlichen Anfällen der Baronin, und daß sie die Vermutung aussprach, es müsse irgend eine Gewalttat gegen die Frau verübt worden sein?"

„Dergleichen Zeug hat sie freilich dahergeredet. Aber das war doch nur wegen der Beule, die sie an der Schläfe der gnädigen Frau entdeckt hatte, als sie ihr die Stirn mit dem Riechzeug einreiben wollte. Die war aber bloß vom Hinfallen."

„Woher wissen Sie das so bestimmt? Konnte sie nicht ebensowohl von einem Schlage herrühren?"

„Wer sollte denn die gnädige Frau geschlagen haben?" fuhr ihn Josepha im hellsten Zorn an. „Vielleicht unser Herr Baron?"

„Sie halten das für ganz undenkbar? Andere sagen, Herr v. Bardeleben sei sehr jähzornig und habe vor Jahren einen Knecht derart mißhandelt, daß der Mann acht Tage lang das Bett hüten mußte."

„Und hat man Ihnen auch gesagt, weshalb das geschehen war? Weil der Mensch ein auf dem Felde krank gewordenes Pferd halb zu Tode geprügelt hatte. Der Herr Baron war gerade dazugekommen. Wenn er so was sah, konnte ihm freilich die Galle überlaufen. Aber seine Frau! — Es ist ja beinahe, um darüber zu lachen — über das alberne Geschwätz."

„Wenn Sie aber so fest davon durchdrungen waren, daß in den Zimmern der Baronin nichts geschehen war, was vor der Welt hätte verheimlicht werden müssen, warum haben Sie dann der Fanni Hasselbauer mit solcher Heftigkeit verboten, zu irgend einem Menschen von ihren Vermutungen zu sprechen? Und warum sind Sie später, als Sie die Tote wuschen und herrichteten, so ängstlich darauf bedacht gewesen, durch eine geschickte Anordnung der Haare die Verletzung an der Schläfe zu verdecken? Die Hasselbauer glaubt, daß Sie denselben Argwohn gehegt hätten wie sie, und daß es Ihnen nur darum zu tun gewesen sei, Herrn v. Bardeleben vor Unannehmlichkeiten zu bewahren."

„Was die naseweise Gans glaubt, ist mir einerlei. Aber so viel Verstand sollten Sie doch haben, Herr, daß Sie einsehen, warum ich das getan habe. Unsere gnädige Frau sollte nicht entstellt aussehen auf ihrem Totenbette, und die Leute sollten sich auch nicht die Mäuler darüber zerreißen, woher sie das Ding an der Stirne hätte."

„Na, schön! Die Baronin ist dann gestorben, noch ehe Herr v. Bardeleben mit dem Arzte zurückkehrte. Sie hat bis zu ihrem Tode das Bewußtsein nicht wiedererlangt?"

„Sie lag so stille, als ob sie schliefe. Und es war kaum zu merken, als das Ende kam."

„Wie benahm sich der Baron, als er sah, daß die ärztliche Hilfe zu spät kam?“

„Darüber kann ich nichts sagen, denn wir wurden sofort hinausgeschickt. Später war er sehr verstört. Aber er ist ein Mann, wie er sein soll, und das Heulen und Jammern ist nie seine Art gewesen — schon in seiner Knabenzeit nicht.“

Der Kommissar wollte etwas erwidern, da öffnete sich die Flügeltür.

Neunzehntes Kapitel.

„Man hat mir mitgeteilt, daß mein Vetter sich bereits auf der Rückfahrt nach dem Schlosse befindet,“ sagte die eintretende Jadwiga. „Aber er wollte noch einen Abstecher nach der Oberförsterei machen, und es kann darum immerhin noch eine Stunde vergehen, bevor er eintrifft.“

„Ich danke nochmals für die gütige Bemühung, gnädiges Fräulein. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich also Herrn v. Bardeleben erwarten.“

„Und ich kann wohl jetzt endlich gehen?“ knurrte Josepha. „Die kleine Baronesse braucht mich.“

„Nur noch einen Augenblick Geduld! — Nicht wahr, die von der verstorbenen Baronin bewohnten Zimmer liegen im ersten Stockwerk? Würde es mir gestattet sein, sie zu besichtigen?“

Die Frage war an Jadwiga gerichtet, und trotz ihrer Selbstbeherrschung konnte die Baronesse die brennende Neugier nicht ganz verbergen, von der sie seit dem Erscheinen des Polizeibeamten verzehrt wurde.

„Weshalb wünschen Sie das, Herr Kommissar?“ fragte sie zurück.

„Weil es mir dann leichter fallen wird, ein klares

Bild von den Vorgängen zu gewinnen, zu deren Feststellung ich hierher gesandt worden bin. Ich müßte verlangen, daß Josepha Guradze mich begleitet, aber ich möchte zugleich die ergebene Bitte aussprechen, daß auch das gnädige Fräulein als Vertreterin des abwesenden Hausherrn bei der Besichtigung zugegen bleibt."

Jadwiga war schon im Begriff gewesen, die Erfüllung seines Verlangens rundweg zu verweigern. Die letzten Worte aber machten sie sofort anderen Sinnes. Sie rechnete darauf, bei dieser Gelegenheit endlich zu erfahren, welchem Zweck dieser polizeiliche Besuch dienen sollte. Zum grenzenlosen Erstaunen der alten Josepha erwiderte sie daher nach einem kurzen Zögern: „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß die betreffenden Zimmer seit dem Tode der Baronin auf ein ausdrückliches Verbot meines Vetters hin von niemand mehr betreten werden sollen. Die Tote wurde am Morgen nach ihrem Ableben in die unteren Räume verbracht, um dort aufgebahrt zu werden, und unmittelbar hinter ihr wurden die Zimmer verschlossen. An diesem Morgen erst hat mein Vetter die Schlüssel herausgegeben, weil mir eine Lüftung und Reinigung der Gemächer doch unerläßlich schien. — Gehen Sie zu der Mamsell, Josepha, und fragen Sie, ob damit schon begonnen worden ist. Wenn es nicht der Fall sein sollte, so lassen Sie sich von ihr die Schlüssel aushändigen."

Die Alte brummte etwas Unverständliches vor sich hin und ging kopfschüttelnd hinaus.

„Nun?" fragte Jadwiga nach ihrer Entfernung. „Haben Sie nicht bestätigt gefunden, was ich Ihnen vorhin über unsere gute alte Josepha sagte?"

„In mancher Hinsicht allerdings, gnädiges Fräulein.

Aber ich bin mit dem Ergebnis der Vernehmung nichtsdestoweniger durchaus zufrieden."

„Da Sie mich vorhin über den Charakter des fortgeschickten Zimmermädchens befragten, so ist mir nachträglich eingefallen, daß die Person bei ihrem Fortgehen unverkennbar die Absicht hatte, sich auf irgend eine Art für ihre Entlassung zu rächen. Ich erinnere mich jetzt auch, daß ich sie wiederholt auf dreisten Lügen ertappte."

Der Kommissar verbeugte sich leicht. „Es ist mir sehr interessant, das zu hören."

Für einen Augenblick hatte Jadwiga geglaubt, etwas wie Sarkasmus aus dem Klang seiner Stimme herauszuhören; aber was hätte diesem kleinen Beamten einen Anlaß und ein Recht gegeben, die Mitteilungen der Baronesse v. Ostrowski anders als mit respektvoller Gläubigkeit aufzunehmen?

Daß er keine weitere Bemerkung oder Frage hatte, befremdete sie allerdings, und sie war nichts weniger als entzückt über die Rolle, die sie ihm gegenüber spielte.

Als Josepha sehr langsam mit den Schlüsseln zurückkehrte, wandte sie sich in derselben hochmütigen Haltung, die sie beim Empfange des unwillkommenen Besuchers angenommen hatte, zur Tür: „Wollen Sie mir also, bitte, folgen!"

Sie stiegen — Josepha mit ihrer finstersten Miene als letzte — in das obere Stockwerk empor, und Jadwiga ließ den Kommissar in das Arbeitszimmer Bardelebens eintreten, das der Treppe am nächsten lag. Man konnte von hier aus durch die offenstehenden Verbindungstüren sowohl das Schlafgemach der Baronin wie einen Teil des kleinen Ankleidezimmers übersehen; aber da alle Fenster geschlossen und alle Rouleaus herabgelassen waren, herrschte nur eine

ungewisse Dämmerung in den noch vom Moderduft verwelkter Blumen erfüllten Räumen.

„Ziehen Sie die Vorhänge auf, Josepha," befahl die Baronesse, „und öffnen Sie wenigstens eines der Fenster. Man kann hier ja kaum atmen."

Der Beamte hatte mit forschenden Blicken Umschau gehalten. Nun, nachdem sie den ihr erteilten Auftrag ausgeführt hatte, wandte er sich an die Alte. „Bezeichnen Sie mir, bitte, genau die Stelle, an der Sie Frau v. Bardeleben fanden!"

„Aber, ich bitte Sie," kam Jadwiga im Ton zornigster Empörung der Antwort Josephas zuvor, „was soll das heißen? Nach dieser in meiner Gegenwart ausgesprochenen Aufforderung habe ich ein Recht, Aufklärung über den Zweck Ihres Hierseins von Ihnen zu verlangen. Ihre Feststellungen sollen sich also auf den Tod meiner unglücklichen Verwandten beziehen?"

„Allerdings, gnädiges Fräulein. Ich war der Meinung, Sie hätten das bereits erraten."

„Wie sollte ich auf eine so ungeheuerliche Vermutung verfallen! Es ist skandalös, daß eine Behörde sich dergleichen herausnehmen darf, und ich würde Ihnen einfach die Tür gewiesen haben, wenn Sie mir sogleich gesagt hätten, daß Sie in solcher Absicht kämen."

Der Kommissar blieb vollkommen höflich. „Ein Polizeibeamter, der in dienstlichem Auftrage erscheint, pflegt sich nicht ohne weiteres die Tür weisen zu lassen, meine Gnädigste. Im übrigen kann ich Ihre Entrüstung nicht ganz verstehen. Wenn die Vermutung laut geworden ist, daß Frau v. Bardeleben nicht eines natürlichen Todes gestorben sei, so hat doch sicherlich niemand dringenderes Interesse an einer Klarstellung als ihre Angehörigen."

„Nun, es wird Sache des Barons sein, sich darüber

mit Ihnen auseinanderzusetzen. Vor ihm werden Sie es zu rechtfertigen haben, daß Sie mich veranlaßten, Ihnen diese Gemächer zu öffnen."

„Selbstverständlich, mein gnädiges Fräulein! — Also auf der Schwelle zwischen diesen beiden Zimmern lag die Baronin, als Sie eintraten?" wendete er sich an Josepha.

„Jawohl."

„Sie hätte demnach volle fünfzehn Schritte machen müssen, um vom Arbeitszimmer bis hierher zu gelangen. Wie lange kann der Baron nach Ihrer Schätzung von hier abwesend gewesen sein, um Sie und das Zimmermädchen zu holen?"

„Das weiß ich nicht. Es können zehn Minuten gewesen sein, aber auch weniger. Nach der Uhr hab' ich nicht gesehen."

„Wo lag der Kopf der Baronin, als Sie sie fanden?"

„Neben dem Stuhl da. Auf den muß sie im Fallen aufgeschlagen sein und sich die Beule geholt haben."

„Was für ein Glas ist dies? Und was hat sich darin befunden?"

Die Frage bezog sich auf ein hochgestieltes Likörglas von feinstem Bakkaratschliff, das der Kommissar von einem unmittelbar neben der Tür des Ankleidezimmers stehenden Tischchen aufgenommen und prüfend gegen das Licht gehalten hatte. Es war leer, aber der unterste Teil der Höhlung war von einer eingetrockneten Substanz oder einem Niederschlage mit einer feinen weißlichen Schicht bedeckt, die sich allerdings nur bei genauer Betrachtung dem Auge offenbarte.

Josepha sagte mit ihrem gewohnten, verdrießlichen Kopfschütteln. „Wie soll ich das wissen? Es ist eines von den beiden Gläsern, die immer neben der Likörkaraffe auf dem Schreibtisch des Herrn Barons standen.

Der gnädige Herr trinkt vor dem Schlafengehen stets einen Kognak. Das tat er schon, wenn er als junger Leutnant auf Urlaub nach Klein-Ellbach kam."

Bergmann hatte einen Blick nach dem Schreibtisch hinübergeworfen. „Die Karaffe ist inzwischen entfernt worden?"

„Sie ist am Morgen nach dem Tode der gnädigen Frau heruntergefallen und entzweigegangen, wie das ganze Arbeitszimmer voll von Menschen war."

Der Kommissar, der das Glas unausgesetzt prüfend betrachtet und wiederholt an seine Nase geführt hatte, schwieg eine kleine Weile. Dann fragte er weiter: „Sie sagen, seit der Fortschaffung der Toten seien die Zimmer von niemand mehr betreten worden? Es ist also auch nicht wahrscheinlich, daß dies Glas erst nach dem Ableben der Baronin hierher gelangt ist?"

Josepha mußte nachdenken, ehe sie den Sinn seiner Worte begriff. Dann erwiderte sie: „Erkundigen Sie sich danach bei jemand, der allwissend ist. Ich hab' von dem Geschwätz nun nachgerade genug, und ich gehe jetzt zu meiner kleinen Baronesse."

Sie lief wirklich zur Tür, und diesmal hielt der Kommissar sie nicht mehr zurück. Verbindlich, als hätte er ihren vorigen Zornesausbruch ganz vergessen, kehrte er sich gegen Jadwiga: „Wohin — wenn es mir erlaubt ist zu fragen, gnädiges Fräulein — gelangt man durch diese Tür?"

„In dem anstoßenden Zimmer schläft das Töchterchen des Barons. Aber die Tür ist niemals benützt worden. Schon als ich vor längerer Zeit zum Besuch auf Klein-Ellbach weilte, war der Schlüssel verloren gegangen und, soviel ich weiß, ist bis heute kein neuer angefertigt worden."

Sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam, dem Manne

mit einem Male so bereitwillig Auskunft zu geben. Vielleicht war es eine Folge der seltsamen, beklemmenden Angst, von der sie sich ergriffen fühlte, seitdem sie hier an dieser Stelle, wo Irma v. Bardeleben ihren letzten Atemzug getan, zur Zeugin eines Verhörs geworden war, das den Tod der jungen Frau aus einem natürlichen Geschehnis plötzlich zu einem düsteren und geheimnisvollen machte. Dieser bei aller ruhigen Bestimmtheit so weltmännisch höfliche Beamte erschien ihr jetzt geradezu fürchterlich. Sie hatte die Empfindung, daß hinter jeder seiner gleichmütigen Fragen eine schreckliche, lauernde Absicht verborgen sei, und daß unerbittlich, unaufhaltsam irgend etwas Grauenhaftes auf sie zuschliche.

Ihre Stimme hatte gezittert, während sie seine Frage beantwortete, und sie würde sicherlich den ersten besten Vorwand ergriffen haben, um seiner für sie jetzt so beängstigenden Nähe zu entfliehen, wenn sie nicht durch das Erscheinen der Zofe, die Fannis Nachfolgerin geworden war, erlöst worden wäre.

„Gnädiges Fräulein, der Herr Baron ist soeben zurückgekommen," meldete das Mädchen.

Ohne Besinnen wandte sich Jadwiga zum Gehen. „Ich werde meinen Vetter von Ihrem Hiersein unterrichten," sagte sie hastig. „Man wird Ihnen sogleich mitteilen, ob er bereit ist, Sie zu empfangen."

Bardeleben hatte nach einem kurzen Gespräch mit dem Diener bereits die Bibliothek betreten, und das Gesicht, das er Jadwiga zukehrte, offenbarte keinerlei Anzeichen einer ungewöhnlichen Erregung.

Sie aber umfaßte mit beiden Händen seinen Arm und flüsterte: „Harro — um des Himmels willen, was soll das bedeuten? Es ist jemand von der Polizei da, der Erhebungen anstellen soll über Irmas Tod. Er

hat Josepha fast eine Stunde lang verhört, und dann mußte ich ihn in das Sterbezimmer hinaufführen. Nun verlangt er dich zu sprechen. Hast du eine Erklärung für all dies Gräßliche?"

„Nein," erwiderte er ruhig. „Aber ich werde sie ja wahrscheinlich von dem Beamten erhalten. Man soll ihn hierher schicken. — Aber vor allem: wie befindet sich Fräulein Othmar?"

„Soviel ich weiß, geht es ihr ganz gut. Den Arzt aus Reinswaldau hat sie gleich wieder fortgeschickt, ohne sich von ihm untersuchen zu lassen, und Josepha sagt, daß sie sie nur mit Mühe habe verhindern können, aufzustehen. Es kann also mit ihrer Krankheit unmöglich viel auf sich haben."

„Um so besser. — Und jetzt ist es wohl am nötigsten, daß ich den Herrn von der Polizei abfertige."

Jadwiga ging, ohne sich beruhigter zu fühlen als bei ihrem Eintritt. Sie schickte das Mädchen hinauf, um den Kommissar zu benachrichtigen, und begab sich in das Wohnzimmer. Der Beamte aber betrat gleich darauf die Bibliothek, wo ihn Bardeleben vor seinem Schreibtisch erwartete.

„Sie sind Herr Bergmann, Kriminalkommissar aus Breslau?" fragte der Baron mit einem Blick auf die vor ihm liegende Karte. „Ich bitte um Ihre Legitimation."

Er prüfte das Papier, das der andere ihm bereitwillig überreicht hatte, und gab es zurück.

„Ich danke. — Wollen Sie gefälligst Platz nehmen! In welcher Angelegenheit sind Sie hier?"

„Es ist ein Ermittlungsverfahren angeordnet worden, Herr Baron, zur Feststellung der Umstände, unter denen der Tod Ihrer Frau Gemahlin erfolgt ist."

Bardelebens Gesicht blieb unbeweglich. „Von

wem ist das angeordnet worden? Die Breslauer Behörden wären dazu ja gar nicht befugt. Zuständig ist hier nur die Waldenburger Polizei beziehungsweise das dortige Gericht."

„Meine Entsendung geschah auch lediglich auf Requisition der Waldenburger Polizeidirektion. Die Erklärung ist ziemlich einfach. Die Denunziation, die den Anlaß zu dem Verfahren gegeben hat, erfolgte in Breslau, und die Denunziantin wurde von mir vernommen. Wir haben das Protokoll dann zur weiteren Veranlassung an die Waldenburger Polizeibehörde geschickt, und diese hat um meine Entsendung gebeten, weil sie eben annahm, daß ich mit dem Gegenstand besser vertraut sei als einer ihrer nur auf das Protokoll angewiesenen Beamten."

Er hätte einem Vorgesetzten nicht höflicher und sachlicher Bericht erstatten können, als er die Frage Bardelebens beantwortet hatte. Nichts von der auf suggestive Wirkung berechneten Überlegenheit des inquirierenden Kriminalisten war in seinem Benehmen.

Bardeleben lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah ihm mit klarem, festem Blick ins Gesicht. „Eine Denunziation — sagen Sie. Eine bestimmt formulierte Beschuldigung also? Gegen wen?"

„Nicht eigentlich gegen eine genau bezeichnete Persönlichkeit. Im Grunde handelt es sich vielmehr nur darum, daß die Person, von der die Anzeige ausging, auf Grund ihrer wirklichen oder vermeintlichen Wahrnehmungen nicht an einen natürlichen Tod der Frau Baronin glaubt, und daß sie zur Beruhigung ihres Gewissens der Behörde davon Mitteilung machen zu müssen meinte."

„Sind Sie ermächtigt, mir den Namen der Denunziantin zu nennen?"

„Es ist Ihr ehemaliges Zimmermädchen Fanni Hasselbauer.“

„Ein ebenso gemeiner wie alberner Racheakt also! Und auf solche Angaben hin setzt man den ganzen polizeilichen Apparat in Bewegung?“

„Wir sind gesetzlich verpflichtet, jeder Anzeige nachzugehen, von wem immer sie herrühren mag und wie durchsichtig auch ihre Beweggründe sein mögen. Vielleicht hätte sich ja alles weitere erübrigt, wenn wir den Sanitätsrat Doktor Mittmann hätten befragen können, der die Verstorbene untersucht und die Todesursache doch jedenfalls mit aller durch die Umstände gebotenen ärztlichen Gewissenhaftigkeit festgestellt hat. Aber der Herr ist leider schwer krank und wird, wie ich höre, aller Voraussicht nach überhaupt nicht wieder vernehmungsfähig werden.“

„Aber er hat die Todesursache seinerzeit in dem von ihm vorschriftsmäßig ausgestellten Attest bestätigt. Ist das denn nicht genug?“

„Nicht ganz! Auch der tüchtigste und erfahrenste Arzt ist der Möglichkeit eines Irrtums ausgesetzt, zumal, wenn er sich sein Urteil erst nach bereits eingetretenem Tode bilden muß. Er wird hinsichtlich der Krankheitserscheinungen dann ja immer mehr oder weniger auf die Angaben anderer angewiesen sein, die die eigene Beobachtung nicht vollständig ersetzen können. Auch ist es denkbar, daß ihm dabei absichtlich oder unabsichtlich etwas Wichtiges verschwiegen wird. Um die Bescheinigung des Doktors Mittmann als unbedingt zuverlässig anerkennen zu können, hätte man also wohl von ihm selbst erfahren müssen, auf Grund welcher einwandfreien wissenschaftlichen Untersuchung er die Todesursache festgestellt hat.“

Bardeleben hatte ihm sehr aufmerksam zugehört, und nun nickte er zustimmend. „Das ist vom behördlichen Standpunkt aus vollkommen einleuchtend. Aber was wünschen Sie denn nun eigentlich von mir zu erfahren?“

„Ich bitte Sie um eine ausführliche Schilderung der Umstände, Herr Baron, unter denen Erkrankung und Tod Ihrer Frau Gemahlin erfolgt sind.“

„Die Erfüllung dieses Wunsches muß ich zu meinem Bedauern rundweg ablehnen.“

„Pardon! Sie haben mich ohne Zweifel nicht ganz richtig verstanden. Es handelt sich für uns selbstverständlich nur um die Geschehnisse der fraglichen Nacht, und über diese, soweit sie sich in Ihrem Beisein abgespielt haben, die Auskunft zu verweigern, haben Sie doch gewiß keinen Anlaß.“

„Doch, Herr Kommissar, und den allertriftigsten. Ich ersuche Sie also, sich an meiner bestimmten und bündigen Erklärung genügen zu lassen, daß ich mich über die Vorgänge in der Todesnacht meiner Frau nicht äußern werde, weder vor Ihnen noch an irgend einer anderen behördlichen Stelle.“

„Darauf war ich allerdings nicht vorbereitet, und ich würde es auf das lebhafteste bedauern, Herr v. Bardeleben, wenn Sie bei diesem Entschlusse verharrten. In Ihrem Interesse namentlich würde ich es bedauern.“

„In meinem Interesse?“

„Zu dem Edelmann und Offizier darf ich wohl freimütiger sprechen, als ich es vielleicht vor einem anderen dürfte. Das ganze Auftreten der Denunziantin und die Art ihrer Bekundungen haben mir ja von vornherein keinen Zweifel darüber gelassen, daß es sich für sie in der Tat weniger um einen unwiderstehe-

lichen Gewissenszwang als um die Befriedigung eines Rachebedürfnisses handelte, und ich gestehe, daß ich in ihrer Erzählung nichts anderes sah als den gewöhnlichen Dienstbotenklatsch, der sich in nichts aufzulösen pflegt, sobald man ihm einigermaßen energisch auf den Grund geht."

„Und sind Sie inzwischen anderer Meinung geworden?"

„Die tatsächlichen Angaben des Mädchens haben sich in allen Stücken als richtig erwiesen, Herr Baron. Die Schlüsse, die sie aus ihren Beobachtungen gezogen hat, mögen ja falsch sein; aber diese Beobachtungen selbst hat sie jedenfalls vollkommen zutreffend geschildert. Die Waldenburger Behörden werden also nicht umhin können, der Sache weiter nachzugehen, wenn nicht von Ihrer Seite die unbedingt notwendigen Aufklärungen erfolgen."

„Das ist mir unverständlich. Wenn es überhaupt einen Sinn haben soll, kann es doch nur der sein, daß man mich eines an meiner Frau verübten Verbrechens verdächtigt."

„Davon kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil bis jetzt keinerlei Beweis dafür vorliegt, daß Ihre Gemahlin überhaupt das Opfer eines Verbrechens geworden ist. Verschiedene Anzeichen aber scheinen allerdings die Vermutung der Hasselbauer zu bestätigen, daß Frau v. Bardeleben nicht, wie Doktor Mittmann annahm, einem Anfall ihres schon früher zuweilen aufgetretenen Leidens erlegen ist. Die Möglichkeit eines gewaltsamen Todes scheint vielmehr nicht ausgeschlossen. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß diese Möglichkeit genügt, um die Behörden zu weiteren Nachforschungen zu zwingen. Daß das nicht unter vollständigem Ausschluß der Öffentlichkeit

geschehen könnte, liegt auf der Hand. Die Staatsanwaltschaft würde sich vielleicht sogar veranlaßt sehen, eine Exhumierung der Leiche anzuordnen, und man weiß ja, welch wilde und abenteuerliche Gerüchte durch derartige Maßnahmen stets hervorgerufen werden. Dem allem ließe sich möglicherweise durch die von Ihnen erwarteten Aufklärungen vorbeugen, und ich würde es durchaus nicht verstehen, wenn Sie —"

„Geben Sie sich, bitte, weiter keine Mühe. Ich weiß, was ich spreche, und ich habe meiner bereits abgegebenen Erklärung nichts mehr hinzuzufügen. Die Behörden mögen tun, was sie vor dem Gesetz und vor dem gesunden Menschenverstande verantworten können. Ich aber wünsche, mit Zumutungen von der Art der heute an mich gestellten verschont zu bleiben."

„Ich darf also überhaupt keine auf diese Vorgänge bezügliche Frage an Sie richten?"

„Soweit es sich dabei um Vorkommnisse zwischen meiner Frau und mir handeln soll — nein!"

„Auch darauf wollen Sie mir nicht antworten, ob der Tod der Frau Baronin nicht vielleicht ein freiwilliger gewesen ist?"

Bardeleben warf den Kopf zurück. „Was soll das heißen? Sie denken an einen Selbstmord? Das ist ja heller Unsinn. Abgesehen davon, daß jedes Motiv dazu gefehlt hätte, wäre ja auch gar keine Möglichkeit der Ausführung dagewesen."

„Eine solche Möglichkeit ließe sich wohl konstruieren. Als Sie Ihre Gattin nach Eintritt des Anfalls — wir müssen wohl sagen: des ersten Anfalls — verließen, befand sie sich auf dem Ruhebett in Ihrem Arbeitszimmer — nicht wahr?"

„Allerdings."

„Und als Sie mit den zum Beistand herbeigeholten

Dienstboten zurückkehrten, lag sie mit einer Verletzung an der Stirn auf der Schwelle des Ankleidezimmers, wimmernd und sich in Schmerzen windend. Sie muß also inzwischen zu sich gekommen sein und Kraft genug gehabt haben, sich aus dem Arbeitszimmer in das zweite der daneben liegenden Gemächer zu begeben. Wenn es so war, würde es ihr natürlich auch nicht an der nötigen Kraft gefehlt haben, einen Selbstmordversuch zu unternehmen. Ist Ihnen bekannt, ob die Frau Baronin über irgend ein rasch wirkendes Gift verfügte?"

„Nein, davon weiß ich nichts. Aber ich halte es auch für ganz überflüssig, diesen Faden weiterzuspinnen. Meine Frau würde niemals Hand an sich selbst gelegt haben — niemals!"

„Das ist doch nur Ihre persönliche Überzeugung, Herr v. Bardeleben! Sie können sich täuschen. Kennen Sie dies Glas?"

Er hatte das mitgebrachte Likörgläschen vorhin bei seinem Eintritt unbemerkt auf den großen Tisch inmitten des Raumes gestellt und hielt es nun dem überraschten Baron entgegen.

„Gewiß! Es ist eines von den beiden, die neben der Kognakkaraffe oben auf meinem Schreibtisch standen. Wie kamen Sie dazu, es von dort fortzunehmen?"

„Ich habe es nicht von Ihrem Schreibtisch genommen, Herr Baron. Es stand auf einem Tischchen im Ankleidezimmer Ihrer Gemahlin, unmittelbar neben der Stelle, an der sie allem Anschein nach plötzlich zusammengebrochen ist. Wissen Sie, wie es dahin gekommen ist?"

„Nein."

„Sie haben also auch keine Vermutung über die

Beschaffenheit des Getränks, das sich zuletzt darin befunden hat?"

„Nein. Als ich an dem fraglichen Abend mein Arbeitszimmer betrat, habe ich nach meiner Gewohnheit eines der beiden Gläser aus der Karaffe mit Kognak gefüllt; aber ich kam nicht dazu, es auszutrinken, weil ich durch den Eintritt meiner Frau abgelenkt wurde. Was aus dem Inhalt geworden ist und wie das Glas, vorausgesetzt, daß es sich um das nämliche handelt, in das Ankleidezimmer gekommen ist, kann ich nicht sagen."

„Sie haben, wie ich voraussetze, nichts dagegen einzuwenden, daß ich das Glas zum Zwecke einer chemischen Untersuchung mit mir nehme?"

„Nicht das mindeste. Aber es ist ja leer."

„Die moderne Wissenschaft macht zuweilen auch in leeren Gefäßen interessante Entdeckungen. Und für mich handelt sich's ja auch nur darum, nichts unbeachtet zu lassen, was möglicherweise zur Aufklärung der Sache beitragen kann."

„Tun Sie, was Ihnen geboten scheint. Aber ich kann Sie nur noch einmal nachdrücklich auffordern, diese Selbstmordhypothese als ganz unsinnig fallen zu lassen. — Und nun darf ich unsere Unterhaltung wohl als beendet ansehen?"

„Wie Sie wünschen, Herr v. Bardeleben. Nur eine Bitte noch! Ich möchte dies Gläschen unter Ihren Augen einpacken, und ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie das Päckchen selbst versiegeln und mit dem Abdruck Ihres Petschafts versehen wollten."

Bardeleben machte eine ungeduldige Bewegung. „Das sind der Umständlichkeiten fast zu viele für eine so zwecklose Sache. Aber wenn es Ihnen notwendig scheint — meinetwegen."

Zehn Minuten später verließ der Kommissar das Klein-Ellbacher Herrenhaus und schlug zu Fuß den Weg nach Reinswaldau ein.

Vor dem Wirtshause, in dem ihn nach der erhaltenen Anweisung der Harmsdorfer Mietskutscher erwartete, hielt ein elegantes Automobil, und als der Beamte das neben dem Gastzimmer gelegene Herrenstübchen betrat, kam ihm Herbert Rasmussen entgegen.

Der Oberleutnant war sehr bleich, und sein schmales Gesicht schien seltsam gealtert und verfallen. „Seit beinahe einer Stunde schon warte ich hier auf Ihre Rückkehr," sagte er halblaut. „Haben Sie meinen — haben Sie Herrn v. Bardeleben gesprochen?"

„Allerdings, Herr Oberleutnant. Aber ich bitte, keine Auskünfte über das Ergebnis meiner Vernehmungen von mir zu verlangen."

Rasmussen fuhr sich nervös mit der Hand über die Stirn. „Ja, ja, ich weiß — das ist Dienstgeheimnis. Aber das eine dürfen Sie mir doch sagen, ob der Verdacht sich als hinfällig erwiesen hat, und ob Sie die Gewißheit gewonnen haben, daß meine Schwester eines natürlichen Todes gestorben ist?"

„Nein, diese Gewißheit habe ich nicht gewonnen. — Alle Angaben der Fanni Hasselbauer haben sich als zutreffend erwiesen."

„Ah, dann — dann — —"

Der Oberleutnant beendete die angefangene Rede nicht; er preßte die geballten Fäuste gegen die Schläfen und lief wohl ein halbes Dutzendmal im Zimmer auf und nieder wie ein von heftigen körperlichen Schmerzen Gepeinigter. Dann — mühsam beherrscht — trat er wieder zu dem Kommissar, der sich an einen Tisch gesetzt hatte, um einige Aufzeichnungen in seinem Notizbuch zu machen.

„Was wird nun weiter geschehen? Kehren Sie von hier aus direkt nach Breslau zurück?“

„Nein. Ich muß zunächst nach Waldenburg, um dort an der zuständigen Stelle meinen Bericht zu erstatten. Sache des Waldenburger Polizeidirektors ist es, weiter in der Sache zu verfügen.“

„So stelle ich Ihnen mein Automobil zur Verfügung, vorausgesetzt, daß Sie nichts gegen meine Gesellschaft einzuwenden haben. Denn auch ich habe in Waldenburg zu tun.“

Der Beamte verbeugte sich dankend. „Ich nehme Ihr Anerbieten gerne an, Herr Oberleutnant. — Aber darf ich mir, nicht als Polizeibeamter, sondern als Kamerad, eine freimütige Bemerkung gestatten?“

„Ich bitte darum.“

„Als ich in Breslau meine Reise antrat, hielt ich den Auftrag, mit dem man mich da zu meinem lebhaften Mißvergnügen bedacht hatte, für einen recht unnützen und überflüssigen. Dieser Ansicht würde ich vielleicht noch jetzt sein ohne die Mitteilungen, die ich von Ihnen über das eheliche Unglück Ihrer Frau Schwester und über den jähzornigen, gewalttätigen Charakter des Herrn v. Bardeleben erhalten. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß dieselben Dinge verdächtig oder unverdächtig erscheinen können, je nach der Beleuchtung, in der man sie sieht. In bezug auf die Bewertung meiner Feststellungen will das nicht viel sagen, denn die Verantwortung für das, was daraufhin zu geschehen oder nicht zu geschehen hat, liegt nicht bei mir, sondern bei den anderen Instanzen. Aber auch diese Instanzen sind natürlich einer Beeinflussung durch vorgefaßte Meinungen zugänglich, und darum wäre es vielleicht besser, wenn Sie mit Ihren Aussagen zurückhielten, bis man sich auf an-

derem Wege einige Klarheit über die Sachlage verschafft hat."

Herbert Rasmussen hatte während der ersichtlich wohlbedachten Rede des anderen seine straffe soldatische Haltung angenommen. „Soll ich das dahin verstehen, Herr Kamerad, daß Sie an der Glaubwürdigkeit meiner Angaben zweifeln?"

„Gewiß nicht. Aber während meiner zehnjährigen Beamtentätigkeit habe ich gelernt, vorsichtig zu sein in der Beurteilung menschlicher Dinge. Auch der Klügste von uns tut immer gut, mißtrauisch zu sein gegen seine eigene Seelenkenntnis, doppelt mißtrauisch, wenn es sich darum handelt, hüben und drüben das Maß der Schuld abzuwägen in einer unglücklichen Ehe. Denn niemals sind wir in größerer Gefahr, uns der ärgsten Ungerechtigkeit schuldig zu machen, als gerade da. Sie haben mir gesagt, daß Sie Ihre Frau Schwester über alles geliebt haben, und Sie haben mir nicht verhehlt, daß Sie Ihren Schwager hassen. Liebe und Haß aber sind die denkbar schlechtesten Berater unseres Verstandes. Und wenn es sich — was mir hier keineswegs ausgeschlossen scheint — um die Ehre und die Existenz eines Mannes handelt, so —"

Weiter ließ Herbert Rasmussen ihn nicht kommen. Ohne Heftigkeit, aber in Ton und Haltung einer vornehmen Unnahbarkeit sagte er: „Ich nehme als selbstverständlich an, Herr Kommissar, daß Ihre Mahnung wohlgemeint ist, und daß sie nichts Beleidigendes für mich enthalten sollte. Darum quittiere ich sie mit Dank für die gute Absicht. Im übrigen werden Sie mir wohl glauben, daß ich vor meinem Gewissen verantworten kann, was ich tue. Und nun bitte ich Sie, zu bestimmen, wann der Chauffeur zur Abfahrt bereit sein soll."

Zwanzigstes Kapitel.

Nicht einmal in den ersten Tagen nach dem Tode der Baronin hatte eine so unheimlich dumpfe und bedrückende Stimmung im Klein-Ellbacher Herrenhause geherrscht wie seit dem Besuch des Polizeibeamten, über dessen Absichten und Handlungen die Dienstboten in verschwiegenen Winkeln die seltsamsten und aufregendsten Dinge zu erzählen wußten. Woher die Gerüchte stammten, blieb allerdings ein unaufgeklärtes Geheimnis, denn Josepha hatte neugierige Frager auf eine Weise abgefertigt, die ihnen die Lust benehmen mußte, ihren Wissensdurst aus dieser Quelle zu stillen, und daß Jadwiga sich zu keinem Untergebenen über den Inhalt ihrer mit dem Kommissar geführten Gespräche geäußert hatte, war selbstverständlich.

In Reinswaldau war im Verlauf der nächsten Tage das Getuschel und Gewisper schon zum offenen Gerede geworden, und in den Werkstätten der Weberei wie abends an den Wirtshaustischen sprach man von der Ermordung der Frau v. Bardeleben und von der gegen den Baron eingeleiteten Untersuchung bereits wie von feststehenden Tatsachen.

Aber es war merkwürdig, daß fast mit demselben Augenblick, da die schon seit dem Beisetzungstage umherschleichenden Gerüchte so überraschend plötzlich eine feste Gestalt angenommen hatten, auch ein völliger Umschwung der öffentlichen Meinung eingetreten war. Mancher, der offen oder versteckt die Faust hinter ihm geballt hatte, wenn der Baron v. Bardeleben an ihm vorübergeritten oder gefahren war, sprach jetzt mit Ausdrücken ehrlichen Mitleids von seinem Geschick. Man hatte sich in vermeintlichem Gerechtigkeitssinn

dagegen empört, daß der Arm der strafenden Justiz, der jeden armen Teufel bei der geringfügigsten Übertretung zu erhaschen wußte, sich nach dem reichen und vornehmen Manne nicht auszustrecken wagte; jetzt aber, da man ihn von diesem Arm bereits gepackt glaubte, fühlte man mit einem Male die herzlichste Teilnahme für den schönen, ritterlichen Mann, von dessen Handlungen und dessen Charakter eigentlich niemand etwas Übles zu sagen wußte.

Über das Bild der fast schon zu einer hehren Lichtgestalt verklärten Baronin aber fielen jetzt von allen Seiten her dunkle Schatten. Alle die scheinbar vergessenen kleinen Züge von Hochmut, Härte und Herzlosigkeit, die man an der Lebenden mit so bitterem Groll empfunden, tauchten wieder auf, und man erinnerte sich mit voller Deutlichkeit auch der Gerüchte, die von der Dienerschaft des Schlosses über die Vertrautheit ihres Verkehrs mit dem Volontär verbreitet worden waren.

Wer konnte wissen, wie furchtbar der Baron, über dessen Gutmütigkeit es jetzt nur noch eine einzige Stimme gab, durch diese Frau gereizt worden war, ehe er seine Hand gegen sie erhob! Denn daß er sie im Zorn erschlagen habe, war ja die einzige allgemein verbreitete und überall geglaubte Lesart. Daß die Person des langen Reibnitz in irgend einem Zusammenhang mit der Katastrophe stehen müsse, galt den meisten als sicher. Wie wäre es denn auch sonst zu erklären gewesen, daß er noch vor der Beisetzung Knall und Fall von Klein-Ellbach abgereist war! Diesem hochmütigen und anmaßenden Menschen, der sich fast bei jedem unbeliebt gemacht hatte, mit dem er in Berührung gekommen war, traute die öffentliche Meinung in Reinswaldau ja von vornherein

das Allerschlimmste zu. Seine Liebschaft mit der Regine Kreibel war natürlich auch kein Geheimnis geblieben, und ein Frauenjäger, der gewissenlos genug gewesen war, eine durch Wort und Ring gebundene Braut ihrem Verlobten abwendig zu machen, würde wohl auch nicht davor zurückgeschreckt sein, den Frieden einer Ehe zu zerstören.

So oder ähnlich klang es laut und leise rings um das Klein-Ellbacher Herrenhaus. Im Schlosse selbst mochte der Inhalt des verstohlenen Geflüsters kaum wesentlich anders sein. Aber hier, wo man in jedem Augenblick von der Herrschaft überrascht werden konnte, mußte man sich natürlich mehr Zurückhaltung auferlegen. Vor den Augen des Barons oder des Fräuleins v. Ostrowski gab man sich mit mehr oder weniger Geschick den Anschein der Unbefangenheit und Ahnungslosigkeit; auch wenn man Josepha oder die Erzieherin in der Nähe wußte, war man auf seiner Hut. Aber die Frauen hätten trotzdem sehr schlechte Menschenkennerinnen sein müssen, wenn sie nicht aus hundert kleinen Anzeichen erraten hätten, daß ihre ganze Umgebung unter dem Druck hochgradiger Spannung und der sicheren Erwartung von etwas Außerordentlichem stand.

Die am meisten darunter litt, war Jadwiga. Nie in ihrem Leben hatte sie sich so einsam und so unglücklich gefühlt als während dieser angstvollen Tage. Daß man den Baron irgend einer schweren Schuld verdächtigte, war ja außer allem Zweifel, und sein Benehmen hätte in der Tat ein ganz anderes sein müssen, wenn sie sich davon nicht hätte beunruhigt fühlen sollen. Sie irrte sich wohl auch nicht, wenn sie wahrzunehmen glaubte, daß er ihrer Gesellschaft auswich, wo er nur konnte. Auf den Besuch des Kommissars

war er in den wenigen Gesprächen, die sie seither geführt hatten, mit keinem Wort zurückgekommen, und sie selber hatte nicht den Mut gehabt, das peinliche Thema zu berühren, wie sehr es sie auch danach verlangte, durch irgend eine beruhigende Erklärung aus seinem Munde von dieser stündlich gesteigerten Qual erlöst zu werden. Zudem empfand sie ihr Verhältnis zu Margarete Othmar wie eine ständige Demütigung und Kränkung, die zu ertragen sie nur so lange gewillt war, bis sie wirklich die gebietende Herrin auf Klein-Ellbach sein würde. Daß ein Zufall, wie es Dietlindes Abenteuer auf dem Zackelsee gewesen war, ihre auf die Entfernung der unbequemen Gouvernante gerichteten Absichten durchkreuzt hatte, war eine Enttäuschung, die ihre Abneigung gegen Margarete fast bis zu wirklichem Haß gesteigert hatte, und sie mußte alle Verstellungskunst der im gesellschaftlichen Komödienspiel geübten Weltdame zu Hilfe rufen, um diesen Haß hinter der Maske einer herablassenden Freundlichkeit zu verbergen.

Auf Margarete freilich schien diese Freundlichkeit ebensowenig Eindruck zu machen, als das frühere hochmütige Betragen der Baronesse sie jemals um ihre sichere Haltung gebracht hatte. Sie war in diesen bangen Tagen auf Klein-Ellbach vielleicht die einzige, die ohne jedes sichtbare Zeichen einer inneren Beunruhigung ihren Pflichten nachlebte. Ihre gute Natur und vielleicht noch mehr die Kraft ihres starken Willens hatten sie das Unwohlsein, von dem sie nach dem Abenteuer am See befallen worden war, rasch überwinden lassen, und nun gehörten augenscheinlich alle ihre Gedanken und Interessen wieder dem ihrer Obhut anvertrauten Kinde.

Dietlinde, die von dem aufregenden Ereignis ge-

sundheitlich nicht den geringsten Schaden davongetragen hatte, wich ja auch vom Morgen bis zum Abend kaum von ihrer Seite. Es war, als sei im Herzen der Kleinen plötzlich eine Fülle von Liebe aufgegangen, wie junge Frühlingspflanzen aufgehen in der ersten warmen Regennacht.

Um die Mitte des dritten Tages nach dem Erscheinen des Kommissars war Bardeleben nach Waldenburg gefahren, ohne eine Mitteilung über den Zweck dieser Fahrt zu machen. Gegen seine Gewohnheit hatte er sich nicht einmal von Jadwiga verabschiedet und ihr nur durch den Diener sagen lassen, daß sie ihn nicht zum Mittagessen erwarten möge. Da es ein sonniger und verhältnismäßig milder Tag war, hatte Margarete mit Dietlinde am Nachmittag einen längeren Spaziergang durch den Park gemacht, und es fing schon an zu dunkeln, als sie in das Schloß zurückkehrte. Wie gewöhnlich wurde sie oben im Kinderzimmer von Josepha erwartet, und sie war eben im unbefangensten Geplauder mit ihrem Zögling begriffen, als das Zimmermädchen eintrat, um ihr einen Brief zu überreichen.

„Der Herr wartet unten auf Antwort," sagte sie. „Ich glaube, es ist der Herr Oberleutnant Rasmussen."

Bestürzt öffnete Margarete den Umschlag und las: „Sehr verehrtes Fräulein! Ich bitte wegen meiner Zudringlichkeit nicht um Entschuldigung, denn sie ist leider durch die Umstände nicht nur gerechtfertigt, sondern auf das dringendste geboten. Wenn Sie es gut mit Dietlinde meinen, wenn Ihnen daran gelegen ist, das unglückliche Kind vor den schrecklichsten Eindrücken zu behüten, so gewähren Sie mir auf der Stelle die Unterredung, die ich hiermit inständig und herzlich von Ihnen erbitte. Ich setze alle meine Hoff-

nung auf Ihren Opfermut und auf Ihre Liebe zu meiner Nichte. Herbert Rasmussen."

„Wo ist der Herr?" fragte Margarete, die ihr Herz ungestüm klopfen fühlte, und als ihr das Mädchen berichtet hatte, daß sie ihn in eines der selten benützten Zimmer des Seitenflügels habe führen müssen, erklärte sie ohne Zögern: „Melden Sie ihm, daß ich sogleich kommen werde."

Sie trat in ihr Zimmer, um ihr vom Winde ein wenig zerzaustes Haar zu ordnen; aber sie hatte damit wohl nur einen Vorwand vor sich selber gewinnen wollen, sich noch ein paar Minuten des Zauderns und der Sammlung zu vergönnen. Sie zitterte ja vor dieser Begegnung, deren Zweck sie nicht einmal dunkel ahnte, und die ihr nach dem Wortlaut der seltsamen Aufforderung doch irgend etwas Fürchterliches verhieß. Einen Augenblick dachte sie sogar daran, ihre Zustimmung wieder zurückzunehmen und den Oberleutnant mit einigen rasch hingeworfenen Zeilen an den Baron oder an Jadwiga zu verweisen; aber dann wollte ihr dieser Ausweg doch wieder als Feigheit erscheinen.

Durch den Verbindungsgang, der zu dem später angebauten Seitenflügel führte, begab sie sich nach dem von dem Mädchen bezeichneten Zimmer. Es war zur gelegentlichen Aufnahme von Besuchern bestimmt und nur mit dem Notwendigsten ausgestattet. Auch eine Beleuchtungseinrichtung war nicht darin vorhanden, so daß sich die Gestalt des ihrer Wartenden nur in dunklen Umrissen aus der Dämmerung abhob, die das Gemach bereits erfüllte.

Er hatte sich nicht gesetzt, und er schritt ihr bis zur Tür entgegen. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," sagte er hastig. „Aber ich hatte auch nicht im

Ernst gefürchtet, daß Sie meine Bitte abschlagen könnten. Sie erraten, weshalb ich hier bin?"

„Nein, Herr Rasmussen, ich ahne es nicht, und ich gestehe offen, daß ich Ihrem Wunsche nur sehr ungern nachgegeben habe. Wie soll ich derartige Heimlichkeiten vor Herrn v. Bardeleben verantworten?"

„Machen Sie sich darüber keine Sorge. Er wird voraussichtlich nie mehr in die Lage kommen, Rechenschaft von Ihnen zu verlangen."

„Was heißt das? Um Gottes willen, was wollen Sie damit sagen?"

Wie ein Aufschrei tödlicher Angst waren die Worte von ihren Lippen gekommen, und in einer Gebärde des Entsetzens hatte sie die Hände erhoben.

Der Oberleutnant neigte sich näher zu ihr und sagte mit gedämpfter Stimme: „Es heißt, daß Bardeleben nach meiner Überzeugung nicht hierher zurückkehren wird. Wenn es noch Gerechtigkeit gibt und Gleichheit vor dem Gesetz, muß man ihn auf der Stelle verhaften."

„Verhaften? Sprechen Sie im Ernst? Ja, weshalb — weshalb denn?"

„Weil er ein Mörder ist — der Mörder meiner unglücklichen Schwester."

Margarete konnte den Ausdruck seines Gesichts nicht mehr erkennen; aber der veränderte Klang seiner Stimme gab ihr die Gewißheit, daß er in diesem Augenblick fürchterlich aussehen müsse, und plötzlich erfaßte sie die Angst, mit einem Wahnwitzigen zu reden.

„Lassen Sie mich gehen!" forderte sie, sich gegen die Tür wendend. „Ich will nichts mehr hören."

Aber Rasmussen stellte sich ihr in den Weg. „Sie müssen mich hören, Fräulein Othmar! Warum sträu-

ben Sie sich, heute von mir zu erfahren, was morgen die ganze Welt wissen wird? Ich begreife ja, daß es Sie erschreckt, daß es Sie mit Entsetzen erfüllt, aber Sie dürfen es nicht mich entgelten lassen, daß ich gezwungen bin, den Überbringer der Schreckenskunde zu machen."

„Ich will nichts hören," beharrte sie. „Es ist ja Wahnsinn. Ich würde es Ihnen doch nicht glauben. Ich bitte, lassen Sie mich hinaus!"

„So unerschütterlich also ist Ihr Glaube an diesen Menschen, daß es Ihnen leichter fällt, mich für einen Verleumder oder einen Verrückten zu halten, als an seine Schuld zu glauben? Genügt es Ihnen auch nicht, wenn ich mein Ehrenwort als Pfand einsetze?"

„Als Pfand, wofür? Dafür, daß Herr v. Bardeleben ein Mörder ist?"

„Ja. Und ich beschwöre Sie, mich nicht durch ein weiteres Wort des Zweifels zu kränken, ehe Sie gehört haben, was ich Ihnen mitteilen kann. Sie wissen, daß ein entlassenes Dienstmädchen der Polizei angezeigt hatte, meine Schwester sei nach ihrer festen Überzeugung keines natürlichen Todes gestorben, und daß daraufhin vor mehreren Tagen ein Polizeibeamter auf Klein-Ellbach gewesen ist, um weitere Erhebungen zu bewirken?"

„Ich habe gehört, daß jemand von der Polizei da war, aber niemand hat mir gesagt, was er wollte."

„So lassen Sie es sich von mir sagen. Ich habe den Eindruck, daß man die Sache um der Persönlichkeit meines Schwagers willen viel lieber vertuscht hätte. Aber man durfte die Aussage des Mädchens nicht einfach ignorieren, denn sie war bei dem Tode meiner Schwester zugegen gewesen und ihre Angaben waren von unzweideutiger Bestimmtheit. So schickte man

einen Beamten, der wahrscheinlich von dem besten Willen beseelt war, nichts zu finden. Aber zum Glück wandte sich der Mann an mich, bevor er hierher kam, und als ich von ihm erfahren hatte, was jenes Mädchen ausgesagt, ließ ich ihn nicht darüber im ungewissen, daß ich kein Vertuschen und keine falsche Schonung zulassen würde. Wenn hier ein Verbrechen verübt worden war, mußte es auch seine Sühne finden — ohne Erbarmen und ohne Ansehen der Person."

„Ah, wie abscheulich das ist!" brach Margarete aus. „Und der Beamte merkte nicht, daß es nur der unsinnigste Haß gegen Herrn v. Bardeleben war, der aus Ihnen sprach?"

In leidenschaftlicher Erregung hatte sie es ihm entgegengeschleudert, und das sekundenlange Verstummen des Oberleutnants ließ erkennen, wie unerwartet und überraschend ihn der heftige Zwischenruf getroffen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisherstellung im Haushalt.

Von E. E. Weber.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

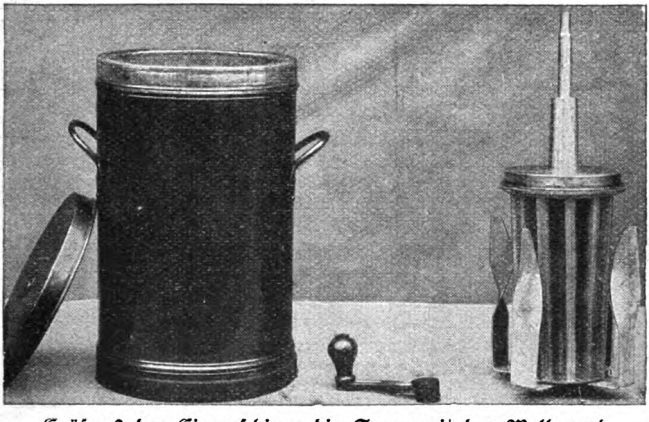
Während sich in größeren Städten Eis leicht von einer Bierbrauerei, einem Gastwirt, einem Fleischer oder auch von einem Eislager beziehen läßt, hat dies in kleineren Ortschaften oder bei entlegenen Landhäusern seine Schwierigkeiten. Und doch wird Eis in der Häuslichkeit, sei es bei Krankheitsfällen, sei es bei der Aufbewahrung und Bereitung von Speisen und Getränken, so oft benötigt. Aber auch in Orten, wo man sich Eis unschwer kaufen kann, ist es eine große Annehmlichkeit, wenn man es sich selbst jederzeit in wenigen Minuten herstellen kann, wobei man dann außerdem noch die Gewißheit hat, daß es sauber und auch sonst völlig einwandfrei ist.

Diese Vorteile kann man sich heute mit einer jener kleinen Eismaschinen verschaffen, wie sie jetzt in sehr praktischer Konstruktion geliefert werden.

Wir wollen unserer Anleitung zur häuslichen Eisfabrikation eine der modernen Eismaschinen, wie sie in den meisten Haushaltungsgeschäften zu haben sind, zugrunde legen. Diese Maschine, die zerlegbar ist und nur einen geringen Raum einnimmt, wird in vier Größen angefertigt. Je nach der Größe kann man mit ihr in fünfzehn Minuten 600 Gramm bis $4^1/_5$ Kilogramm Eis fabrizieren, diese Menge aber noch nach

Belieben ſteigern, indem man die erforderlichen Vornahmen wiederholt. Die Maſchinen von Größe 0 bis Größe 3 ſind in der Hauptſache gleichartig gebaut, nur die Größe 1 zeigt eine unweſentliche Abweichung, von der noch die Rede ſein wird.

Das Gefäß, das den ganzen Apparat aufnimmt, beſteht aus Weißblech, das außen lackiert iſt, und iſt doppelwandig. Der Zwiſchenraum zwiſchen den beiden



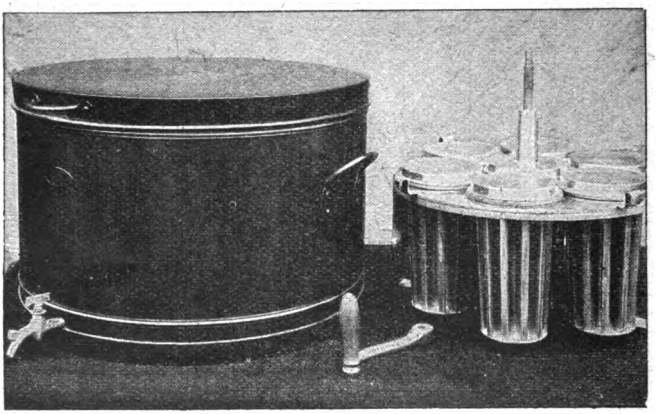
Größe 0 der Eismaſchine; die Form mit der Welle und ihren Schlägern.

Wänden iſt mit Kohlenpulver ausgefüllt. Kohle iſt ein ſchlechter Wärmeleiter, und daher iſt eine Schicht von ihr geeignet, ſowohl die niedrige Temperatur im Innern des Gefäßes aufrecht zu erhalten als auch eine Einwirkung der wärmeren Außentemperatur zu verhindern.

Die einzelnen Teile des maſchinellen Apparates ſind folgende: Zunächſt zu nennen iſt ein Metallring mit einem runden Ausſchnitt, in den die Form eingeſetzt wird. Der Ring trägt am Rande Nuten, in die

Krämpen von der inneren Wand des Gefäßes eingreifen, ſo daß, wenn nachher die Maſchine in Gang geſetzt wird, dieſer Ring und mit ihm die Form feſtſtehen bleibt. Bei den Größen 2 und 3, die mit vier und ſieben Formen ausgeſtattet ſind, tritt an die Stelle des Rings eine Scheibe mit den entſprechenden Ausſchnitten für die Formen.

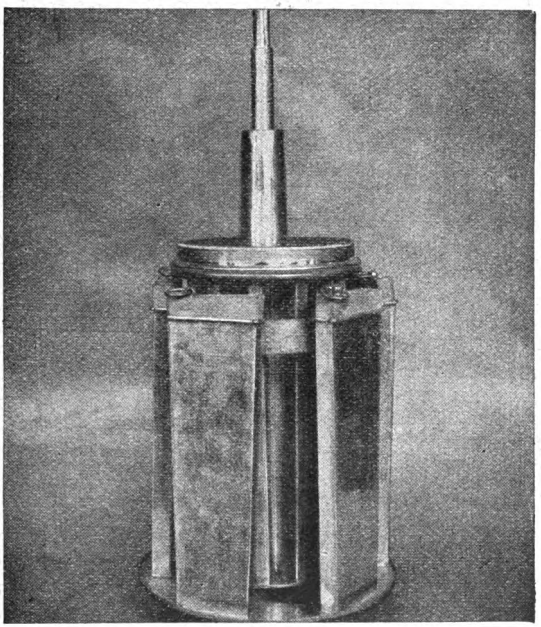
Ein weiterer Beſtandteil des Apparates iſt eine



Größe 3 der Eismaſchine mit ſieben Formen.

ſenkrechte Welle, an der ſich unten Metallzungen anſetzen, die zuerſt wagrecht verlaufen und ſich dann nach oben ſenkrecht umbiegen. Dieſe Zungen ſind die ſogenannten Schläger, die den Zweck haben, die Gefrierflüſſigkeit in Bewegung zu ſetzen und ſo das für den Gefrierprozeß verwendete Salz ſchneller aufzulöſen. Mit ihrem unteren Ende paßt die Welle in eine kleine Aushöhlung im Boden des Blechgefäßes, in der ſie ſich dreht. Zur Umdrehung der Welle dient ein Handgriff, der an ihrem Hals befeſtigt wird.

Eine jede einzelne Form der Maſchine gleicht einem abgeſtutzten Kegel. Von oben geſehen erſcheint der Durchſchnitt des Kegels ſternförmig, da die verſchiedenen Wände des Kegels, zwiſchen denen ſich ſpäter das Eis bildet, im ſpitzen Winkel zueinander an-

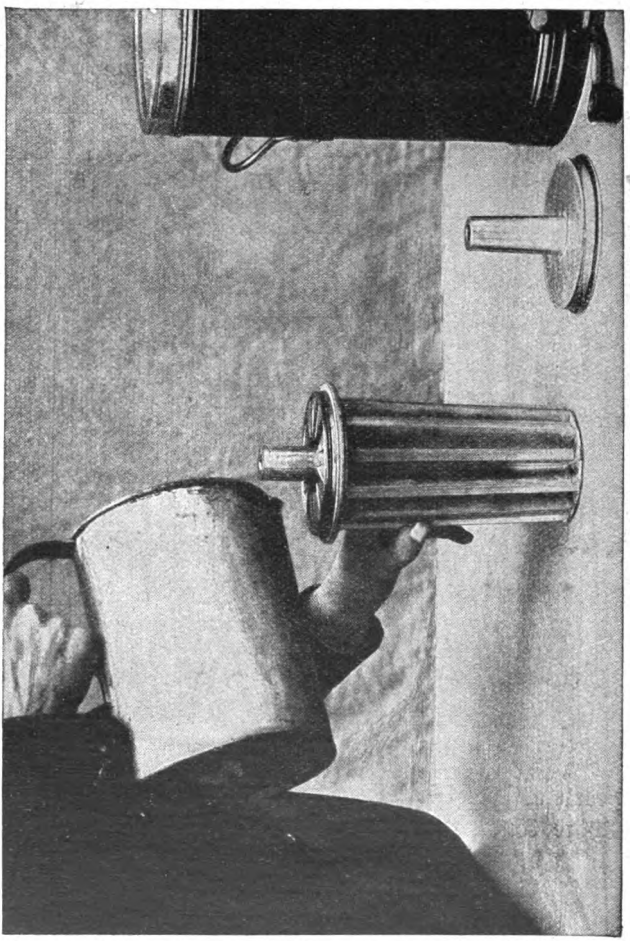


Die Form mit den ſeitlichen Käſten von Größe 1.

geordnet ſind. Die Mitte der Form durchſetzt eine offene Röhre, die auch auf dem Boden der Form unverſchloſſen iſt, da durch die Röhre, wenigſtens bei den Größen 0 und 1, die Welle mit den Schlägern hindurchgeſchoben werden muß.

Die Vertiefungen zwiſchen den Wänden der Form ſind getroffen worden, um die Fläche, mit der die

Gefrierflüssigkeit in Berührung kommt, möglichst groß zu gestalten und so das Gefrieren zu beschleunigen,



Das Eingießen des Wassers in die Form.

ferner aber auch, um aus dem gefrierenden Wasser im Innern der Form dünne Platten von angenehmem

Aussehen zu gewinnen. Die Oberseite der Form wird, nachdem in sie Wasser gegossen ist, mit einer Kautschukscheibe überdeckt, worüber dann noch zum hermetischen Abschluß ein Zinndeckel mit Ansatzrohr geschraubt wird.

Die schon erwähnte Größe 1 unterscheidet sich von den übrigen in der Konstruktion dadurch, daß an die Stelle der zungenförmigen Schläger vier schmale Käst-

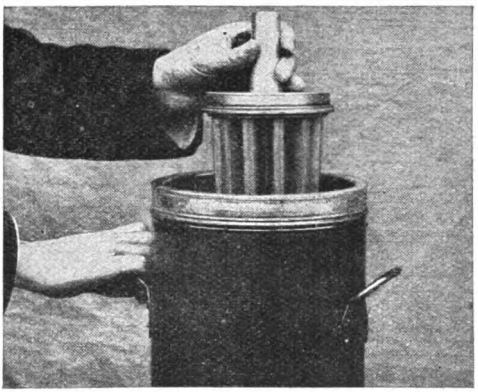
Das Aufschrauben des Deckels auf die Form.

chen gesetzt worden sind, die unten mit der Welle in Verbindung stehen. Sie werden wie die Form mit Wasser gefüllt, liefern dünne Eisplatten, üben aber zugleich, da sie sich mit der Welle herumbewegen, die Verrichtung der Schläger aus.

Die Formen haben bei allen Größen denselben Rauminhalt. Größe 0 hat eine Form, Größe 2 deren vier, Größe 3 dagegen sieben Formen. Es liefert Größe 0 600 Gramm Eis, Größe 2 $2^1/_2$ Kilogramm und Größe 3 $4^1/_5$ Kilogramm Eis. Da bei Größe 1 die seitlichen Kästen noch 400 Gramm Eis enthalten, so

kann man mit diesem Apparat im ganzen 1000 Gramm Eis gewinnen.

Zur Herstellung der Gefrierflüssigkeit oder Kältemischung wird salpetersaures Ammoniak verwendet. Und zwar nimmt man für Größe 0 3 Kilogramm sal-



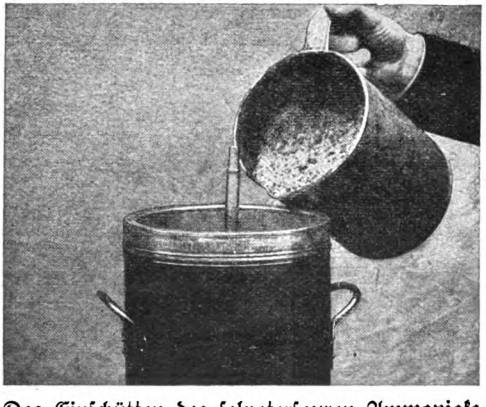
Das Darüberschieben der Form über die Welle mit den Schlägern.

petersaures Ammoniak und 3 Liter Wasser, für Größe 1 4 Kilogramm salpetersaures Ammoniak und 4 Liter Wasser, für Größe 2 10 Kilogramm salpetersaures Ammoniak und 10 Liter Wasser und für Größe 3 16 Kilogramm salpetersaures Ammoniak und 16 Liter Wasser.

Das Kilogramm salpetersaures Ammoniak kostet 1 Mark 80 Pfennig. Daher erscheint die Zubereitung des Eises recht teuer. Es ist dies aber in Wirklichkeit nicht der Fall, da sich das salpetersaure Ammoniak immer von neuem verwenden läßt, so daß die Ausgabe für dieses nur einmalig ist.

Die Benützung der Maschine und die Herstellung

des Eises vollzieht sich nun auf folgende Weise. Man gießt in die Form reines und möglichst kaltes Wasser. Doch darf die Form nicht ganz ausgefüllt werden, da das Wasser im Zustand des Gefrierens bekanntlich einen größeren Raum einnimmt als früher und deshalb bei der gänzlichen Anfüllung der Form diese zersprengt oder mindestens verbogen werden würde. Dann legt man die Kautschukscheibe darüber und schraubt nun den Zinndeckel fest. Man hängt darauf die Form in den erwähnten Metallring, der dieser als Träger dient, setzt alsdann die Welle mit den Schlägern in das Blechgefäß, schiebt von oben nach unten durch



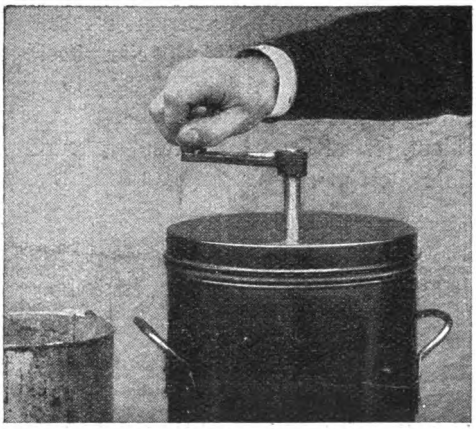
Das Einschütten des salpetersauren Ammoniaks in den Blechbehälter.

die Röhre die Form darüber und befestigt den Metallring seitlich an den Wänden des Blechgefäßes.

Nun wird zwischen der Form und den Wänden des Blechgefäßes das salpetersaure Ammoniak hineingeschüttet und darauf ebenfalls in diesen Zwischenraum kaltes Wasser zugegossen. Die Gefrierflüssigkeit

muß so hoch zu stehen kommen, daß die Form vollständig in ihr eingetaucht ist, damit sich der Gefrierprozeß des in der Form eingeschlossenen Wassers überall gleichmäßig vollzieht.

Es bleibt jetzt nur noch übrig, den durchlochten



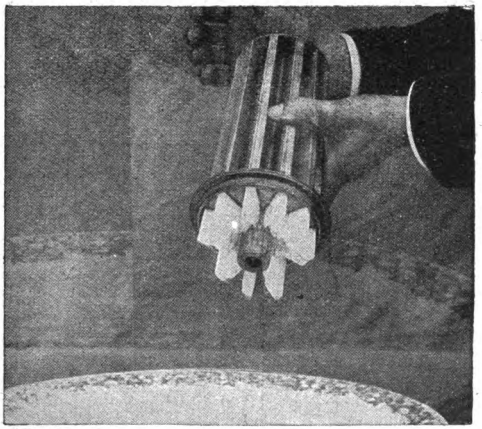
Das Drehen der Eismaschine.

Deckel des Blechgefäßes über den herausragenden Teil der Welle zu schieben und an ihrem Hals den Handgriff zu befestigen.

Die Maschine ist fünfzehn Minuten wie eine Kaffeemühle in mittlerem Tempo zu drehen. Wie geschildert, stehen die Schläger unten mit der Welle in Verbindung. Durch die Drehung wird daher die Gefrierflüssigkeit bewegt, was zur Folge hat, daß sich das salpetersaure Ammoniak schneller im Wasser auflöst und dadurch zugleich die Gefrierung des Wassers in der Form rascher vor sich geht. Die Temperatur der Kältemischung wird bis auf — 7 Grad Celsius erniedrigt.

Während man noch dreht, erhitzt man mehrere

Liter Waſſer in einem Topf. Sind fünfzehn Minuten verfloſſen, und iſt ſomit das Waſſer in der Form zu Eis gefroren, dann entfernt man den Handgriff von der Welle, hebt den Deckel des Blechgefäßes ab und nimmt nun die Form heraus, die man einige Minuten in das heiße Waſſer des Topfes ſetzt. Die Form muß in dem Waſſer völlig untertauchen. Infolge der Wärme des Waſſers ſchmilzt das Eis ein wenig an den Wänden der Form, ſo daß es ſich leichter ablöſt. Nun nimmt man den Deckel und die Kautſchukſcheibe der Form ab, hält dieſe umgekehrt über eine Schüſſel und klopft mit dem Handballen gegen den Boden der Form.

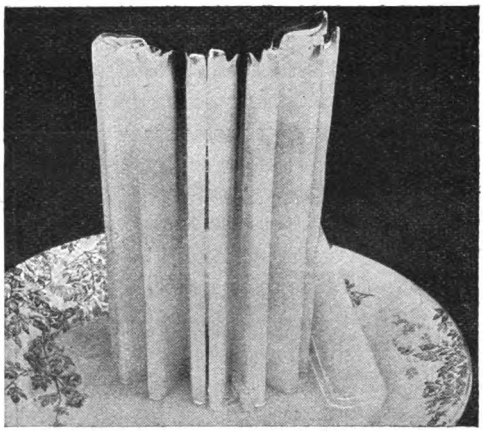


Die Entfernung des Eiſes aus der Form durch Anklopfen.

Die Eisplatten gleiten auf dieſe Weiſe heraus. Man muß die umgekehrte Form nicht zu hoch über die Schüſſel halten, damit die herausgleitenden Eisplatten beim Auffallen nicht zerbrechen. Zum Schluß ſtellt man die Platten im Kreis auf einem Teller auf.

Wie schon erwähnt, kann man das salpetersaure Ammoniak stets von neuem verwenden. Es ist nur nötig, von Zeit zu Zeit eine Kleinigkeit frisches, salpetersaures Ammoniak zu der Gefrierflüssigkeit hinzuzufügen.

Die Zurückgewinnung des Gefriersalzes geschieht in der Weise, daß man die Gefrierflüssigkeit aus dem Blechgefäß in einen Emailletopf schüttet und diesen



Das fertige Eis.

auf das Feuer setzt. Bei den Größen 2 und 3 kann man die Gefrierflüssigkeit durch einen Hahn ablassen. Die Gefrierflüssigkeit wird so lange gekocht, bis das Wasser zur Hälfte verdampft ist. Dann nimmt man den Topf vom Feuer, rührt den verbliebenen Rest von Zeit zu Zeit mit einer Holzkelle um und läßt ihn abkühlen. Währenddem scheiden sich allmählich die Kristalle des salpetersauren Ammoniaks aus.

Zuletzt gießt man die Flüssigkeit über einer Schüssel durch ein Sieb und läßt die Ammoniakkristalle ab-

tröpfeln und trocknen. Das gewonnene Ammoniak ist in einem verschließbaren Gefäß aus Glas oder Porzellan an einem trockenen Ort aufzubewahren.

Übrigens braucht man das fertige Eis, wenn man dafür nicht augenblicklich Verwendung hat, nicht sofort aus der Form zu entfernen. Die Form bleibt dann einfach noch in dem verschlossenen Blechgefäß. Das Eis schmilzt nicht, da die mit dem Kohlepulver gefüllten Doppelwände des Blechgefäßes mehrere Stunden hindurch die Temperatur der Gefrierflüssigkeit auf zwei, drei Grad unter Null erhalten. Endlich sei noch erwähnt, daß man die Gefrierflüssigkeit nach Herstellung des Eises sehr gut zur Abkühlung des Weines benützen kann, indem man die Flaschen bis zu etwa drei Viertel für einige Sekunden in sie hineinsetzt.

Dienſtmagd ohne Lohn.

Novelle von Otto Hoecker.

(Nachdruck verboten.)

Als die Sonne ſank, milderte ſich die ſchwüle Hitze, die der Julitag gebracht, ein wenig. Frau Moffart, die im Schweiß ihres Angeſichts neben dem offenen Küchenfenſter ihrer engen Behauſung im oberſten Stockwerk einer rieſigen New Yorker Mietskaſerne mit Bügeln beſchäftigt war, wiſchte mit dem Handrücken über die naſſe Stirn und atmete erleichtert auf.

Bevor ſie ſich der gewöhnlichen Hauswäſche zuwandte, legte ſie die Unterwäſche und Kattunkleidchen ihrer jüngeren Kinder, ſowie die weißen Waſchbluſen Mabels, der älteſten Tochter, ſorglich beiſeite. Gerade war ſie dabei, mit dem angefeuchteten Zeigefinger das Plätteiſen auf ſeinen Hitzegrad zu prüfen, als ſich die Tür öffnete und Mabel in den backofenheißen Raum hereinkam.

„Kommſt ja heute recht ſpät, Mabel,“ empfing ſie die Mutter. „Geht ſchon auf acht.“

Mit einem Seufzer ließ ſich Mabel Moffart in den Küchenſtuhl nächſt dem Fenſter ſinken und ſtützte beide Arme auf den Tiſch. „Es war heute Monatsinventur im Geſchäft, da dauert's immer etwas länger,“ ſagte ſie achſelzuckend. „Jetzt ſchmachte ich ordentlich nach 'ner Taſſe Tee.“

Die Mutter nahm aus dem Küchenschranke hinter ihr eine Tasse und stellte sie samt der Zuckerdose und der Blechkanne mit kondensierter Milch auf den Tisch, Mabel holte den Teetopf von der glühenden Herdplatte und bediente sich.

Nach einer Weile sagte sie kopfschüttelnd: „Warum plagst du dich nur immer so, Mutter! Laß die Kinder doch dunkle Sachen tragen! Ich würd' mich nicht so quälen an deiner Stelle! Was nützt's überhaupt?"

Frau Moffart zog einen Stuhl heran und setzte sich erschöpft nieder. „Ja, Mabel, das dacht' ich früher auch: was nützt's überhaupt? Aber sieh, meine Mutter war deutsch und ich erinnere mich, wie sie ihren Stolz darein setzte, daß wir Kinder jeden Samstag abend sauber gebadet wurden, und am Sonntag gab's frische Wäsche und Kleider — das war wie Amen in der Kirche. ‚Läßt man sich erst einmal selber hängen, dann läßt man auch gleich alles hängen!' pflegte sie zu sagen. Und seitdem ich nun selbst Mutter bin, leben zwei Geister in mir. Davon sagt der eine wie du, und die andere Stimme spricht wie Mutter selig. Und man darf sich wirklich nicht selber hängen lassen — glaub' mir's, Mabel."

Sie stand auf, setzte die Tasse beiseite und fuhr im Bügeln fort. Aber hin und wieder betrachtete sie die verträumt am Fenster sitzende und zu den scharf vom Abendhimmel sich abhebenden Dachsilhouetten starrende Tochter mit bekümmerten Blicken.

„Sag mal, Mabel, wird Steve Miller heut' abend kommen?" erkundigte sie sich dann.

Die zarte Röte in Mabels Wangen verdunkelte sich verräterisch. „Gewiß wird er kommen. Aber — aber wahrscheinlich zum letzten Male," meinte das Mädchen zögernd.

Ihre Mutter richtete sich auf. „Er ist ein wackerer Mann," stellte sie eindringlich vor, „kein Trinker, sondern fleißig und hat 'nen guten Charakter. Als seine Frau brauchtest du dir nicht die Knochen abzurackern — du bist ohnehin keine der Kräftigsten, Mabel."

Das Mädchen schaute wieder zu den gegenüberliegenden Dächern empor. „Ich denke ja unaufhörlich daran, Mutter," sagte sie seufzend. „Vorige Woche hatte ich mich halb und halb schon entschlossen und dachte bereits an die Aussteuer, aber —"

„Mir war's keinen Augenblick recht, daß du die Stelle in dem großen Departmentstore angenommen hast. Die Verkäufer kleiden sich dort wie die Grafen. Natürlich kann neben solch geschniegelten Herrchen ein schlichter Mann wie Steve Miller nicht aufkommen. Aber nur äußerlich, Mabel. Was sie verdienen, geht für den eigenen Bedarf auf, Steves Geld dagegen, das er in saurer Arbeit verdient, gehörte dir bis zum letzten Heller."

„Mutter, aus diesen lächerlichen Gigerln mach' ich mir nicht soviel!" Das Mädchen schnippte geringschätzig mit den Fingern und lachte. „Goldne Tressen und nichts zu essen, wie Großvater immer gesagt hat. — Nein, aber ich dachte daran, lieber in Dienst zu gehen."

Ihre Mutter starrte sie verblüfft an. „In Dienst willst du gehen?"

Mabel nickte. „Milly Carnright hat 'ne Tante, die ist Weißzeugbeschließerin bei Mistreß van Rensselaer. Die hat Milly als Zimmermädel dort untergebracht, und nun lebt sie wie 'ne Prinzessin, Mutter. Nicht weniger als sieben Zimmermädel sind dort angestellt und jedes davon hat 'n reizendes Stübchen,

wie aus dem Ei geschält, Mutter, und baden dürfen sie alle Tage, nicht bloß Samstags, und tagtäglich ziehen sie frische Kleider an, rosa und blau gewürfelt, fein gestärkt und geplättet, und Spitzenhäubchen und Tändelschürzen, genau so, wie du's auf der Bühne siehst. Dabei ist nicht viel zu tun, wie Millys Tante sagt — und fünf Dollar wöchentlich und alles frei. Und ich muß mich jetzt halb zu Tod schuften, kriege vierthalb wöchentlich und nichts zu beißen. Da könnte ich dir künftig drei Dollar wöchentlich abgeben, und für den Rest schaff' ich mir nach und nach 'ne Aussteuer an — wer weiß, was später noch geschieht."

„Meine Mutter war lange Jahre Köchin in Deutschland draußen, eh' sie Vater heiratete und mit ihm hierherkam," versetzte Frau Moffart nachdenklich. „Es kommt schließlich alles aufs gleiche heraus. — Aber was wird dann aus Steve, Kind? Laß dir so 'ne Gelegenheit nicht entgehen!"

Die Tochter lachte kurz auf. „Darum ist mir nicht bange. Ist's der nicht, so ist's ein anderer. Sieh, Mutter, ich hab' Steve rechtschaffen gern — ich glaub' nicht, daß ich jemals einen Mann besser leiden könnte, als ihn; aber um die Wahrheit zu sagen" — sie schaute ihre Mutter freimütig an — „ich wünsche mir ein leichteres Leben, als du's führen mußt. Da stehst du am Bügelbrett, bist fünfzig Jahre und schaffst und schaffst — die Schufterei hört nicht auf. Ich hab' gewiß im Geschäft genug zu tun, aber gegen deine Arbeit ist's Spielerei! Du kommst von früh bis spät überhaupt nicht von den Füßen. Immerzu kochen und hungrige Mäuler füttern, dann hinterher Geschirrspülen, waschen und plätten. Hast du eine Arbeit getan, ruhst du dich aus, indem du 'ne andere vornimmst. Flicken und stopfen ist deine Erholung! Mir ist's

schrecklich, dich dein Leben so hinbringen zu sehen und ich — ich möcht' es dir nicht nachmachen müssen, Mutter. — Gewiß, ich kann Steve herzlich gut leiden, aber doch nicht genug, um genau so seine unbezahlte Dienstmagd zu sein, wie du's dein Lebtag für Vater und uns —"

„Nicht doch, Mabel, unbezahlte Dienstmagd würdest du niemals sein müssen!"

Von der offenen Tür her kamen diese Worte. In begreiflicher Betroffenheit wendeten Mutter und Tochter die Köpfe. Steve Miller in seinem Sonntagsanzuge, mit einer blauen Krawatte um den sauberen Stehkragen, stand im Türrahmen und schaute in ersichtlicher Verlegenheit auf das Mädchen, dem sein ganzes Herz gehörte.

„Ei, schönen guten Abend, Steve," beeilte sich Frau Moffart, den Besucher zu begrüßen. „Setzen Sie sich — Mabel, bring doch 'nen Stuhl — nein, wie schrecklich warm das heute abend ist!"

Steve nickte Frau Moffart freundlich zu, aber mit sehnsüchtigen Blicken suchten seine blauen Augen die zierliche Gestalt der Tochter, die mit gesenktem Haupte vor ihm stand.

„Ich bin gekommen, um dich mit nach dem Dachgartentheater zu nehmen, Mabel. Wir verabredeten uns ja letzten Samstag," sagte er, indem er einige Rosen auf den Tisch legte. Er schaute sehnsüchtig von ihnen zu dem geliebten Mädchen. Wenn es ihm nur gelang, sie nach dem feenhaft erleuchteten Dachgartenetablissement, wo das Leben wie ein lichtumflossener Traum erschien, zu bringen, so hoffte er noch immer, ihr all das, was er auf dem Herzen hatte, sagen und von ihr auch die richtige Antwort, wie er sie ersehnte, erhalten zu können.

Doch das Mädchen wendete sich ab, und ihre Verlegenheit verbergend, meinte sie schnippisch: „Nein, dank' schön, Steve. Ich hab' heut' abend keine Lust."

„So — so willst du wirklich nichts mehr von mir wissen?" stotterte der junge Mann außer Fassung.

„Aber wo denken Sie nur hin, Steve," beeilte sich Frau Moffart ihn zu beschwichtigen. „Mabel ärgert sich nur darüber, weil Sie zufällig mit anhörten, was sie nur im Scherz gesagt hat. — Komm, Mabel, setz' deinen Hut auf," mahnte sie dann die Tochter. „So 'n bißchen frische Luft wird dir gut tun."

Erregt wendete sich das Mädchen an die Mutter. „Natürlich, ich gehe und spiele die Lady und du bleibst hier in diesem Loch beim Bügelbrett! Nur wenn du mitkommen willst, Mutter, dann geh' auch ich — sonst nicht!"

Frau Moffart lächelte nachsichtig. „Wär' 'ne schöne Geschichte, wenn die Kinder kämen und fänden mich nicht." Sie kicherte leise. „Mary und Karl würden ja die ganze Wohnung auf den Kopf stellen."

„Komm doch, Mabel!" bat Steve zärtlich. „Wenn du wüßtest, wie ich die Tage und Stunden gezählt habe. Ich hab' mich so auf heute abend gefreut und — und du hast mir's doch auch versprochen, Mabel!"

Das Mädchen schaute unschlüssig vor sich nieder. Dann schüttelte sie den Kopf. „Nein, ich will lieber zu Hause bleiben, Steve. Es tut mir leid, daß du mit anhörtest, was ich zu Mutter sagte. Aber ich sagte das alles durchaus nicht zum Spaß, sondern ich sprach in vollem Ernste. Und darum wär' es nicht schön von mir, wollte ich dich jetzt noch zum Geldausgeben verleiten, wo —"

Wiederum fiel ihr Mistres Moffart ins Wort.

„Aber ich bitt' dich, Mabel, Steve macht sich doch ein Vergnügen daraus —"

Dieser nickte eifrig und warf ihr für ihre Unterstützung einen dankbaren Blick zu. „Genau so ist's, Mabel," versicherte er treuherzig. „Warum willst du mir den Abend verderben — komm doch mit!"

Mistres Moffart brachte schon den schwarzen Strohhut, den die Tochter beim Nachhausekommen auf einen Stuhl gelegt, und war ihr beim Anziehen behilflich.

Ohne ein weiteres Wort zu äußern, ließ sich Mabel dann von ihrem Anbeter hinunterbegleiten.

Auf der Straße vor dem Hause spielten Kinder, darunter auch die jüngeren Geschwister des Mädchens. Ohne von ihnen Notiz zu nehmen, schritt Mabel neben dem stattlichen blonden Manne, der als Motormann bei der Straßenbahn beschäftigt war, die Straße hinab. An der nächsten Avenueecke bestiegen sie eine nördlich fahrende Car, und bald darauf saßen sie nebeneinander inmitten eines buntgeputzten Publikums in einem der vielen Dachgartentheater, das von zahllosen buntschimmernden, zu Kronen und Diademen vereinigten und über den ganzen Zuschauerraum in Perlensträngen sich ziehenden Reihen elektrischer Glühbirnen feenhaft erhellt wurde, vor ihnen die offene Bühne und ihnen im Rücken das unermeßliche Panorama der Riesenstadt.

Aber das lustige Bühnenspiel zog sie nicht sonderlich an. Nach einer Weile erhoben sie sich wieder, promenierten auf den Seitenwegen und blieben schließlich an der einen Endbalustrade stehen, fernab von der lachenden, sich amüsierenden Menge.

Unter ihnen streckten sich die Dächer, scharf von der funkelnden Lichtflut rings um sie aus dem nächtigen Dunkel gehoben. Weiter unten in der Tiefe flackerten

wie lose gereihte Perlen die Doppelreihen der die Hudsonufer begrenzenden mächtigen Bogenlampen, und auch von den jenseits des Stromes sich trotzig türmenden Wolkenkratzern grüßte gelegentliches Lichtgefunkel bis zu ihnen herüber.

Mit gesenktem Haupte lauschte Mabel den mehr gut gemeinten, wie wohlgesetzten Worten, in denen ihr Steve Miller die große Liebe seines Lebens offenbarte.

Als er schließlich schwieg, seufzte sie beklommen. „Wahrhaftig, Steve," sagte sie leise, „ich glaube nicht, daß ich in meinem ganzen Leben so viel und angestrengt nachgedacht habe, wie heute abend. Ich habe mir alles hin und her überlegt und bin zu dem Schlusse gekommen, daß sich's nicht machen läßt, Steve. Zunächst würd' ich dich niemals glücklich machen können, und du brächtest es mit mir noch viel weniger fertig. Gewiß, zuerst möcht' es ja recht verlockend scheinen mit der kosigen kleinen Wohnung und den neuen Möbeln darin und den schönen Sachen zum Anziehen. Aber eines armen Mannes Frau führt 'n schreckliches Leben — ein fürchterliches Dasein, Steve. Da kommen die Kinder, und jedes bringt neue Arbeit. Schau meine Mutter an, Steve! Was hat sie verbrochen, daß sie ihr Leben stückweise für andere hergeben muß — schuften und schaffen immerzu! Und nicht einmal nachts hat sie Ruhe. Da fehlt bald dem einen Kind was, oder das andere hustet, und Mutter schläft schon aus Angst nicht fest. Mag sein, daß ich ein selbstsüchtiges, faules Ding bin, Steve. Mutter meint ja selber, ich gehörte nicht zu den Kräftigsten. Aber wenn ich mir vorstelle, wie ich jeden Morgen früh um sechs Uhr aus den Federn kriechen, die Öfen besorgen, Asche ausleeren und Frühstück kochen sollte —"

„Aber das würdest du niemals notwendig haben, Mabel," stellte Steve vor. „Ich würd' tagtäglich alles selbst machen — meinetwegen könntest du bis in den hellen Tag hineinschlafen. Selbst das Frühstück brächt' ich dir ans Bett."

Das Mädchen lachte. „Genau so hat Vater selig wahrscheinlich auch gesprochen. Aber es kam anders. Nicht aus bösem Willen, aber er war ja selber nur ein Arbeitstier und seine Kraft war bald verbraucht." Sie schüttelte energisch ihr zierliches Köpfchen, das er gar so gern an seine Brust gezogen haben würde. „Mein Entschluß ist gefaßt. Ich trete am nächsten Samstag aus dem Geschäft, denn das fortwährende Stehen kann ich nicht vertragen. Nein, ich bekomme eine viel leichtere Stellung bei Mistreß van Rensselaer; dort werde ich besser bezahlt und kann Mutter mehr abgeben als bisher. Also für dich, Steve, ist's nein, nein und nochmals nein. Es tut mir in der Seele weh, daß ich's herausjagen muß, aber mein Entschluß ist gefaßt!"

Gerade begann das Orchester die einschmeichelnde Weise eines Modewalzers. Sie standen stumm, wie eingehüllt von der Melodienfülle. Das klang so süß, so jubelnd und beglückt, daß sie den schmetternden Klängen willenlos lauschen mußten. Doch bis zu seines Lebens letzter Stunde mußte Steve Miller, wann immer diese Walzerweise erklang, die dumpfe, hoffnungslose Verzweiflung, die jetzt seine Seele erfüllte und ihn schier zu lautem Aufschreien zwang, wieder neu fühlen.

Sie gingen stumm nebeneinander heim.

„Nein, ich komme nicht mit hinauf," erklärte er, als er Mabel bis an die Haustür zurückgebracht hatte. „Ich komme überhaupt nicht wieder zu euch, es sei

denn, daß — daß du's wünschen solltest, Mabel. Und nun behüt dich Gott und laß dir's recht gut gehen!"

Mabel blieb auf der obersten Stufe der Haustreppe stehen und schaute ihm nach, bis seine stämmige Gestalt um die nächste Straßenecke verschwunden war. Dann erklomm sie mit zögernden Schritten die endlos sich hochziehenden Stiegen und trat wieder in die schwüle Küche, wo sie ihre Mutter eifrig dabei fand, mit der Brennschere die Plissees im rosa Sonntagskleidchen der jüngeren Schwester regelmäßig zu reihen.

„Nun, wo ist Steve?" fragte die Mutter. „Kommt er nicht?"

„Nein, Mutter, heute nicht und — überhaupt niemals wieder," antwortete das Mädchen. „Ich weiß nicht mal, ob er auf mich böse ist." Sie zuckte die Achseln. „Jedenfalls geb' ich nächsten Samstag meine Stelle auf, und den Montag darauf tret' ich bei Mistreß van Rensellaer ein — es ist alles schon mit Millys Tante abgemacht, ich brauch' bloß noch ja zu sagen."

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte die Mutter und seufzte beklommen. „Ich will nur wünschen und hoffen, daß du dir die gute Gelegenheit, einen braven Mann zu bekommen, nicht für immer verscherzt hast."

* * *

Der Wechsel von der zweizimmerigen beschränkten Hinterwohnung ihrer Mutter zu der fürstlichen Pracht des mit riesigem Aufwande eingerichteten Wohnpalastes der zu den tonangebendsten Führerinnen von New Yorks „Oberen Vierhundert" gehörigen Mistreß van Rensellaer, war für Mabel geradezu überwältigend. Auch als sie schon wochenlang in ihrer

rosa- und blaugestreiften Zofentracht mit dem koketten Rüschenhäubchen im braunlockigen Haar ihres Amtes im dritten Stockwerke waltete, wo sie mit zwei anderen Kolleginnen unter Aufsicht einer ziemlich sauertöpfisch ins Leben blickenden Oberzofe vier große Schlafzimmer in Ordnung zu halten hatte, war es ihr noch immer, als träumte sie all die bisher ungeschaute Herrlichkeit nur.

Solch ein Herrenleben, wie sie es nun führte, erschien ihr viel zu schön, um von Bestand sein zu können. Das bißchen Arbeit kam kaum in Betracht; es war geradezu eine Freude, alle diese köstlichen Möbel, diese sündhaft teuren Betten in tadelloser Ordnung halten zu dürfen. Und dann das Essen! Mabel war einmal von Steve nach einem der großen Broadwayrestaurants mitgenommen worden, wo man den Danksagungstag durch ein Dollardiner gefeiert hatte. Das war damals sündhafte Verschwendung gewesen, und Mabel hatte gemeint, besser könnte kein König speisen — und nun hatte sie's alle Tage noch weit besser. Es war erstaunlich, welche unbekannten Leckerbissen dieser majestätisch blickende französische Leibkoch, der über tausend Dollar monatlich bekommen sollte, herstellen konnte! Dann ihr reizendes Zimmerchen, so sauber und weiß — und ein eigenes kleines Bad daneben! Und dann die Kleider! Der feine, ruhige Ton im Hause! Es war wirklich wie im Märchen.

Wöchentlich einmal hatte Mabel einen freien Nachmittag, den sie dazu benützte, die Mutter zu besuchen und dieser die versprochenen drei Dollar abzuliefern. Und immer, wenn die Mutter sie fragte, ob sie sich zufrieden in ihrer neuen Stellung fühlte, erging sie sich in begeisterten Lobeshymnen. Ah, nun wußte sie doch endlich, was Leben hieß!

Steve Miller dagegen ging's weniger gut. Vier volle Wochen suchte er mit seinem wunden Herzen allein fertig zu werden. Dann nahm er seine Abendbesuche in der Moffartschen Wohnung wieder auf — aber immer nur, wenn er sicher war, dort Mabel nicht anzutreffen. Wehmütig süße Genugtuung bereitete es ihm, mit der teilnahmsvollen Mutter plaudern und aus deren Mund die Neuigkeiten über Tun und Lassen des aus seinem Lebenshimmel verschwundenen holden Sterns berichtet zu hören. Schließlich mietete er sich sogar im gleichen Hause ein, um wenigstens Frau Moffart nahe sein zu können. Nur jeden Donnerstag abend, wenn er Mabel in der mütterlichen Wohnung anwesend wußte, lief er einsam im Bronxpark herum oder saß traumversunken auf einer Bank in den Parkgängen und fand Trost im Rauschen des majestätisch vorüberziehenden Stromgewässers.

„Verlieren Sie nur den Mut nicht, Steve," suchte ihn Frau Moffart zuweilen mütterlich zu trösten. „Das mag ja alles ganz großartig sein, wo Mabel jetzt ist, und weil sie's nicht gewohnt ist, hat ihr's den Kopf ein wenig verdreht. Aber es gehört nicht ihr, und wenn sie das Herz auf dem rechten Fleck hat und ist 'n wirkliches Frauenzimmer, dann kommt auch der Tag, wo sie sich nach dem geringsten Heim, das ihr eigenes ist, sehnen wird. Nur abgewartet!"

* * *

Vier volle Monate harrte Steve aus.

Dann ging allmählich in ihm eine Wandlung vor. Seine fast allabendlichen Besuche in der kleinen Moffartschen Wohnung hatten ihn jetzt, wo er darauf achtete, einen unerwartet tiefen Einblick in das kummererfüllte Geheimnis eines Frauenlebens tun lassen.

Wie fast alle Männer hatte er sich gleichfalls darüber gewundert, womit die Frauen wohl den lieben, langen Tag, während ihre Männer in harter Fron den Lebensunterhalt verdienen mußten, die Zeit verbrächten. Nun erkannte er, daß diese vermeintlichen Müßiggängerinnen, deren Beschäftigung er von seinem männlich erhabenen Standpunkte aus bisher nachsichtig belächelt, sich von früh bis spät abzuplagen hatten, daß eine endlose und unerschöpfliche Kette unerfreulicher und mitunter geradezu widerwärtiger Verrichtungen sie in Atem hielt. Kam er abends zu Besuch, dann sah er die hochgetürmte Geschirrmasse, die noch gespült werden mußte. War dies verrichtet, dann mußte sich die mütterliche Aufmerksamkeit den beiden jüngsten Kindern, beide noch unter sechs Jahren, zuwenden, sollten sie sauber und frischgewaschen zu Bett gehen. Ihre Kleider mußten nachgesehen, gereinigt, geflickt oder gebügelt werden. Die tägliche Arbeit nahm überhaupt kein Ende, sondern sie wurde schließlich nur abgebrochen, um am nächsten Morgen nicht minder geschäftig wieder aufgenommen zu werden.

„Aber ich bitte Sie, Steve, ich hab's doch immer noch weit besser als viele andere Frauen," verwahrte sich Mistreß Moffart, als der junge Mann eines Abends die Sprache darauf brachte. „Ja doch, ich muß mich tüchtig sputen, aber dafür hab' ich doch Kinder, die mir allwöchentlich ihren Lohn bringen, so können wir ganz sorglos leben, und was noch mehr ist, ich behalt' meine Kinder unter Aufsicht und kann dafür sorgen, daß mit der Zeit was Tüchtiges aus ihnen wird. Charley braucht keine zwei Jahre mehr, dann kommt er bei der Polizei an, und George ist heut' schon 'n guter Kutscher. Ganz von Willi zu schweigen, der

singt im Kirchenchor, hat freie Schule und Verpflegung und bringt mir außerdem allwöchentlich zwei Dollar — na, und Mabel tut auch, was sie kann — und die beiden Jüngsten, well, sind sie nicht brave Kinder? — O nein, Steve, ich bin gar nicht so schlecht dran, sondern dem lieben Gott für mein Los recht dankbar."

Mit einem leisen Lächeln lehnte sie sich zurück, ließ die mit einer Flickarbeit beschäftigten Hände im Schoße feiern und schaute nachdenklich auf das lustig im Herd brennende Feuer. Draußen herrschte eine fröstelnde Novembernacht, und ein leichter Regen ging schon seit Stunden nieder.

„Wie man's nehmen will, Steve," fuhr sie dann vertraulich fort. „Aber sicherlich hat's keine Frau, deren Jüngster über fünf hinaus ist, am schlimmsten — da gibt's härtere Zeiten vorher, wenn man ein Kind an der Brust hat und das andere am Rocksaum hängen, und noch zwei oder drei andere, die schon laufen oder gar rennen können. Du lieber Gott, da ist man keinen Augenblick seines Lebens sicher und immer auf der Jagd, um Unglück abzuwenden oder zu verhüten. Da steht kein Waschkessel zu hoch, keine Streichholzschachtel ist sicher genug verwahrt, kein Messer und keine Schere fest genug verschlossen, daß sie nicht 'ran könnten — und sie können's nicht nur, sondern sie tun's wirklich — und wissen sie sonst nichts, so stopfen sie sich Schuhknöpfe in die Nase, oder plötzlich sind sie fort und haben sich verlaufen — oder geraten in schlechte Gesellschaft, und man muß nachlaufen und weiß ohnehin nicht, wo einem der Kopf vor lauter Arbeit steht."

Sie hielt inne. Ihre Erinnerung wanderte zu trüberen Tagen zurück und verlor sich in einem Gewirr unerquicklicher Einzelheiten, von denen jede einzelne Kummer bereitet oder Tränen gefordert, in ihrer

Gesamtheit aber alle Entsagung von ihr geheischt hatten.

In tiefes Nachsinnen verloren saß auch Steve Miller, hatte den Kopf in den aufgelegten Arm gestützt und starrte in die sprühende Herdglut. Das also war ein Frauenleben! Und in diesen endlosen Jammer hinein hatte er — und er wünschte es noch — Mabel verlocken wollen! Er hätte sich selbst verwünschen mögen! Der ganze Schöpfungsplan schien ihm plötzlich unvernünftig und ungerecht. Ihm kam es so vor, als ob nur die Reichen das Recht besäßen, sich zu verheiraten und glücklich zu sein. Und doch war seine Sehnsucht nach Mabel die Qual seiner Tage und Nächte!

Eines Abends übermannte ihn das Verlangen nach der Gegenwart des geliebten Mädchens endlich doch. Er kleidete sich sonntäglich an und suchte das pompöse Palais der Mistreß van Rensellaer auf. Nachdem er das Außentor unter Überwindung einiger Schwierigkeiten glücklich passiert hatte, gelang es ihm, durch eine Seitenpforte Zulaß zu erhalten und dort sein Anliegen, Mabel sprechen zu dürfen, vorzubringen.

Die Pförtnerin führte ihn in ein kleines Zimmer im unteren Erdgeschoß und hieß ihn dort Platz nehmen und warten.

Eine Weile verstrich, dann kam Mabel in ihrer sie allerliebst kleidenden koketten rosa und blau gewürfelten Zofentracht mit der schimmernden Spitzenrüsche im einfach gescheitelten Braunhaar und einer Tändelschürze um die schlanken Hüften.

Steve starrte sie mit Blicken an, als hätte er eine Vision. Verlegen erhob er sich, drehte hilflos den Hut zwischen beiden Händen und wußte sie nur sprachlos anzustarren. Sie war ihm immer wie ein holdes

Frühlingswunder vorgekommen, aber nie zuvor so aus einer anderen Welt, die der seinen hoffnungslos fern lag, stammend.

„Freut mich, daß du mich auch einmal besuchst, Steve," begrüßte ihn das Mädchen und bot ihm freimütig die Hand. „Bitte, nimm Platz. Wie Mutter mir erzählt hat, geht es dir gut?"

„Mabel," kam es tonlos über seine zuckenden Lippen, „oh, Mabel!"

Wie mit tiefen Schatten hatte ein krankhaftes Verlangen nach Entsagung in den letzten Wochen seinen Lebenspfad verdüstert; im Geiste hatte er sich auf diesem einsam und verlassen bis zum Ende dahinwandern sehen, nur damit von den Geschicken des geliebten Mädchens jegliche Sorge und Heimsuchung fern gehalten werden möchte. Nun, als er sie vor sich stehen sah, wollten sich die tiefen Schatten in eine undurchdringliche, ihn für immerdar vom Glücke scheidenden Nebelwand wandeln — und doch, mochte die Zukunft an Elend und Heimsuchung bescheren, was sie wollte, er verlangte nach Mabels Besitz mit einer Leidenschaft, deren heiße Gluten seine Seele zu versengen drohten.

Sie zeigte sich von ihrer liebreizendsten Seite. Unaufhörlich plauderte sie ihm von der Großartigkeit des herrschaftlichen Haushalts, der Zahl der Dienstboten, von den vielen Gesellschaften, der Pracht der Kostüme, den Reportern und den Irrtümern, deren diese sich in ihren Berichten schuldig machten. Nein, das war zum Totlachen!

„Denk dir nur, Steve, neulich berichteten sie, Mistreß van Rensselaer hätte blauen Chiffon und Perlen getragen und statt dessen trug sie nilgrünen Seidenmusseline und Smaragden. Das muß ich ja am besten wissen, denn ich mußte die Schleppe halten,

während eine ihrer Kammerzofen — sie hat deren zwei, Pariserinnen und mit einem Schick, um den sie Königinnen beneiden könnten — ihr frische Maiblumensträußchen darauf nähte. Da dachte ich, wenn ich doch ein einziges Mal solch ein wundervolles Kostüm selbst tragen dürfte!"

Wehmütig schüttelte Steve den Kopf. „Kann dich denn etwas, das du niemals wirst besitzen können, durch sein bloßes Betrachten so freuen?" fragte er mit einem Anhauch von Vorwurf im Stimmklang. „Möchtest du nicht lieber, anstatt in diesem Haushalt Dienerin zu sein, Königin in deinem eigenen kleinen Reiche werden?"

„Königin in meinem eigenen kleinen Reiche? Wie nett du das sagst, Steve! Aber diese Königin würde Böden zu putzen und schmutzige Wäsche zu waschen haben, zu plätten und Wasser zu tragen, Holz zu spalten und zu kochen. Du lieber Himmel, hier wird meine eigene Wäsche mitbesorgt, ich habe mich um nichts zu kümmern — und bin ich auch nur Zimmermädel, so lebe ich genau so fein als die Herrschaften selbst."

„Und das kann dich auch nur einen Augenblick verlocken, diese unfreie Existenz weiterzuführen?" unterbrach er sie vorwurfsvoll. „Ach, Mabel, ich würde gern mein ganzes Leben trockenes Brot essen, könnte ich mir nur dadurch die Möglichkeit erkaufen, immer in deiner Nähe weilen zu dürfen!"

Das Mädchen lächelte unsicher. „Wenn man dich so sprechen hört, kommt man sich ganz selbstsüchtig vor," meinte sie nach kurzem Schweigen. „Ich wünschte wohl, ich könnte so gut wie Mutter sein, oder ich wünschte, daß du —"

Sie unterbrach sich mitten im Wort, denn sie hatte endigen wollen, „daß du dir aus mir nichts machtest".

Doch als sie nun in sein ehrliches Gesicht mit den treuen Blauaugen blickte, da brachte sie es nicht übers Herz.

„Ich weiß selber nicht, woher das kommt, aber ich kann nicht so lieben, wie's andere Frauen tun," sagte sie mit einiger Verlegenheit. „Da ist zum Beispiel eines der Hausmädchen geradezu wie närrisch hinter dem dritten Lakaien her. Manchmal sind Milly und ich ganz empört, wenn wir mit anschauen müssen, wie sie alles mögliche aufbietet, um sein Interesse rege zu machen. Und dabei nimmt der aufgeblasene Mensch nicht mal Notiz von ihr — und warum? Weil er genau so hoffnungslos in die zweite Kammerzofe verliebt ist, und die glaubt sich so turmhoch erhaben über ihn, daß er gerade so gut Mistreß van Rensselaer selbst anschmachten könnte."

Innerlich fühlte Steve nicht nur tiefe Sympathie für die so hoffnungslos verliebte Hausmaid, sondern er spürte auch ein grimmiges Verlangen, mit dem hochnäsigen Lakaien ein Viertelstündchen ungestört allein sein zu dürfen. Aber zugleich erwachte in ihm auch jäh eine andere Befürchtung, an der diese galonierten Bedienten nicht weniger Anteil hatten.

„Mabel!" entfuhr es ihm. „Das Haus hier schwärmt von lauter hochgestochenen Lakaien. Solltest du etwa auch —"

Sie wehrte geringschätzig ab. „Das laß deine geringste Sorge sein, Steve," meinte sie leichthin. „Aus diesen geputzten Affen mach' ich mir nichts. Nein, mir gefällt an dem Leben hier nur das Behagen, es auch so gut zu haben wie die glücklichen Reichen. Aber wenn's dazu kommt, sich 'nen Mann fürs Herz auszuwählen, so wüßte ich niemand, den ich lieber als dich haben könnte, Steve."

Mit diesem fragwürdigen Trost mußte der junge Mann sich bescheiden, als er sich bald darauf verabschiedete.

Wochenlang ging er wie ein Träumer umher, selbst wenn er seinen Dienst als Motormann versah und seine Car von einem Ende der Riesenstadt zum anderen steuerte, war er nur rein mechanisch bei der Sache. Im Wachen und Träumen sah er Mabel vor sich. Und die schien ihm unerreichbarer als je geworden zu sein, nun sie Geschmack an einem Wohlleben, das er selbst kaum vom Hörensagen kannte und bei dem er sich nichts zu denken wußte, gefunden hatte — schöne, teure Kleider, ein Dasein ohne Arbeit — du lieber Himmel, wie sollte er ihr dies jemals von seinen fünfzehn Dollar Wochenlohn bereiten können!

* * *

Im kommenden Jahre ließ der Frühling lange auf sich warten, aber schließlich kam er doch und machte die Welt wieder grün und jung. Als dann die Erde im bräutlich erschimmernden Blütenkleide verborgen lag, da hatte die Wintersaison der „oberen Vierhundert" ihr Ende erreicht, und längeres Verweilen in der Metropole verstieß gegen den guten Ton.

Auch die van Rensellaers siedelten nach ihrem nicht minder fürstlichen Landsitze in Newport über, und unter der Zahl der Dienstboten, die ihre Herrschaft nach dieser vornehmsten aller Sommervilleggiaturen begleiten sollten, befand sich auch Mabel.

Mit sengender Glut, die durch einen beängstigend hohen Feuchtigkeitsgehalt noch unerträglicher gemacht wurde, hielt der Sommer seinen Einzug in New York. Eine Woche und darüber behauptete sich das Thermometer auf hundert Grad Fahrenheit, die Luft ließ sich kaum mehr einatmen.

Die öffentlichen Parke wurden den Enterbten dieser Welt, die in der drangvoll fürchterlichen Enge ihrer schlecht ventilierten, wahre Backofengluten ausströmenden „Flats“ besonders in den Nächten nicht länger zu hausen vermochten, zur Verfügung gestellt. In unübersehbaren Reihen lagerten sich die geplagten Menschen auf den Rasenflächen und ließen sich in stumpfer Ergebenheit von den wolkengleich zwischen den hohen Laubgängen hängenden Moskitoheeren bis aufs Blut plagen.

Durch die Armenviertel der unteren Oststadt ging ein großes Sterben, das namentlich die Kinder würgte. Aber auch von zahlreichen Todesfällen, ausnahmslos Hitzschlägen, von denen die besser gestellten Klassen heimgesucht wurden, wußten die Zeitungen tagtäglich in langen Spalten zu berichten.

Als Steve nach langer Abwesenheit wieder einmal Frau Moffart besuchte, weil ihn die Unruhe über das Geschick der Familie verzehrte, da fand er in der Küche die kleine Mary weiß, still und kaum mehr atmend auf dem dicht ans Fenster gerückten Tische liegen. Es war schrecklich heiß in dem Raume, die Luft kaum zum Atmen geeignet.

Auf den Zehenspitzen näherte sich Steve, der den Rock über dem Arme trug, dem Tisch und schaute bestürzt auf das Kind. Es sah wie eine kleinere Mabel aus, nur ihr Gesicht erschien durch Mattigkeit entstellt und älter.

„Ich hab' unseren kleinen Karl gestern begraben müssen,“ sagte die arme Mutter schlicht, „und ich fürchte, daß ich Mary auch verlieren werde. Die Hitze ist gar zu gräßlich — allein hier im Hause sind sieben Kinder gestorben.“

Steves Gedanken wanderten zu Mabel, die in

diesen Stunden harter Heimsuchung von der Mutter fern weilen mußte. Unwillkürlich kam der geliebte Name laut von seinen Lippen.

Frau Moffart schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin froh, daß sie an der See weilt, da kann sie wenigstens frische Luft schnappen," sagte sie wie entschuldigend. „Wer weiß, was aus ihr geworden wäre, wenn sie im Departmentstore geblieben wäre. Die Leute fallen ja wie Fliegen auf den Straßen — und Mabel ist keine von den Kräftigsten."

Die ganze Nacht beugte sich Steves blonder Kopf dicht neben dem grauhaarigen Mutterhaupte über das langsam sein junges Leben verröchelnde kleine Mädchen. Und als das Ende kam und die doppelt beraubte Mutter mit einem wehen Aufschluchzen den entseelten Körper umfaßte, da stand Steve stumm zur Seite. Es würgte ihn in der Kehle, daß er laut hätte hinausschreien müssen, wenn er die Lippen zu öffnen gewagt hätte.

Darum also hatte die arme Mutter geduldet und gesorgt, sich die letzte Freude versagt, geschafft von früh bis spät, nur darum, daß ihr die kleinen Lieblinge wie Blumen welkten und sie allein ließen? Und diese hoffnungslose Kette von Enttäuschungen und Entsagungen hatte er auch um sein geliebtes Mädchen schlingen und sie an ihr bis zum Ende ihrer Tage festhalten wollen?

In dieser Stunde lichtloser Erkenntnis gelobte sich Steve mit heiligem Schwure, daß durch ihn kein Weib auf Erden einem solchen Lose ausgeliefert werden sollte. Mabel, die er liebte, hatte ihn verschmäht — nun, vielleicht fand sie einen Mann, der reicher war als er, wenn er sie auch nicht lieber haben konnte, aber wenn er reich war, so konnte er ihr Behagen und

Luxus und schöne Kleider und all die teuren Annehmlichkeiten des Lebens, die nun einmal das Sondergut der Wohlhabenden bilden, kaufen, und das machte wohl das Glück aus. Mochte sie es also finden! Um seinetwillen sollte sie nicht so bitterlich schluchzen müssen wie die arme Mutter hier an der Leiche ihres Kindes.

* * *

Frau Moffart hatte ihrer Tochter von der doppelten Heimsuchung nichts nach Newport geschrieben, und so würde es wohl Herbst geworden sein, bis Mabel von dem Heimgang ihrer zwei jüngsten Geschwister erfahren haben würde, wenn sie sich nicht eines Tages über die Zudringlichkeit eines Gastes der Familie bei ihrer Dienstherrin beklagt hätte.

Der Blick, mit dem Frau van Rensellaer sie hochmütig durch ihre Lorgnette betrachtet, mehr noch die Art und Weise, mit der sie sie zurückgewiesen und von oben herab gesagt hatte, mit derartigen Dummheiten sollte sie sich an die Hausmeisterin wenden und im übrigen sich glücklich preisen, daß ein solch vornehmer Herr wie der Vicomte Perrier sich einen leutseligen Scherz mit ihr gemacht — alles das hatte dem jungen Mädchen jegliche Lust, noch länger in dienender Stellung in dem vornehmen Haushalt zu bleiben, genommen.

Das war aber nur der letzte Tropfen im ohnehin schon übervollen Becher der von ihr gesammelten Enttäuschungen gewesen. Längst schon hatte sie mit steigender Verwunderung einsehen müssen, daß diese Ganzreichen, weit davon entfernt, besser oder wirklich vornehmer zu sein, nicht einmal glücklicher waren als sie selbst. Sie kannten nicht die stille, reine Freude und das wohlige Behagen, die nach arbeitsreich ver-

brachter Woche ein freier Sonntag zu bereiten vermag. Bei ihnen war immer Sonntag, die Langweile plagte sie und führte sie auf Abwege. Dabei waren all diese vornehmen Damen Sklavinnen ihrer Stellung, die zu bedenklichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen mußten, um allabendlich in Gesellschaft möglichst vorteilhaft auszusehen, und die sich dabei systematisch ruinierten.

Und dann diese Gesellschaften! Was alles hatte Mabel sich darunter vorgestellt, und mit welch bitterer Enttäuschung hatte sie erkennen müssen, daß von einem wirklich geistvollen Verkehr gar keine Rede war. Man speiste von Gold und Silber in unvernünftiger Eile, trank hastig die verschiedensten schweren Weine, und dann setzte man sich zum Bridge oder Whist. Wie sie diese Kartenspiele spielten, das reizte alle menschlichen Schwächen und Leidenschaften auf und brachte sogar hüllenlos zum Vorschein, daß die vornehme Gastgeberin, die königlich der Tafel präsidierte, zur Falschspielerin wurde, die sich kein Gewissen daraus machte, ihre eigenen Gäste zu rupfen.

Groß war die Verzweiflung Mabels, als sie nun wieder heimkehrte und die beiden jüngsten Geschwister nicht mehr lebend vorfand. An den beiden kleinen frischen Gräbern, die sich in nichts von den langen Reihen ähnlicher Hügel unterschieden, weinte die Heimgekehrte bittere Tränen.

Nun aber wurde es im Haushalt ungleich behaglicher, denn Mistreß van Rensselaer war immerhin anständig genug gewesen, Mabel an eine ihrer Schneiderinnen zu empfehlen, zumal das bisherige Zimmermädchen große Geschicklichkeit im Kleidermachen gezeigt hatte. Bei Madame Couvrier war freilich keine Stellung zu besetzen, sie beschäftigte überhaupt in ihren Ateliers nur

geborene Französinnen, wie sie versicherte; aber eine Empfehlung von einer solch hochgeschätzten Kundin wie Mistreß van Rensellaer glich einem Befehle, und es dauerte nicht lange, so interessierte Madame Courrier für Mabel wiederum Markus Stern, den Seniorchef der großen Blusenfabrik Stern Bros., die im Trianglegebäude an der Greene Street das achte, neunte und zehnte Stockwerk innehatte. Das hatte zur Folge, daß Mabel mit zehn Dollar Anfangslohn als Vorarbeiterin für glatte Blusen in einem Winkel des von Hunderten zumeist jugendlicher Arbeiterinnen erfüllten Riesensaales im neunten Stockwerk untergebracht wurde, wo sie zwölf Blusennäherinnen unter sich hatte.

Jetzt nahm Mabel ihre alte Stellung im mütterlichen Haushalt wieder ein, und nachts schlief sie neben ihr im harten Strohbett, an dessen Fußende sich die kleine Mary nun nicht länger mehr in unruhigem Schlummer hin und her wälzte.

Doch Mabel war jung und nicht sonderlich tief veranlagt. Ihr nunmehriges Leben war schließlich eine Parodie auf die rosige Existenz, die sie im Haushalt der Reichen geführt, aber sie gab diese gerne um die Hoffnung dahin, die nun in ihrer Seele lebte. Ihr Leitstern, um dessenwillen sie gerne das van Rensellaersche Haus verlassen, war und blieb Steve. Nun sie zehn Dollar wöchentlich verdiente, von denen sie gut und gern die Hälfte zurücklegen konnte, erschien ihr die Zukunft in hellerem Lichte. Man konnte sparen und dadurch den Grundstein zu einer besseren, gesicherteren Zukunft legen. Zudem hatte Mister Stern baldige Aufbesserung versprochen.

Freilich, es war für Mabel eine Qual, tagein tagaus in dieser schrecklichen Luft auszuharren. Richtige

„Schwitzkasten" waren diese weiten, niedrigen Säle, in denen in unübersehbaren Reihen Hunderte von Nähmaschinen aufgestellt standen, hinter jeder ein bleichsüchtiges Mädel, das hier tagtäglich zehn Stunden fronte und keinen Augenblick zu feiern wagte, denn überall im Saale standen Aufpasser verteilt, und die Firmeninhaber führten strenges Regiment.

Mabel wußte selbst nicht, warum sie immer ein geheimes Grauen anfaßte, wenn sie vom Washington Square mit seinen uralten Bäumen her sich dem zehnstöckigen Fabrikgebäude, das lediglich industriellen Zwecken diente, näherte. Zwei Lifte führten zu den obersten Stockwerken, jeder davon faßte kaum sechs Personen, so daß es früh und abends jeweils über eine halbe Stunde dauerte, bis die menschliche Fracht hinauf- oder hinabbefördert worden war. Mabel hätte gerne die Treppen benützt, aber solche schienen im Gebäude überhaupt nicht vorhanden zu sein. Auf ihr Befragen erfuhr sie gelegentlich, daß wohl Treppen angelegt, die Zugänge aber durch Eisentüren versperrt worden wären, um der Möglichkeit vorzubeugen, daß unredliche Arbeiter sich heimlich mit gestohlenen Waren aus dem Staube machten, was die beim Fahrstuhlbetrieb beobachtete strenge Kontrolle unmöglich machte.

Schließlich gewöhnt sich der Mensch an alles, und als Mabel erst einige Wochen in ihrer neuen Stellung tätig gewesen war, dachte sie nur selten oder nie mehr an den glänzenden van Rensselaerschen Haushalt zurück. So bescheiden ihre jetzige Stellung war, so fühlte sie sich in ihr doch geachtet, sie erschien sich notwendig, während in jenem stolzen Palais an der fünften Avenue eine schlechte Laune genügt hatte, um dem sich durch irgendwelches Ungeschick mißliebig

machenden dienstbaren Geist den Laufpaß zu erteilen.

Steve Miller wohnte nicht länger mehr im gleichen Hause. Er verrichtete seinen Dienst nun bei einer Brooklyner Linie und hatte sich dort einquartiert. So kam es, daß er von Mabels Heimkehr nichts wußte, als er nach Wochen wieder einmal um die Abendzeit in der kleinen Wohnung vorsprach.

Er war ordentlich erschrocken, als er Mabel, die womöglich noch schöner und liebreizender geworden war, vor sich stehen und ihn mit vertrautem Lächeln begrüßen sah. Frau Moffart gewahrte seine Betroffenheit nicht minder, und mit einem gutmeinenden Lächeln machte sie sich nach der Begrüßung im anderen Zimmer zu schaffen, während die beiden jungen Leute in der Küche zurückblieben.

„Wie du siehst, Steve, bin ich wieder da," meinte das Mädchen und lachte.

„Deine Mutter wird sich freuen, Mabel," antwortete er. „Wundert mich eigentlich, daß es so rasch gegangen ist. Warst doch zuerst so begeistert!"

„War ich auch," bestätigte sie, „aber weißt du, Steve, ich kam mir manchmal vor wie 'ne Maus im Zuckerbäckerladen. Man nascht alles mögliche Süße, aber man wird den Geschmack schnell überdrüssig. Morgens war man nie sicher, ob man abends noch im Dienst sein würde. Wie ich austrat, war ich im Haus so ziemlich das älteste Zimmermädel. Nein, ich hab's jetzt besser — und bin bei der Mutter."

„Ich gönn' ihr's, Mabel. Sie ist 'n mächtig braves Weib!" brummte Steve.

„Das ist sie!" Mabels Augen füllten sich mit Tränen.

Ein drückendes Schweigen entstand; keines von

ihnen wußte was zu sagen. Dann erhob sich das Mädchen und ging ans offene Küchenfenster. Dort stand sie eine Weile und schaute wieder nach den scharf vom abenderfüllten Himmel sich abhebenden Dachsilhouetten.

„Erinnerst du dich noch, wie du mich damals besucht hast?“ fragte sie schließlich unvermittelt. „Erinnerst du dich auch noch, was du damals gesagt hast?“

„Hm, ich meine, so was vergißt sich nicht so leicht,“ meinte er ausweichend.

Mabel wendete sich vom Fenster und schaute ihn freimütig an. „Erinnerst du dich auch noch, was du von einer Königin in ihrem eigenen kleinen Reiche sprachst?“ fragte sie, und ein leises Zittern machte sich um ihre Lippen bemerkbar. „Sieh, Steve, damals — ja, da kam mir's abgeschmackt vor,“ gestand sie errötend, „aber heute klingt's besser, Steve.“

Nun glühte ihr Gesicht, und schleunig wendete sie sich wieder zum Fenster und betrachtete angelegentlich die Dachlinien gegenüber, um Steve Zeit zu lassen, mit seinem langsam arbeitenden Hirn den tieferen Sinn ihrer Worte zu ergründen. Doch Steve stand in dumpfer Angst und wußte nur, daß er seinem Gelübde unter allen Umständen treu bleiben wollte. Er schielte nach dem sauber geschrubbten Küchentische, auf dem damals die kleine Mary gestorben war, und sah im Geiste wieder die beraubte Mutter jammernd zusammenbrechen.

So fand er keine Antwort für Mabel, und schließlich sank diese schluchzend auf den neben dem Tische stehenden Stuhl.

„Du — du machst dir nichts mehr aus mir!“ schluchzte sie auf. „Geh — geh!“

Das Gefühl seines redlichen Vorhabens und das Bewußtsein, welch großes Herzensopfer er zu bringen

im Begriffe stand, verlieh Steve Miller vorübergehend fürstlichen Stolz. „Nein, das darfst du nicht sagen, daß ich mir nichts mehr aus dir mache," begann er. „Du weißt recht gut, daß ich dich lieb hab' und immer lieb haben werde. Aber ich hab' deine Mutter beobachtet — und da ist mir ein Licht darüber aufgegangen, was für 'n schreckliches Leben sie hat führen müssen. Und mit allem guten Willen könnt' ich dir kein besseres schaffen, weil ich eben ein armer Teufel bin und zeitlebens bleiben werde, Mabel. Und sieh, du hast es mir tausendmal vorgesagt und — und heut weiß ich's auch, daß du recht hast und daß 'ne Frau, die 'nen armen Mann heiratet, sich mit Leib und Seele verkauft und — und kriegt noch nicht einmal das Kaufgeld. Sondern muß als Dienstmagd ohne Lohn, wie du gesagt hast, waschen und kochen, schrubben und bügeln, Feuer machen und Öfen ausleeren, am frühsten aufstehen und als letzte sich niederlegen. Nein, Mabel, ich hab' mir das alles durch den Kopf gehen lassen, und ich will weder dich noch 'n anderes Frauenzimmer in solches Elend verlocken. Und darum hab' ich mir's vorgenommen, überhaupt nicht zu heiraten."

Ordentlich feierlich klangen seine Worte, und ein banges Erschauern ging durch des Mädchens schlanke Gestalt bei ihrem Anhören. Den Lebensluxus, den sie so köstlich gefunden, die tausend Annehmlichkeiten, die ein wohlgefüllter Beutel zu erkaufen vermag, erschienen ihr nicht länger des Begehrens wert, schrumpften zusammen vor der alles überragenden Sehnsucht nach dem Manne, mit dessen treuer Liebe sie so lange getändelt hatte, bis er sie nun verschmähte.

Sie stand auf und streckte die zitternden Hände nach ihm aus. „Aber Steve — Steve," brachte sie

steckend hervor, „begreifst du denn nicht, daß ich dich viel zu aufrichtig liebe, als daß ich an solchen Gedanken länger Anstoß nehmen könnte?“

Er schüttelte traurig den Kopf. „Jetzt machst du dir vielleicht nichts daraus,“ versetzte er sanft, „aber ich besinne mich noch Wort für Wort auf das, was du zu mir sagtest, bevor du zu Mistreß van Rensselaer gingest. Für 'n Weilchen, meintest du, würde es ja recht verlockend scheinen mit der kosigen kleinen Wohnung und den neuen Möbeln darin und den schönen Sachen zum Anziehen. — Sieh, Mabel, heut seh' ich's ein, wie recht du damals gehabt hast. Das Leben, das die Frau eines armen Mannes führen muß, ist grausam hart — und ich will dich nicht in so 'n Unglück bringen!“

In seiner traurig klingenden Stimme lag solch starker Widerhall eines unabänderlich fest gefaßten Entschlusses, daß Mabel erschauernd erkannte, wie jede Einwendung, jeder Versuch, ihn zu einer anderen Überzeugung zu bringen, vergeblich bleiben mußte. Sie stand zitternd, sah rings um sich das Glück in Scherben brechen und konnte nichts anderes tun, als es geschehen lassen.

„Ich — ich hab' dich so lieb, Steve — ich würd' auch das Härteste um dich ertragen können!“ kam es schluchzend von ihren Lippen.

Doch Steve verschränkte die Arme willensstark über seiner Brust, um nicht der Versuchung, sie um ihre Schultern zu legen, zu unterliegen.

Während sie so einander schweigend gegenüberstanden, öffnete sich die nur angelehnt gewesene Verbindungstür vollends und auf der Schwelle erschien Frau Moffart.

„Du hast unrecht, Steve, so gut du's sicherlich auch

meinen magst," begann sie. „Sieh, mir tut's weh, daß du aus meinen eigenen Worten nur herausgehört hast, wie hart es unsereins auf Erden hat, aber eins hast du vergessen, Steve, das ist die Liebe, die unser Herrgott uns Frauen ins Herz gelegt hat, die echte Liebe meine ich, weißt du, wie sie vom Himmel kommt und einen selbstlos macht — und was wär' denn eine Frau ohne solche Liebe!" Mit blitzenden Augen wendete sie sich ihrer Tochter zu. „Und du bist auch schuld daran, daß Steve einen falschen Begriff bekommen hat," sagte sie gütig. „Hast immer von dem unbezahlten Dienstmädel gesprochen. Das ist erst recht ein unverständiges Wort. Mir ist's nie eingefallen, mich als eure Dienstmagd zu betrachten, weil ich für euch gesorgt, euch abgewartet und meinetwegen auch bedient habe. Du lieber Gott, dafür bin ich ja Frau und Mutter geworden, das ist unser heiliger Beruf. Wir sollen Licht ins Dunkel bringen, den Mann und die Kinder aufrichten, ihnen Liebe und Trost geben, Freude in ihr Dasein bringen und ihnen das Leben leicht machen. Das ist nicht Dienstmagdarbeit, das läßt sich überhaupt nicht mit Geld bezahlen, sondern es ist so gut unserem Herrgott gedient wie vom Priester in seiner Kirche."

Aus ihren fein geröteten Zügen sprach jetzt eine stille, adelnde Größe. Schon erfüllte Abenddämmerschatten den Raum, aber aus den gealterten Mienen der schlichten Frau strahlte ein Lächeln, so gütig und mütterlich, daß es ordentlich wie unirdischer Lichtschein von ihm ausging.

„Gewiß, ich hab's gesagt und sag' es auch heute noch, daß es schwer ist, Kinder großziehen zu müssen," fuhr sie leise fort. „Aber meint ihr etwa, daß mein Leben darum freudlos gewesen ist? Ich will nicht von

den vielen kleinen Freuden sprechen, die einer Mutter beschert werden, weil nur sie sie verstehen kann. Aber glaubt ihr vielleicht, ich zehrte nicht heute noch an der Erinnerung, wie wunderselig glücklich ich als Braut war und später in meinem Ehestand? Dein Vater, Kind, Gott hab' ihn selig, war bei all seinen Schrullen ein guter Mann, er hat mich auf seine Art rechtschaffen lieb gehabt, und in seiner letzten Stunde, als er nimmer hat sprechen können, da hat er noch einmal mich bei der Hand gefaßt und sie so eigen gedrückt. Oh, da lag so viel darin, und es gab mir Kraft und Mut, alles zu tragen! Ich hab' seinen Handdruck wieder gespürt, als unsere beiden Kleinsten starben und du mir wie 'n Sohn beigestanden bist, Steve. Hab' ich nicht dem Herrgott danken können für die Zeit, die er sie mir geschenkt gehabt hat, und waren's auch nur fünf und sechs Jahre? Frauenleben ist hart, und es nimmt viel — erst das glatte Gesicht und dann auch die Kraft. Aber wenn man einen Mann, der einen von Herzen lieb hat, sein eigen nennen darf, und der Herrgott schenkt einem gute Kinder, dann ist's das Leben wert, Steve — weiß Gott, dann ist's doppelt wert, gelebt zu werden!"

Eine Weile war es still im schon völlig nachtverdunkelten Raume. Dann atmete Steve Miller tief auf und trat dicht an das geliebte Mädchen heran. Und in dem engen, niedrigen Zimmer mit seiner ärmlichen Einrichtung begann ein Licht trostreich die Dunkelheit zu durchdringen — es war die selige Hoffnung, die in zwei jungen Menschenherzen neu geboren worden war.

„Mabel," raunte Steve heiser und verhielt vor Erwartung den Atem, „ist so 'n Leben wert, gelebt zu werden?"

Statt einer Antwort breitete sie die Arme nach ihm

aus, und mit einem leisen Aufjubeln zog er sie an seine Brust.

* * *

Die Verlobten standen vor dem hellerleuchteten Riesenfenster eines der weltbekannten Departmentstores, wo eine gesamte Wohnungsausstattung, bestehend aus Wohn-, Schlafzimmer und Küche zur Schau gestellt war. Sogar die Hängelampe brannte über dem runden Tische. Dieser war einladend gedeckt und darauf ein hübsch verziertes Porzellanservice mit Tassen und Gläsern und versilberten Bestecken gestellt. Auf der zierlichen Anrichte daneben lagen ganze Stöße Tischwäsche, genau so wie im Schlafzimmer sauber gestickte Bettwäsche aufgestapelt lag und die Miniaturküche einen vollständigen Satz aller erforderlichen Geschirre und Geräte aufwies, sogar die Küchenuhr in Gestalt eines Porzellantellers fehlte nicht. Wie ein großes Preisetikett kündete, kostete die gesamte Herrlichkeit nur hundertneunundneunzig Dollar.

Mabels Augen glänzten. Sie stieß ihren Verlobten leicht an. „Du, Steve, wenn wir uns das anschaffen könnten, da hätten wir gleich alles, was wir brauchen. Damit ließe sich anfangen — was? Sieh nur, das Sofa ist zum Ausziehen, dann bildet's ein großes Bett. Wie praktisch das ist, wenn mal die Mutter zu Besuch kommt und es wird spät, da kann sie gleich bei uns schlafen! Und dort der Schaukelstuhl — ist er nicht einfach süß? Dann das Nähtischchen und — du, ob sie den Messingkäfig mit dem Kanarienvogel bloß zum Staat aufgehängt haben, oder ob er auch dazu gehört?"

„Dort haben sie ja das ganze Verzeichnis an die Schaufensterscheibe geklebt," meinte Steve. Aber es

dauerte eine Weile, bis sie sich durch die die Auslage bestaunende Menge so weit geschoben hatten, um das Verzeichnis lesen zu können. Nun kannte Mabels Entzücken erst recht keine Grenzen, denn es stellte sich heraus, daß auch die Bilder und Teppiche, Vorhänge und Gardinen dazu gehörten.

Steve berauschte sich an ihrem Geplauder, im Geist sah er sie schon in einer kleinen, sonnigen Wohnung, in der all diese Herrlichkeiten untergebracht waren, als junge Hausfrau walten. Er konnte ihr's nachfühlen, wie sie schon der Gedanke daran beglückte, und ihre Freude wirkte auf ihn ansteckend. Aber dann kam er ins Rechnen. Hätte man sich das erste Jahr beholfen, so hätte man billiger leben, vielleicht sogar etwas auf die Seite bringen können. Nahm man eine Wohnung, in die diese schönen Sachen paßten, so verschlang die Monatsmiete mindestens einen Wochenlohn. Das war jedoch nicht das Entscheidende. Diese ganze Ausstattung sah verlockend genug aus, aber ob sie auch solid hergestellt und vor allen Dingen dauerhaft war, blieb noch zu ergründen.

„Wenn von uns jeder zwanzig Wochen lang fünf Dollar sparte," hörte er Mabel wieder sagen, „dann könnten wir uns die Einrichtung kaufen."

„Rund fünf Monate!" brummte Steve verdrießlich. „Nein, Mabel, so lange wollen wir nicht warten!"

„Ah, Steve, es verlohnte schon das Warten!" entgegnete sie mit einem Seufzer. „Denke dir nur, wie schön eine solche Wohnung aussehen müßte! Man könnte sie noch ausschmücken, schöne Handarbeiten machen, Deckchen und bunte Kissen. Darin käm' man sich menschlich vor. Sieh, Mutter ist gewiß viel besser und klüger wie ich, aber wie sie's in der schrecklichen Wohnung aushält, nur weil sie dort jung gewesen ist

und den ganzen Eheſtand darin verbracht hat, und Vater und die Kinder ſind darin geſtorben — und die Möbel ſind ſo ſchrecklich, ſie haben ordentlich den Armleutegeruch. Aber freilich, damals, wo Mutter jung war, koſtete ſo 'ne Einrichtung noch ein Heidengeld."

„Jedes Stück hielt auch 'n Menſchenalter," gab Steve zu bedenken. „Ob's mit den Stühlchen und Sächelchen da hinterm Schaufenſter ebenſo beſchaffen iſt — was meinſt du, Schatz?"

„Was ich meine?" Sie lachte ihn ſchalkhaft an. „Daß wir einmal hineingehen und uns die Sachen zeigen laſſen. Anſehen koſtet ja nichts."

Mabel war nicht umſonſt eine New Yorkerin. Mit der verblüffenden Sicherheit der Großſtädterin, die überall zu Hauſe iſt, ſchritt ſie dem nur ungern folgenden Steve in das Geſchäft voran. Die kühle Selbſtverſtändlichkeit, mit der ſie einem der Verkäufer ihr Begehren zu erkennen gab, und die zuvorkommende Art, mit der dieſer ſie nach dem Fahrſtuhl geleitete, um ſie nach der fünften oder ſechſten Etage des Rieſenbaues, wo die Möbelabteilung untergebracht war, zu bringen, ließ ihn heimlich Blut ſchwitzen. Ängſtlich hatte er bisher dieſe glanzvollen Warenhäuſer zu betreten vermieden und ſeinen beſcheidenen Bedarf in Geſchäften, in die er beſſer zu paſſen glaubte, eingekauft. Wie Mabel, ohne den nötigen Kaufpreis in der Taſche zu haben, ſich gleich eine ganze Wohnungseinrichtung zeigen laſſen konnte, machte ihn beinahe ſchwindeln.

Aber ſeine Armſündermiene wurde von der Verlobten anſcheinend gar nicht wahrgenommen; im Gegenteil, ſie machte ihn, als ſie oben in einem der Rieſenſäle in eine geſchickt abgeteilte kleine Wohnung,

mit drei richtigen, durch tapezierte Holzwände voneinander getrennten Räumen darin, geführt wurden, unbefangen bald auf dies, bald auf jenes aufmerksam und stellte dazwischen an den Verkäufer Fragen in großer Anzahl.

Ihr niedliches Gesicht verlängerte sich freilich bedeutend, als der Verkäufer ihr eröffnete, daß der Preis der jetzt von ihr gemusterten Wohnungseinrichtung fast das Doppelte der unten im Schaufenster ausgestellten Sachen betrage.

„Die Sachen unten sind extra fürs Schaufenster gefertigt, um eben möglichst billig sein zu können," erklärte er. „Ich möchte auch nicht einmal behaupten, daß diese Einrichtung hier besonders zum Kaufe anzuraten wäre — da will ich Ihnen lieber etwas wirklich Preiswürdiges zeigen. — Doch 'n Brautpaar — nicht wahr?" setzte er mit wohlwollendem Zwinkern hinzu. „Well, diese Einrichtung hier ist unser Stolz, wir führen sie schon seit Geschäftseröffnung, ich habe selbst eine solche gelegentlich meiner Verheiratung gekauft — das ist nun reichlich sechs Jahre her, und ich könnte nicht sagen, daß die Sachen durch den Gebrauch sonderlich abgenützt worden wären."

Ganz erstaunt schlug Mabel die Hände zusammen, als sie nun wieder in zierliche, übersichtliche Räume, die eine Wohnung im kleinen bildeten, geführt wurde und dort anscheinend genau dieselbe Einrichtung, nur daß sie jetzt vierhundertneunundvierzig Dollar kosten sollte, wiederfand.

„Hartholz, solide Polsterung, mit einem Worte wirkliche Gebrauchsmöbel," erläuterte der Verkäufer, „etwa die Sorte, die man kauft, um mit ihnen auch noch mal Silberhochzeit feiern zu dürfen."

„Aber sündhaft teuer!" platzte Mabel, der die Ent-

täuschung unverkennbar in den Mienen geschrieben stand, heraus.

„Well," suchte der Clerk einzulenken, „es kommt ganz darauf an, wie man eine Sache braucht und welche Ansprüche man daran stellt. Aussehen tut die Einrichtung unten im Schaufenster genau so gut, und wenn man sie sich in der Voraussicht, sie nur 'n Jahr oder so in Gebrauch zu nehmen, kauft, so macht man 'nen feinen Schnitt. Wir verkaufen diese Einrichtung jährlich hunderte Mal an Fremde, die den Winter über in New York leben wollen. Mietet man sich da 'ne kleine Wohnung und stellt so 'ne Einrichtung hinein, so hat man im Vergleich zu Pensionspreisen immer noch äußerst billig gewohnt, wenn man die Sachen hinterher auch verschenkt. Aber für junge Eheleute paßt so was nicht, da müssen solide Sachen her, die auch 'nen Puff vertragen."

Nun mußte Steve, als er Mabels betrübtes Gesicht sah, doch ein wenig lächeln, und seine bis dahin an den Tag gelegte Blödigkeit verschwand, als er bemerkte: „Ja, wenn nur auch der Geldbeutel so 'nen Puff vertragen könnte. Aber wenn man nur 'n schlichter Motormann ist —"

„Man braucht ja nicht alles auf einmal anzuschaffen," lenkte der Verkäufer ein, dessen Interesse ersichtlich schwand, als er wahrnehmen mußte, daß er keine ernstlichen Käufer vor sich hatte.

„Der Mann hat recht," brummte Steve, als er in Begleitung der ziemlich kleinlaut gewordenen Braut das Warenhaus verlassen hatte, „man braucht nicht alles auf einmal anzuschaffen. Ich dachte mir, Schatz, wenn wir nur erst mal das Allernötigste, das aber recht gut und sauber, haben, dann wird alles andere schon später nachkommen."

Er erschrak ordentlich über den bitteren Klang des Mädchenlachens. „Ja, so soll Vater selig auch immer gesagt haben," meinte sie dann. „Mutter hat manchmal erzählt, wie sie sich anfänglich 'n Sofa gewünscht hat. Das sollte übers Jahr gekauft werden, dafür kam mein ältester Bruder ins Haus, und auf ihr Sofa wartet Mutter auch heute noch!"

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander dahin, aber beide hatten sie die Empfindung, als schritte zwischen ihnen ein trennender Schatten. Innerlich begriffen sie nicht, woher die Verstimmung, die sie nun plötzlich erfüllte, kam.

Zuweilen schaute Steve das geliebte Mädchen besorgt von der Seite an. Als sie endlich die Mietskaserne, in der Mabels Mutter wohnte, erreicht hatten, mußte er sich notgedrungen verabschieden, da er sich beeilen mußte, um seinen Dienst, den er jetzt oft nachts über versah, pünktlich anzutreten.

Schüchtern haschte er nach ihrer kleinen Hand. „Mabel, wenn ich nur reich wäre," sagte er unter einem Seufzer, „wie wollt' ich dir dann das Dasein schön machen. Aber mit Worten ist nichts ausgerichtet und — und ich bin nun mal 'n armer Teufel und — und ich werd' die Furcht nicht los, daß deine Liebe zu mir nicht groß genug ist, um dich all das überwinden lassen zu können."

Doch da fühlte er sich im dunklen Hausgang, wo keiner sie beobachten konnte, von ihren Armen umschlungen, und ein Kuß brannte auf seinem Munde.

„Ich hab' dich lieb, Steve, glaub' es mir, und es wird auch alles gut werden," hauchte sie. „Nur drängen mußt du nicht — ich hab' es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, dich recht von Herzen glücklich zu machen. Das kann ich nur, wenn ich mich selbst glücklich fühle

— und dazu muß es hell um mich sein, ich zieh' gern was Nettes an, putz' mich gerne und will auch in einer hübschen Wohnung hausen. Aber das läßt sich alles machen. Übers Jahr, Schatz, können wir so weit sein. Wenn ich Mister Stern bitte, bekomme ich von Weihnachten ab Zulage, da zählt jeder Dollar. Sei mir darum nicht bös, Liebster, aber ich hab' es mir in den Kopf gesetzt, gleich richtig anzufangen — und müssen wir uns später einschränken, dann wirst du mir dankbar dafür sein, daß ich meinen Willen durchgesetzt habe. Und nun gute Nacht, Schatz. Morgen sehn wir uns was anderes an!"

Mit gesenktem Kopfe ging Steve seiner Wege. Was Mabel sprach, das klang alles recht vernünftig, und man konnte schließlich auch nichts Besseres tun. Aber gerade, daß sie ihren Verstand in einer solchen Herzensfrage ausschlaggebend sein lassen konnte, wurmte ihn. Ihm wäre es lieber gewesen, sie hätte mehr an den Augenblick gedacht und genau solche ungeduldige Sehnsucht, wie sie ihm im Herzen lebte, gefühlt.

* * *

Mit heimlicher Bekümmernis gewahrte Frau Moffart die zunehmende Verstimmung zwischen den zwei Brautleuten. Nicht daß es zu einem Zank oder gar zur Entfremdung gekommen wäre. Aber sie schmollten häufig miteinander, und war dies der Fall, dann stellte sich Steve an seinem freien Sonntag, den er allmonatlich einmal hatte, nicht ein, und Mabel war an solchen Tagen die reine Trauerweide.

„Mutter, ich kann mich nun einmal nicht anders machen, als ich bin," sagte sie bei solchen Gelegenheiten wohl, wenn Frau Moffart ihr zuzureden suchte.

„Wenn mich Steve wirklich lieb hat, so muß er schon dafür sorgen, daß ich auch was vom Leben habe.“

„Kann einem das Leben mehr geben, als davon eine Mutter hat?“ fragte die Matrone mit sanftem Lächeln. „Wenn man auch jeden Heller doppelt umdrehen muß, ehe man ihn ausgibt, so hat man doch so viel des stillen Glückes. Man weiß sich notwendig, Kind. Alle Mütter, ob reich oder arm, haben ihre bestimmte Sendung zu erfüllen. Das ist so geheimnisvoll und zugleich trostreich. Darüber hab' ich oft nachgedacht. Nimm unseren Willy. Erst kürzlich sagte mir der Organist, daß seine Stimme ausgebildet werden müßte, so schön wäre sie, und er würde sicherlich noch einmal ein großer Sänger werden. Woher hat er nun seine schöne Stimme? Ich kann mich nicht entsinnen, daß in meiner Familie viel gesungen worden wäre, und dein Vater selig lief davon, machte einer nur den Mund auf — und es muß doch in uns gelegen haben, hat vielleicht hundert Jahre und darüber geschlummert, ist mit deiner Urahne geboren und von ihr der Großmutter überantwortet worden und hat sich bis auf mich vererbt — und nun will es auf einmal an den Tag. Sieh, Kind, das ist Mutterglück, und man kann's auch dem ärmsten Weibe nicht rauben.“

„Nichts für ungut, Mutter, aber du bist altmodisch. Wenn jeder nur für andere leben und nichts für sich selbst begehren soll, warum lebt man denn dann überhaupt? Nein, Mutter, wir modernen Menschen wollen was vom Leben haben, wollen unser eigenes Leben leben. Darum braucht man nicht leichtsinnig zu sein oder nur an sich selbst zu denken. Aber warum soll mir mein eigenes Recht nicht ebensogut werden, wie's die Männer für sich beanspruchen? Und warum soll ich aus dem, was ich seit frühster Kindheit mit

anschauen mußte, nicht eine Lehre ziehen und es besser machen dürfen? Ich bilde mir nicht ein, klüger als du zu sein, Mutter, aber die Zeiten sind andere geworden, wer heut nichts aus sich macht, wird ausgelacht. Mir graut nun einmal davor, mein Lebenlang eine Dienstmagd ohne Lohn vorstellen zu sollen — und was anderes ist eines armen Mannes Frau doch nicht, mag man da noch so schöne Worte gebrauchen. Ich hab's Steve in aller Ruhe gesagt, und hat er mich wirklich lieb, so bescheidet er sich geduldig, bis wir was hinter uns gebracht haben."

„Stoß ihn nicht wieder vor den Kopf," warnte die Mutter besorgt.

Mabel legte den Kopf auf die über der Stuhllehne gefalteten Hände und schaute ihrer Lieblingsgewohnheit gemäß nach den gegenüberliegenden Dächern. „Mutter, ich kann mich nicht anders machen, als ich bin. Immer wieder steigt die Angst in mir hoch. Man hat sein Leben nur einmal — und ich seh' es Tag für Tag, wohin die Ehe führt. Mag sein, daß das zu deinen Zeiten, als du noch jung warst, sich anders anschaute. Da waren die Menschen noch wie im Schlaf. Aber heutzutage lockt das Leben. Wohin man schaut, sieht man Glanz und Überfluß. Selbst die Mädels in der Fabrik tragen Diamanten in den Ohren. Freilich, auf Abzahlung gekauft, viel zu teuer. Aber sie können sich den Dollar allwöchentlich leisten, weil sie nur für sich selber zu sorgen haben. Sind immer nett geputzt, gehen in Konzerte und Theater oder auch tanzen, haben etwas vom Leben und genießen ihre Jugend. Ich sage nicht, daß ich es auch so haben möchte. Aber wenn man dann die ältlichen Frauen in der Fabrik sieht, verkümmert und abgesorgt, und man muß sich sagen lassen, daß sie vor wenigen Jahren noch frische, frohe

Dinger waren — bis sie heirateten und das Elend kennen lernten. Und nun sitzen sie wieder am alten Platz, die eine aus dieser, die andere aus jener Ursache wieder zum Verdienen gezwungen. Weil der Mann sich auf die leichte Seite geschlagen hat oder er ist verunglückt, und aus dem Ernährer wurde ein Krüppel, der gefüttert werden muß. Und nun ist alles wieder wie früher und doch so ganz anders, denn die Freude und die Hoffnung sind aus dem Leben gewichen. — Ach, Mutter, wenn ich Steve nicht so unvernünftig lieb hätte, dann — ja, dann heiratete ich überhaupt nicht. Heutzutage ist man dumm, wenn man einen armen Mann heiratet — ja, ja," rief sie fast schreiend, als die Mutter eine sanfte Einwendung machen wollte, „nun kommst du wieder mit deinem häuslichen Glück und den stillen Freuden, die auch das ärmste Heim durchsonnen. Aber sie sind nichts für mich, ich will wirklichen Sonnenschein haben!"

Frau Moffart war aufgestanden und vor ihre Tochter hingetreten. Nun strich sie ihr zärtlich einige widerspenstige Stirnlöckchen zurück. „Du sprichst wie der Blinde von den Farben," scherzte sie. „Spür' es erst in der eigenen Seele, wie süß es ist, sein Kind in den Arm nehmen, es hegen und schirmen und — und sich selbst an die Brust eines guten, treuen Mannes flüchten zu dürfen. Mag sein, daß ich altmodisch denke und fühle, aber ich weiß nur das eine, daß ich mich nach deinem Vater, so rauh und derb er mitunter auch war, bis zu meinem letzten Atemzuge sehnen werde. Mann und Weib sind halt was Untrennbares — und unser Herrgott behüte dich davor, daß du dich einmal umsonst nach einem treuen Beschützer sehnen mußt!"

„Du willst mich nicht verstehen, Mutter. Wer sagt denn, daß ich meinen Steve nicht herzlich lieb habe?

Aber gerade weil ich ihn aufrichtig glücklich machen möchte, wollen wir gleich von Anbeginn derartig aufbauen, daß uns später kein schlimmes Erwachen beschieden werden kann. Mutter, wenn die Jahre vergingen und — und ich in meinen alten Tagen so dastehen müßte wie du — hassen könnt' ich meinen Mann!"

* * *

Auf seine Weise hatte Steve Miller nicht minder schwierige Gedankenarbeit verrichtet und schwerfällig, wie er nun einmal geartet war, den ganzen Winter über gebraucht, bis er mit seinem Entschlusse ins reine gekommen war.

Zuerst hatte er sich über das neuerliche schwankende Zögern und Bedenken seiner Verlobten rechtschaffen geärgert. Nicht viel hätte gefehlt, so würde er sich für immer zurückgezogen haben, nach und nach aber hatte er ihren Beweggründen größeres Verständnis entgegenzubringen vermocht. Mehr als früher hatte er sich um die häuslichen Verhältnisse seiner Kollegen vom Straßenbahndienst, von denen die große Mehrzahl verheiratet war, zu bekümmern begonnen. Nur in der Absicht, dadurch ihre Häuslichkeit kennen zu lernen, hatte er sich mit einem Halbdutzend Kollegen näher angefreundet, und was er gelegentlich in deren Wohnungen zu sehen bekommen, hatte ihm gerade genug zu denken gegeben. Er hatte manche nette Haushaltung vorgefunden. Merkwürdigerweise aber handelte es sich bei solchen ausschließlich um jungverheiratete Paare mit höchstens einem Kind. Wo größerer Kindersegen eingetroffen war, da schaute es in den kleinen Wohnungen nicht sonderlich einladend aus, überall fehlte es am Geld, sein immer sich empfindlicher be-

merkbar machender Mangel ließ keine ungetrübte Lebensfreude aufkommen, löschte aber fast ausnahmslos das nur spärlich glimmende Glücksfünklein vollends aus. Nein, Mabel hatte recht. So ins Blaue hinein durften sie nicht heiraten. Die kümmerlichen Lohngroschen langten kaum in jungen, gesunden Tagen zu. Was sollte erst werden, wenn die kärgliche Einnahmequelle einmal versiegte, und sei es auch nur vorübergehend? Eine Laune des vorgesetzten Inspektors genügte, und man flog aus dem Dienst. Sie mußten ordentlich beginnen, nicht nur gut eingerichtet und unabhängig sein, sondern auch von Anfang ein gemeinschaftliches Ziel haben, auf das sie mit der sicheren Anwartschaft, es zu erreichen, wenn sie in ihren ehrlichen Bestrebungen nicht nachließen, losschreiten konnten.

Eins war schließlich bei ihm ausgemacht: seine gegenwärtige Beschäftigung bot nicht die für Begründung eines Ehestandes notwendige Sicherheit. Aber was sollte er anfangen? Eine neue Existenz gründen, ist in New York auch unter den günstigsten Voraussetzungen ein schwieriges Problem, erwies sich aber gar für Steve, der zum großen Heere der von frühester Jugend an Ausgenützten gehörte, nahezu unmöglich. In der Schule hatte er nicht viel mehr als Lesen und Schreiben gelernt, denn schon bald hatte er die Eltern im harten Daseinskampfe unterstützen, Frühstück und Zeitungen austragen, später außerhalb der Schulstunden als Ausläufer in Wäschereien ein paar kümmerliche Groschen verdienen müssen. Dann waren die Eltern gestorben, die Geschwister waren da und dort in Wohltätigkeitsanstalten untergebracht und er für seinen Lebensunterhalt zu einem Farmer geschickt worden. Dort hatte er so lange schmale Kost und reichliche Prügel erhalten, bis er stark genug geworden war,

um seinem Peiniger mit dessen eigener Peitsche die Quittung auf den Rücken zu schreiben, was natürlich der ländlichen Idylle ein sofortiges Ende bereitet hatte. Dann hatte er gearbeitet, was sich ihm gerade bot; heute Ställe gereinigt oder einem Hausierer mit Früchten oder Gemüsen als stimmgewaltiger Ausrufer gedient; dann wieder einen Lastwagen kutschiert oder Erde geschaufelt. Bis er zuletzt Anstellung bei der städtischen Straßenbahn gefunden.

Wie sollte er nun Mabel ein sorgenfreies Heim aufbauen und all das, was sie so fürchtete und verabscheute, die gemeine Sorge, die aufreibende Werkeltagsarbeit und die nie endende Tretmühle der an eine Frau und Mutter gestellten Anforderungen, fernhalten können? Seine schwerfällige Denkmaschinerie fand keine Lösung. Für eine ungeschulte „Arbeitshand", wie man's in New York nennt, erhielt er so ziemlich die höchste Bezahlung. Vielleicht konnte er nach Jahr und Tag Vormann, also Rottenführer, werden; aber die nämliche Hoffnung hegten in dem Carschuppen, wo er beschäftigt war, dreißig andere, und er war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß diese ihm nicht im geringsten nachstanden.

Wie er eines Samstagabends durch die Straßen der Unterstadt schlenderte, hörte er seinen Namen rufen. Als er sich suchend umschaute, fiel sein Blick auf einen jungen Farmer, der vom Washingtonmarkt, wo er seine Produkte feilgehalten haben mochte, den leeren Kastenwagen mit einem flinken Gaul davor heimwärtstrieb.

„Holla, Steve — lange nicht mehr gesehen! Wie geht dir's, alter Junge?" rief der Farmer erfreut und winkte.

Steve trat dicht an den inzwischen zum Halten ge-

brachten Marktwagen und musterte den auf dem Bock Sitzenden. Dann ging ein Strahl des Wiedererkennens durch seine Züge. „Holla, du bist's, Mike Maccarthy?" Er schüttelte freundschaftlich die ihm gereichte Hand. „Donnerschlag, du hast dich herausgemustert, Mensch, bist ja ordentlich dick geworden!"

„Ist mir nicht schlecht gegangen," räumte der andere lachend ein. „Hast du ein wenig Zeit? Da kommt nämlich schon 'n Schutzmann — weißt ja, man darf auf der Straße mit dem Fuhrwerk nicht halten."

„Wo fährst du denn hin?"

„Über die 23. Straßenfähre. Hab' 'ne kleine Farm drüben auf Long Island. Steig nur auf. Bis zur Fähre kannst mich immerhin begleiten. Es freut einen, wenn man wieder mal 'n ehrliches Gesicht sieht!"

Steve gehorchte der Aufforderung. Mike war ihm von jeher äußerst sympathisch gewesen. Jahrelang hatten sie sich bei Führung derselben Car abgelöst, und er hatte damals seinem Kollegen manche Gefälligkeit erwiesen, da dieser, der verschiedene Jahre älter und verheiratet war, schon damals auf Long Island gewohnt, was seine häufige Verspätung beim Dienstantritt zur Folge gehabt hatte. Da aber hatte Steve es als selbstverständlich betrachtet, daß er für den Kollegen noch eine weitere Rundfahrt gemacht hatte.

„Ich hab' dich immer einmal aufsuchen wollen, Steve," versicherte der Farmer nun, als sie nebeneinander auf dem Bock saßen und der Schimmel sie in flinker Fahrt nach dem Ostende der 23. Straße brachte. „Aber wie das so geht, man kommt nie ab — und außerdem hast du mir's versprochen gehabt, mich einmal draußen zu besuchen."

„Well, Mike, mir ging's nicht viel anders," ent-

schuldigte sich Steve. „Weißt's ja von früher, wie wenig freie Zeit unsereinem übrigbleibt — und in den letzten zwei Jahren — ich hab' halt immer Abhaltungen gehabt. Aber dir geht's gut — was? Glücklich verheiratet?"

Mike, der ihn mit schelmischem Lächeln von der Seite angeschaut, zum Beweis dafür, daß er den Abhaltungsgrund vollauf zu würdigen wußte, nickte sehr entschieden. „Kann dir sagen, Steve, ich hab' das große Los in der Ehestandslotterie gezogen, denn meine Bessie ist ein Prachtweib. Ja, wenn sie nicht wär'" — er lachte vor sich hin — „dann meldete ich mich wohl heute noch mit dem Bremshebel in der Hand allmorgendlich zum Dienst. Haha!"

„So bist du jetzt ganz Farmer geworden?"

„Weißt ja wohl noch, Steve, daß ich damals, als ich mich verheiratete, nach Long Island ziehen mußte. Ging dorthin wahrlich nicht freiwillig, aber meine Bess' wollte sich sonst nicht heiraten lassen. Sie hatte Angst vor der Hungerleiderei in der Stadt — weißt ja, wie die Redensart bei den Weibern lautet, sie wollten nicht die unbezahlte Dienstmagd spielen."

Steve konnte nicht anders, er mußte einen kurzen Pfiff ausstoßen, was zur Folge hatte, daß Mike verschmitzt lachte. „Hast wohl inzwischen ähnliche Erfahrungen machen müssen — was?" erkundigte er sich anzüglich.

Verlegen brummte der Gefragte etwas, das unverständlich blieb.

„Well, damals gab ich nach, weil ich heiratstoll war. Bess' kann's schon einem Mann antun, sag' ich dir," erzählte der Farmer weiter, indem er zugleich sein Rößlein geschickt durch das zuweilen beängstigend dichte Wagengewirr steuerte. „Was wußte ich viel vom Eier-

legen und künstlichen Hühnerzüchten oder von Blumenkohl und Champignonfrühbeeten, von Frühgurken und Tafelsellerie.“ Er lachte fröhlich, als er Steves verdutztes Gesicht sah. „Well, meine Bess' verstand um so mehr davon. Sie war doch viele Jahre Zimmermädel bei den Vandergoulds und den ganzen Sommer draußen in Newport.“

„Genau wie Mabel auch,“ konnte sich Steve zu bemerken nicht enthalten, was bei seinem früheren Kollegen wieder ein verständnisinniges Schmunzeln hervorrief.

„Na, es war zuerst gut, daß ich meinen Wochenlohn heimbringen konnte. Wär' nicht passiert, wenn du nicht immer für mich eingesprungen wärest, alter Junge, denn damals war der Verkehr über den River noch so miserabel, daß es ein Wunder war, kam man einmal ohne Verspätung davon — aber ich werd' es schon noch wettmachen können, Steve.“

„Sei so gut!“ wehrte dieser ab. „Man wird doch einem Kameraden noch was zuliebe tun dürfen. War mir 'n Vergnügen, Mike!“

„Dächte ein jeder so, ständ' es um viele arme Teufel besser.“ Gerührt schlug der Farmer dem anderen auf die Schulter. „Also wir hatten zuerst Pech — mit der künstlichen Hühnerzüchtung nämlich. Ausbrüten ließen sich die Racers ja, aber sie gingen noch schneller wieder ein, als sie aus dem Ei schlupften. War nicht ihre Schuld, wir verstanden es damals einfach nicht besser, bis wir begriffen, daß man nur die richtigen Kniffe kennen muß: auf die Sekunde pünktlich zu sein, immer gleiche Temperatur, das Wasser nicht um einen zehntel Grad zu warm oder zu kalt, und ebenso das Futter. Well, wie wir zwei Jahre verheiratet waren, hatten wir die Kinderkrankheiten überstanden. Nun starben

uns die gelben Küchelchen nur noch selten, und unsere Frühbeete erfroren nicht länger. Aber" — er kratzte sich lachend hinter dem Ohr — „nun wurde der Segen so groß, daß meine Bess' ihn allein gar nicht mehr erschaffen konnte, und auch mir gebrach's an Zeit, die Ware an die Händler abzuliefern, was doch schließlich die Hauptsache ist, denn seiner Gesundheit halber farmt man nicht, oder wenigstens nicht unsereiner. Well, da wagte ich's denn und legte ab."

„Und es ist dir geglückt, wie ich sehe," äußerte Steve nicht ohne einen gewissen Neid, denn die Vorstellung, daß man seinen Lebensunterhalt auf der eigenen Scholle und als niemands Knecht verdienen könnte, wirkte auf ihn wie starker Wein.

„Well, wir haben uns hochgebracht, und 'n Spargroschen liegt auch schon auf der hohen Kante," meinte der Farmer und schmunzelte behäbig. „Bring' jetzt jeden Wochentag meine fünfhundert Eier, an die zwanzig Pfund Butter und ebensoviel Schlachtgeflügel auf den Markt — und wenn die Saison früh ist, dann erzielt man mit jungen Gemüsen 'n klotziges Geld. Hab' mich besonders auf die Champignons geworfen, die sind besonders einträglich. Aber man möchte sich vierteilen — wahrhaftig." Nun seufzte er. „Es wächst mir über den Kopf, kann's nicht viel länger allein besorgen — und meiner Bess' geht's nicht besser. Haben nun sechs Kühe im Stall, an die achthundert Leghühner, gar nicht von den Schweinen zu sprechen. Das ist 'n Kapital für sich, die füttert man mit durch, und die New Yorker sind auf gute Farmerwurst wie versessen."

Sie hatten inzwischen das Fährhaus erreicht, und wie nun der Wagen halten mußte, um in die Reihe der sich nach dem Fährboot in Bewegung setzenden Fuhrwerke einzulenken, wollte sich Steve verabschieden.

Doch davon wollte sein Freund nichts wissen. Er hatte schon seit einer Weile nachdenklich bald auf den früheren Kollegen, bald vor sich hingeschaut. „Wenn du nichts Besseres vorhast, so fahr doch mit! In zwei Stunden sind wir daheim, ein Bett kannst du kriegen — und meine Bess' hat dich längst kennen lernen wollen."

Die Mitteilungen Mikes hatten in Steve instinktiv den Wunsch ausgelöst, sich mit eigenen Augen an Ort und Stelle von dem erstaunlichen Glück seines ehemaligen Kollegen zu überzeugen. So fuhr er mit.

Von alledem, was ihm Mike Maccarthy unterwegs noch weiter berichtete, verlor er kein Wort.

„Ist so, wie ich dir sage, alter Junge, das Geld liegt auf der Straße, man muß sich nur bücken und es aufzuheben verstehen. Zuerst hatt' ich keine Ahnung, wie ich den Stoff losschlagen sollte. War glücklich, daß ich Händler fand, die mir überhaupt was dafür bezahlten. Bis ich dahinter kam, daß sie große Profite machten, und ich war der Gefoppte. Well, man muß Lehrgeld zahlen. Jetzt hab' ich fast nur noch große Hotels zur Kundschaft, die nehmen alles ab. Zahlen auch gut. Sag' dir, ich könnt' zehnmal mehr verkaufen — und man könnt' es auch züchten, wenn man nur doppelt so viele Hände hätte und brauchte keinen Schlaf. Fremde Leute nehmen, meinst du? Nichts da, die fressen einem den Profit weg, weil sie gleichgültig sind. Können einen durch eine Unachtsamkeit mehr schädigen, als man in Wochen bei allem Fleiße einbringen kann. Nein, ich dachte schon, wenn ich jemand fände, der zu mir paßte, einen Partner, dem ich volles Vertrauen schenken könnte und mit dem ich gleiche Interessen hätte — mit 'n paar hundert Dollar ließe sich mehr Land kaufen, man könnte mehr Gebäude errichten

und viermal mehr Hühner halten. Wirklich frischgelegte Eier, die tags darauf schon abgeliefert werden, sind der reine Zucker in New York."

„Ich glaub', ich weiß überhaupt nicht, wie 'n frisches Ei schmeckt," meinte Steve lachend. „Woher soll unsereiner so was auftreiben. Aber ich bin mächtig begierig auf deine Farm. Donnerschlag, es weht einem hier schon 'ne ganz andere Luft um die Nase. Ich bin, weiß selber nicht wie lange, nicht mehr aus der Stadt herausgekommen."

„Ich um so mehr," gab Mike Maccarthy launig zurück. „Manchmal wird's einem sogar zu viel, denn ich muß jeden Morgen schon um zwei heraus, und wenn dann gefüttert und alles in Ordnung gebracht ist, heißt's losfahren, und bis man ausverkauft hat und man kann wieder heimfahren, wird's Abend. Ich hab' nun zwei Kinder, aber die seh' ich eigentlich nur Sonntags. Darum möcht' ich jemand haben, mit dem ich Verdienst und Arbeit teilen könnte. Viel Geld müßt' er gar nicht haben, in unserem Geschäft ist der Mann alles. Etwas muß man natürlich haben, aber das entscheidet nicht. Meine Klitsche ist heute nicht viel mehr wert wie vor Jahren. Was unser Fleiß herausholt, das macht sie wertvoll. Dort kannst du schon das Dach sehen," unterbrach er sich und deutete mit der Peitsche durch das Baumgezweig, „und richtig, vor der Tür steht schon meine Bess'!"

* * *

Wieder war es Sonntag geworden. Diesmal hatte Steve nicht, wie vor acht Tagen, frei, aber er hatte einen Stellvertreter eingestellt und sich freigemacht. Schon zu früher Morgenstunde hielt er in einem kleinen Buggy vor der Mietskaserne, in der die Mof-

fartsche Wohnung gelegen war, und richtig, wie er lustig mit der Peitsche knallte, da öffnete sich im obersten Stocke ein Fenster, und Mabel, schon mit dem Hut auf dem Kopfe, kam zum Vorschein.

Gleich darauf wurde neben ihr im Fenster auch der Kopf der Mutter sichtbar, sie winkte Steve freundlich zu und rief durch die muschelförmig vor den Mund gelegte Hand einige freundliche Worte hinunter, deren Klang aber das trotz der Sonntagsfrühe schon auf der allzeit lebendigen Straße herrschende Gelärm verschlang.

Nicht lange dauerte es, so kam Mabel unten im Haustor zum Vorschein. Steve schaute überrascht auf, als er sie sah. Wie fein sie sich gemacht hatte! Das war ja 'ne wahrhaftige Lady. Beinahe linkisch reichte er ihr die Hand und war ihr beim Einsteigen behilflich. Dann sprang er schnell nach, faßte die Zügel, winkte mit der Peitsche nochmals der sich oben weit aus dem Fenster beugenden Frau Moffart zu und ließ den Gaul traben.

„Er muß die drei Dollar verdienen, die ich dem Leihstall zahlen muß," meinte er mit einem Versuch zu scherzen, „dafür können wir aber auch bis spät abends ausbleiben. Ist dir doch recht — was?"

Er sprach rauher als sonst, vermutlich um seine Verlegenheit zu verbergen. Er hatte sie längere Zeit nicht gesehen. In der Fabrik mußten sie gegenwärtig der nahenden Pfingsttage wegen zwei Stunden länger arbeiten, und wenn Mabel endlich heimgehen konnte, mußte er bereits wieder in den Dienst. Nun saßen die beiden Liebesleute ein wenig bedrückt nebeneinander. Plaudern konnte man nicht viel, da Steve sein Augenmerk auf das junge und stallmutige Pferd richten mußte; auch hatte ihm der von Mabel ent-

faltete Staat die Sprache verschlagen. So elegant gekleidet hatte er sie noch nie zuvor gesehen, das mußte alles vom Kopf bis zu den Füßen neu sein. Der Hut war so groß wie 'n Wagenrad, lauter Blumen und Federn darauf, der mußte wenigstens fünf Dollar gekostet haben.

„Hast dich ja höllisch fein gemacht," bemerkte er schließlich, als sie das Fährboot nach Long Island erreicht hatten und der Wagen nun zwischen zwei Leichenzügen mit einer Menge Trauerwagen wie eingepreßt stand. Darauf achtete Steve nicht weiter, denn ihm war es bekannt, daß allsonntäglich viele Hunderte von Leichenbegängnissen nach der „langen Insel", auf der sich die überwiegende Mehrzahl der Friedhöfe der Metropole befindet, unterwegs sind.

Anders dagegen Mabel. Sie war bleich geworden und hatte sich unwillkürlich enger an ihn geschmiegt, während ihr flackernder Blick immer wieder die hinter den geschliffenen Glasscheiben der beiden Leichenwagen deutlich sichtbaren braunpolierten, mit Silbergriffen geschmückten Särge streifte.

„Hast dich ja vom Kopf bis zu den Füßen neu herausgemustert," wiederholte Steve, als sie keine Antwort gab. „Donnerschlag, solch feine Handschuhe, Kidleder und sechsknöpfig, die reine Lady! Siehst viel zu vornehm für mich aus, Mabel."

Sie atmete erleichtert auf, als das Fährboot nun die Rampenauffahrt an der Küste bei Long Island City erreicht hatte und Steve durch einen leichten Peitschenhieb bewirkte, daß ihr Pferd über den Landungssteg flitzte und die schwerfälligeren beiden Trauerzüge bald weit hinter sich ließ. „Unsinn!" sagte sie kokett. „Das Kleid hab' ich selber gemacht und auch den Hut garniert. Die Zutaten waren ganz billig.

Wie 'ne Vogelscheuche kann man doch nicht aussehen, wenn man zu Besuch fährt!"

„Verlangt doch auch keiner," beschwichtigte Steve gutmütig lachend. „Aber mir fiel's nur auf, weil wir doch sparen wollten."

„Da haben wir's ja! Das sagst du nun schon vor der Hochzeit. Sparen! Sich's am Mund abziehen! Das ist das Los der armen Frauen! Solltest einmal sehen, wie andere Mädchen in der Fabrik gekleidet gehen! — Aber das sind schließlich meine eigenen Sachen," unterbrach sie sich mit einem Unterton von Empfindlichkeit. „Machst es ja auch nicht besser. Hast doch nicht schon wieder freien Sonntag? Nun also, dann kostet dich dein Stellvertreter dritthalb Dollar und der Wagen hier noch einen halben Dollar mehr. Aber sage mal," fuhr sie fort, ohne ihm zu einer Antwort Zeit zu lassen, „wohin geht's denn eigentlich?"

Spitzbübisch lachte er vor sich hin. „Aus der Schule geplaudert wird nicht. Wir besuchen einfach 'nen alten Freund von mir. Ich hab' dir schon von ihm erzählt — Mike Maccarthy. Weiß freilich nicht, ob du dich an ihn erinnern kannst."

Wie er ihr nun von seiner zufälligen Begegnung mit dem früheren Kollegen berichtete und ihr schilderte, wie er auf dessen kleiner Farm den vorigen Sonntag zugebracht hatte, hörte sie schweigend zu, ohne durch ihre Mienen den Eindruck, den seine Worte auf sie machten, zu verraten. Besonders bedeutend konnte er indessen nicht sein, denn zuweilen hielt sie die zierlich behandschuhte Rechte vor den Mund, und dann nahm es sich genau so aus, als ob sie verstohlen gähnte.

„Also nur aufs Land und zu den Bauern?" fragte sie endlich bedauernd. „Well, da hätte ich mich nicht so fein zu machen brauchen. Ich dachte,

wir führen vielleicht zu den Pferderennen nach Shepshead."

„Warum nicht gar!" Steve mußte laut hinauslachen. „Was geht's uns an, ob ein Gaul schneller als der andere läuft, und das Zuschauen kostet Geld."

„Alles, was Vergnügen bereitet, kostet Geld," bestätigte Mabel seufzend.

Die Landstraße war recht staubig, und wenn, was häufig genug geschah, eines der riesigen Autos sturmgleich an ihnen vorüberfegte und hinter sich eine mauergleiche Staubwolke zurückließ, so schaute Mabel ärgerlich genug darein, strich sich nervös über das neue Kleid, dessen zartabgetönter Farbe der wirbelnde Staub durchaus nicht zuträglich war, und dachte mit banger Vorahnung an die Verheerungen, die Staub und greller Sonnenbrand an ihrem so lichtempfindlichen neuen Hut bewirken würden.

Als sie jetzt in einen Seitenweg einbogen, wo sie einer tiefgefurchten Fahrrinne mit zahlreichen Unebenheiten und gelegentlichen Steinen darin, die das leichte Gefährt in unliebsames Schaukeln versetzten, folgen mußten, war Mabel dem Weinen nahe, und der Rest ihrer Frohlaune endgültig dahin.

„Heute haben wir's freilich nicht gut getroffen," brachte Steve zu seiner Entschuldigung vor, „aber als ich das letzte Mal mit Mike fuhr, merkte man kaum was vom Staub. Freilich da hatte es auch erst in der Nacht zuvor geregnet. — Aber nun sind wir auch schon da, und dort das gelbgestrichene Haus mit dem roten Dach ist unser künft— wollte sagen, dort wohnt Mike Maccarthy mit seiner Familie."

Während Steve das Pferd im Schritt gehen ließ, deutete er mit der Peitsche bald dahin, bald dorthin. Das Wohnhaus hatte acht Zimmer und konnte leicht

von zwei Familien bewohnt werden. Dort dicht daneben erhoben sich die Schuppen mit den Bruträumen für die Hühner, wieder daneben deren Sommer- und Winterställe. Die letzteren konnten geheizt werden, damit die Hühner auch während der kalten Jahreszeit fleißig legten.

„Alles blink und blank, die Hühner sauber gehalten — jeden Tag werden die Ställe gefegt und gespült. Ja, solche Zucht rentiert sich. Ich hab' vorigen Sonntag selbst mit beim Suchen geholfen — und denk dir, wir haben sechshundertsiebenundvierzig Eier gefunden. Und im Sommer kriegt Mike Stück für Stück zwei Cents und dritthalb im Winter. Das bringt Geld. Und dort sollen die neuen Ställe gebaut werden — und siehst du dort die Frühbeete und dahinter das Ding, das wie 'ne Ruine aussieht? Ist aber nur der Eingang zu den Champignonkellern. War früher 'n Milchkeller, aber es hat sich nicht gelohnt, oder die Leute haben ihr Geschäft nicht verstanden. Kurzum, Mike hat damals die ganze Geschichte für 'nen Pappenstiel gekauft."

Verwundert schaute Mabel den Verlobten immer wieder von der Seite an. Was hatte er nur, daß er sich ganz so anders wie sonst gab? Sie begriff sein aufgeregtes Wesen nicht. Sie aß Eier gar nicht gern, geschweige, daß sie den nützlichen Tieren, die sich mit Eierlegen befassen, irgendwelches Interesse entgegengebracht hätte. Und was sie vor sich sah, war vollends nicht geeignet, irgendwelche Illusionen in ihr zu wecken. Einförmige Wiesen, einige Gemüsefelder dazwischen, sämtlich mit dicker Staubkruste belegt, dann eine Menge langer Drahtzäune, zwischen denen sich Hühnervolk in großer Anzahl bewegte. In der Luft lag ein unaufhörliches Gegacker, das ihre Ohren ähnlich be-

leidigte, wie es zuerst das aufdringliche Surren der Nähmaschinen im großen Fabriksaal getan.

Maccarthy und dessen junge, rothaarige und sommersprossige, aber durch ihre frische Gesundheit und die aufrichtige Herzlichkeit ihres Wesens geradezu hübsch anmutende Frau Bessie hießen das junge Paar herzlich willkommen. Mit innerlichem Ärger gewahrte Mabel das leichte, duftige Kleid, das die junge Farmersfrau trug und dem weder Sonne noch Staub etwas anhaben konnten, während sie in ihrem teuren Staat nicht eben vorteilhaft aussah und obendrein die Hitze des von einer besonders wohlmeinenden Sonne bestrahlten Junitages doppelt drückend empfand. Das gab sich indessen etwas, nachdem sie unter der freundlich angebotenen Beihilfe Frau Bessies, die so ziemlich die gleiche Gestalt hatte, ihr Kostüm mit einem ähnlichen leichten Fähnchen, das sie allerliebst kleidete, wie Steve ein ums andere Mal versicherte, vertauscht und man sich bei einem guten Kaffee erfrischt hatte.

Dann aber ging die Strapaze von neuem los, denn Steve drang darauf, seiner Braut die Farm und deren Einrichtung zeigen zu dürfen, was verständnisinniges Lächeln, sowie Blicke heimlichen Einverständnisses bei dem Ehepaar hervorrief. Mabel nahm beides wohl wahr. Nach ihrer Meinung mußten die Leutchen recht kindlich veranlagt sein, weil sie offenbar auf das, was sie zu zeigen hatten, so unbändig stolz waren.

Nun ging es von einer Drahthürde zur anderen. Überall mußten die zumeist weißgefiederten Hennen angestaunt werden; es handelte sich ausschließlich um Junggeflügel. Über drei Jahre alt wurde keines geduldet, ebenso gab es nur wenige ältere Hähne, die meisten Sporenträger wanderten entweder schon in der Blüte ihrer Jugend in die Bratpfannen der Groß-

städter oder dies geschah ein Jahr später, nachdem sie dem Hagestolzorden der Kapaunen, die in Sonderställen mit nur geringer Bewegungsmöglichkeit gehalten wurden, bis zur erreichten Vollmast angehört hatten.

Frau Bessie kam aus dem Erklären nicht heraus. Über alles und jedes wußte sie etwas zu sagen, das verständig klang und von reicher Erfahrung zeugte. Für alle Fälle waren Vorkehrungen getroffen; es gab sogar ein Hühnerlazarett und ein Schlachthaus. Ein Gähnen kam Mabel an, als die dralle Frau Bessie ihr wiederum auseinandersetzte, wie sie sämtliches Schlachtgeflügel trocken rupften, einmal des besseren Aussehens, dann aber auch der Federn willen, die sich zu guten Preisen an Grossisten verkaufen ließen.

„Nichts geht verloren bei uns, sogar die Hahnenkämme liefern wir in die Hotelküchen," versicherte die gesprächige Farmersfrau. „Es liegt ein wahrer Segen auf unserer Arbeit. Freilich, dazuhalten muß man sich. Vor allen Dingen früh aufstehen. Sommer und Winter sind wir um zwei Uhr früh auf. Dann heißt's die Hände geregt. Ist das Viehzeug abgewartet und versorgt, kann man sich wieder ein Stündchen aufs Ohr legen, wenn's die Kinder erlauben," setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu.

„Meine Frau hat recht, auf unserer Arbeit ruht Segen," bestätigte Mike, der mit Mienen voll Sonnenschein vor seinen Gästen, natürlich mit den Händen in den Hosentaschen, was zum äußerlichen Ausdruck der Selbstachtung eines echten Yankees unter allen Umständen erforderlich ist, stand. „Wenn wir nachher wieder im Hause sind, will ich's euch schwarz auf weiß zeigen. Wir arbeiten hier auf dem Grundstück nun im sechsten Jahr, und wie wir anfingen, da hatten wir in zehn-

jähriger Ehe keine zweihundert Dollar gespart, und das war uns sauer genug geworden. Ach, es war ein Hundeleben! Heute aber ruht auf unserem Grundstück nicht nur kein roter Heller Schulden, sondern unser Bankguthaben schreibt sich mit drei Nullen, und aus der eins davor ist seit vorigem Herbst sachte 'ne zwei geworden. Ja, da weiß man doch auch, wofür man lebt. Gibt uns der Himmel auch weiterhin seinen Segen, so haben wir's geschafft, wenn unsere Kinder mal groß geworden sind. Dann mögen die sich plagen — und wir wollen unser Alter genießen."

Er schaute Mabel, die unvermittelt laut aufgelacht hatte, ganz verblüfft an, denn er war sich nicht bewußt, etwas Lächerliches gesagt zu haben.

„Aber was ist das für ein Leben," sagte das Mädchen herb. Ordentlich mitleidig schaute sie die Farmersfrau an. „Sie können mich dauern. Haben nicht nur für den Mann und die Kinder zu sorgen, sondern noch all die Extraarbeit zu tun!"

Ganz verdutzt schaute sich das Ehepaar an. Sie hatten offenbar von der Besichtigung ihrer Farm, auf die sie so stolz waren, ein ganz anderes Ergebnis erwartet. Ein verlegenes Schweigen folgte. Dann meinte Steve, der seine Verlobte mit unverkennbar wachsender Enttäuschung beobachtet hatte, daß er ihr noch verschiedenes zeigen wollte und das Ehepaar sich durchaus nicht in seinen Gewohnheiten stören lassen sollte.

Beide begriffen den freundschaftlichen Wink. Frau Bessie erklärte, daß es ohnehin höchste Zeit für sie geworden sei, um nach dem Mittagessen zu sehen, und der Farmer wollte einmal nach den Kindern, die irgendwo im schattigen Baumgarten spielten, schauen gehen.

Steve hatte sich bis aufs Tüpfelchen alles, was er Mabel sagen wollte, vorher ausgedacht gehabt. Wie

er nun aber in ihre geärgerten Mienen hatte schauen und zu der Erkenntnis hatte gelangen müssen, daß all das, was die freundlichen Farmersleute ihr gezeigt, sie nur gelangweilt hatte, statt sie zu interessieren, hatte er alles wieder verschwitzt und fiel mit der Tür geradezu ins Haus.

Sie standen vor einem der langgestreckten Drahtzäune und hatten den in der Sandbucht untergebrachten Hühnern zugeschaut, wie diese sich in den sonnendurchglühten Sand betteten. Nun griff Steve mit rascher Bewegung nach einem niedrigen Aste des schattigen Ahornbaumes, unter dem sie standen, riß ein blätterbehangenes Reis ab und steckte es an seinen Strohhut.

„Ich bin mit Mike und seiner Frau einig geworden, Mabel," sagte er dann kurz, ohne sie dabei anzublicken. „Ich trete als Teilhaber ein und bekomme wöchentlich fünfzehn Dollar, genau so, als bliebe ich Motormann. Die Farm ist jetzt dreitausend Dollar wert, und zwar unter Brüdern — well, künftig wird der Gewinn geteilt, und aus meiner Hälfte zahl' ich ihm fünfzehnhundert ab, was in drei Jahren geschafft sein kann. Dann haben wir gleiche Rechte. Wohnen können wir oben im Hause. Dort ist Platz genug. Im Oberstock kann sogar eine Extraküche eingebaut werden, falls du besondere Wirtschaft führen willst. Aber ich glaub' nicht, daß das nötig wäre. Am besten ist es, wenn du dich in Zukunft mit Frau Bess' ablöse st, eine Woche kochst du und die nächste sie — ich meine, ihr Frauen werdet euch gut miteinander vertragen. Oder nicht?"

Mabel hatte ihn ruhig aussprechen lassen; aber je länger er geredet, desto farbloser und bläss er war ihr Gesicht geworden, und desto mehr hatten ihre Blicke sich verdunkelt.

„Das hast du alles schon fix und fertig verabredet, ohne mich zu fragen?“ brachte sie mühsam hervor.

„Ich wollt' dich damit überraschen, Mabel,“ begütigte er, „denn ich dachte, es würde dich ebenso freuen wie mich. Denk dir doch, das ist ja wie 'n Gottesgeschenk gekommen,“ ereiferte er sich wieder. „Ich grübelte und grübelte, konnte aber keinen Ausweg finden. Wie soll unsereiner, der nur mit seinen Händen zu arbeiten weiß und nicht mal ein richtiges Handwerk gelernt hat, zu Geld kommen? Man müßt' es entweder finden oder stehlen — und fürs eine bin ich zu dumm und fürs andere — pfui Deubel!“ Er spie zur Seite. Dann faßte er mit plötzlichem Ungestüm Mabels beide Hände. „Aber so freu dich doch, Mädel — das ist doch 'n wirklicher Glücksfall — und Mike hat mir's zugedacht, weil ich ihm früher manchmal gefällig gewesen bin. Mir ist's noch immer, als ob ich das alles nur träumte. Ein paarmal hab' ich mich schon an den Haaren und bei der Nase gezupft. Aber die Geschichte bleibt richtig — und wir können's zu was bringen, du und ich, Mabel, und wenn wir alt geworden sind, dann brauchst du keine Sorge zu haben, dann haben wir einen gehörigen Spargroschen und lassen es uns gut sein. — Freut dich das nicht, Mabel?“ rief er ängstlich, als er wahrnahm, wie ihre Züge sich immer mehr verhärteten.

„Du sprichst wie 'n richtiger Mann, Steve,“ verwies sie ihn zürnend, „läßt dich beschwatzen! Siehst du nicht, daß sie's allein nicht länger schaffen können? Sie müssen bezahlte Hilfe nehmen, und dazu langt es vermutlich nicht. Da sind sie auf den schlauen Einfall gekommen, sich unbezahltes Gesinde zu sichern.“

Vorwurfsvoll schaute Steve sie an, nachdem er sich zuvor durch einen raschen Rundblick vergewissert hatte,

daß die also Geschmähten nichts zu hören vermocht hatten. „Da tust du aber den lieben Menschen grimmig unrecht," platzte er dann heraus. „Vergiß nicht, daß ich von der ersten Woche an fünfzehn Dollar bekomme, genau so wie jetzt bei der Straßenbahn."

„Dafür hast jetzt nur du zu arbeiten," unterbrach ihn Mabel. „Hier aber soll auch ich die unbezahlte Dienstmagd machen, und zwar nicht nur für dich, sondern auch für deine guten Freunde, und dafür bedank' ich mich schön — ja, das tu' ich!" fuhr sie mit verstärkter Stimme fort, als er sie unterbrechen wollte, und zugleich stampfte sie energisch mit dem Fuß auf. „Und wenn auch alles das richtig wäre, was die Leute sagen, und wir könnten es im Laufe der Jahre selbst zu etwas bringen — was wär' denn das für ein Leben bis dahin! Hast du Frau Maccarthy nicht sagen hören, wie sie all die Jahre kaum zu sich gekommen ist? Und solch ein Los willst du mir bereiten? Nur damit ich die große Ehre habe und mich von dir heiraten lassen darf?" Sie lachte erbittert auf. „Nein, meinen Ehestand stell' ich mir anders vor! Ich will was vom Leben haben — verstehst du mich? Wenigstens so viel will ich vom Leben haben, wie ich es mir aus eigenen Kräften jetzt gönnen kann. Aber um zwei Uhr früh aufstehen, Hühner füttern und Ställe säubern — vielleicht die gräßlichen Tiere auch schlachten oder wenigstens doch rupfen müssen, und keine Erholung, sondern hier in die Einöde verbannt sein, immer Staub schlucken müssen — nein, nein, das kann dein Ernst nicht sein. Da hat ja meine Mutter ein zehnfach besseres Leben, sie braucht sich wenigstens nur um ihre Familie, nicht aber außerdem noch um 'n paar tausend Hühner und Schweine zu sorgen! Ich möchte nur wissen, was du dir bei so 'nem ungeheuerlichen Vorschlage eigentlich gedacht hast!"

„Aber Mädel, begreifst du denn nicht, daß wir hier uns ein wirkliches Heim errichten können und fortan nicht wie 'n Vogel auf dem Ast als Zaungast durch dieses Leben zu trauern brauchen," sprach Steve auf sie ein. „Hier bringt man's doch zu was. Schau dir die Kinder an, wie gesund sie aussehen. Da mag der Sommer noch so heiß werden, sie haben genug frische Luft und überschüssige Kraft, sterben nicht wie die Fliegen fort, kriegen Milch und Eier, so viel sie wollen. Was meinst du, wie wohl das deiner Mutter täte, wenn sie auf ihre alten Tage zu uns ziehen und sich's gut sein lassen könnte!"

Aber bevor Mabel ihren Unmut in weitere Worte fassen konnte, gesellte sich ihnen der Farmer, der seine beiden Kinder zärtlich an der Hand führte, wieder bei, und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Dann rief Frau Bessie zu Tisch. Zu Ehren der Gäste gab es Hühnerbraten, und der Eierstand in der kräftigen Suppe zuvor schmeckte auch nicht übel. Mit besonderem Stolze bot die junge Hausfrau ihre selbst konservierten Spargeln und Pfirsiche an. Ein Gang in die Vorratskammer hatte Mabel, ohne daß dadurch indessen ihre Stimmung verbessert worden wäre, gezeigt, daß das Farmerpaar sich wahrlich nichts abgehen zu lassen brauchte. Es war alles vorhanden: gut geräucherte Schinken und Speckseiten, Würste der verschiedensten Art, sogar Rollbrüste und eine ganze Mulde voll eingesalzenen Schweinefleisches. Daneben gab es Ständer mit Kraut und Rüben; draußen in den Frühbeeten reiften erlesene Erdbeeren, so groß wie Kinderfäuste, alle erdenklichen Sorten Salat waren schnittfertig; alles in allem ein kleines Paradies.

„Im Winter wird einem die Räucherei manchmal zu viel," gestand Frau Bessie lachend, „aber die

New Yorker können nicht genug Wurst bekommen, wir müssen zuweilen wöchentlich zweimal schlachten. Das ist nun bis zum Herbst vorüber, und was wir jetzt vorrätig halten, ist für den eigenen Bedarf. Man kommt im Sommer kaum zum Kochen, einmal ist's zu heiß und dann hat man auch zu viel zu tun. Da schneidet man ein Stück Schinken oder Speck ab, die Scheiben werden in Butter gebraten, ein Dutzend Eier darüber geschlagen — und dann hat man gleich für den ganzen Tag gegessen."

Aber wenn Steve bei solchen Schilderungen auch das Wasser im Mund zusammenlief, so schielte er doch umsonst nach einer ähnlichen Wirkung in den Mienen seiner Verlobten aus. Zum ersten Male in seinem Leben ärgerte er sich über Mabel, ja, er schämte sich wegen ihres kurzangebundenen, schnippischen Benehmens dem Ehepaar gegenüber.

Als sie dann am Spätnachmittag heimfuhren, und zwar auf Mabels unausgesetztes Betreiben weit früher, als Steve in Aussicht genommen hatte, kam es zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen ihnen.

„Ich bin über deine Zumutung sehr erstaunt," sagte sie von oben herab. „Wenn du das nicht begreifen willst, daß du nur ausgenützt werden sollst, so kannst du mir leid tun. Auf keinen Fall mache ich mit, und wenn aus uns ein Paar werden soll, dann mußt du dir schon was anderes ausdenken."

In Steve gärte es, ihm schwebte eine heftige Antwort auf den Lippen. Aber er bezwang sich, denn selbst im Unmut über Mabel fand er keine sie verletzenden Worte. Er wollte ihr Zeit lassen, sich in die neue Vorstellungswelt hineinzuleben. Ihre Mutter war seine natürliche Bundesgenossin; wenn die erst erfuhr,

um was es sich handelte, so würde sie sicherlich ihren ganzen Einfluß auf die Tochter ausüben, um sie ihr Glück begreifen zu lernen.

„Well, Mabel, ich hab's gut gemeint," sagte er. „Jedenfalls bin ich mit den Maccarthys einig — und nun kann ich dir's ja ruhig gestehen, seit gestern bin ich nicht mehr bei der Straßenbahn beschäftigt, sondern von morgen früh an beginn' ich meine neue Tätigkeit, und ich kann dir sagen, daß ich mich wie 'n Kind darauf freue!"

Sie schaute ihn gereizt von der Seite an. „Wenn du dir irgendwelche Zukunftshoffnungen machen willst, Steve," sagte sie sehr entschieden, „so wirst du gut daran tun, dich um deinen alten Platz schleunigst wieder zu bewerben."

Er schüttelte den Kopf. „Das werd' ich bleiben lassen, Mabel. Es kümmert dich auch nicht, denn keine Frau hat das Recht, ihrem Manne die Art seiner Beschäftigung vorzuschreiben. Es kommt lediglich darauf an, daß der Mann nach bestem Ermessen und Können die vorteilhafteste Gelegenheit, Geld zu verdienen, wahrnimmt, solange dies auf eine ehrliche Weise geschehen kann. Für das neue Brot, das unser Herrgott uns geschenkt hat, will ich ihm täglich danken, und wenn du erst deine Vorurteile überwunden haben wirst, dann wirst auch du dich glücklich fühlen oder" — hier stockte er ein wenig, sprach dann aber ruhig aus, was er dachte — „oder ich müßte dich überhaupt nie richtig gekannt haben!"

Sie lachte zornig. Die Enttäuschung in ihr wollte ihr lauter spitze, verletzende Worte auf die Zunge legen, und deren Unterdrückung kostete sie gewaltige Selbstüberwindung. „Nein, ich bin 'n New Yorker Mädel und will es bleiben. Das ist für mich gerade genug.

Himmel, hast du nicht gesehen, daß deine hochgeschätzte Frau Bess' nicht mal 'n Korsett trägt? In 'n paar Jahren ist sie dick wie 'n Bierfaß. Sie sagt's ja selbst, daß sie nie zum Anziehen kommt. Das wär' was für mich! Das ist doch kein Leben! Dann lieber gleich tot sein. — Offen und ehrlich, Steve," sprudelte es ihr in der Hitze ganz gegen ihre bessere Überlegung heraus, „aber mir kommen immer wieder Zweifel, ob's recht von uns ist, an eine Heirat zu denken. Ich werd' nun einmal die Angst nicht los, daß ich meiner Mutter Leben selbst erleben müßte. Und dann lieber gleich tot sein! Nun gar erst Hühner ausbrüten helfen — brrr!"

Umsonst wartete sie darauf, daß Steve etwas darauf sagen würde. Er nahm keinerlei Notiz von ihr, sondern schien seine uneingeschränkte Aufmerksamkeit dem Kutschieren zuzuwenden.

Aber auch als sie längst durch die hellerleuchtete Avenue hinunterfuhren, dauerte das unerquickliche Schweigen noch immer an, und es wurde von Steve erst gebrochen, als sie das Haus mit der davor spielenden und jetzt johlend auseinanderstiebenden Kinderschar erreicht hatten.

Als er abgesprungen und Mabel beim Absteigen behilflich gewesen war, behielt er ihre Hand noch ein wenig in der seinen. „Well," äußerte er mit unnatürlich tief klingender Stimme, „es war ein Irrtum — ich seh' es nun ein, Mabel. Wir hätten nie zusammengetaugt, und es war unrecht von mir, daß ich dich nicht damals für immer in Ruhe gelassen habe. Ich brauche eine Frau, die zu mir hält, Freud und Leid mit mir teilt — und du hast die Welt lieb und den Putz und — und fürchtest dich vor ehrlicher Arbeit. — Well, nichts für ungut, Mabel, grüß mir deine Mutter

herzlich — sie ist eine wahrhaftig gute Frau, von der man lernen kann und — — und laß dir's gut gehen! Good bye!"

Ehe Mabel sich von ihrem Erstaunen erholen konnte, hatte er sich in den Wagen zurückgeschwungen, dem Pferd die Peitsche gegeben und flitzte nun die abenddunkle Straße hinunter.

* * *

Nunmehr war's endgültig und unwiderruflich aus. Von Stund' an verloren sich die bisherigen Liebesleute vollständig aus den Augen. Da half auch kein Zureden der bekümmerten Frau Moffart, denn Mabel war viel zu erbittert, als daß sie auf die mütterlichen Worte überhaupt gehört hätte. Und auf Steves Wiederkehr hoffte Frau Moffart vergeblich. Mit seiner Gewohnheit, gelegentlich einmal abends bei ihr vorzusprechen, hatte er völlig gebrochen, das mußte sie seufzend einsehen, als der ganze Sommer vorüberging, ohne daß er auch nur ein einziges Mal erschienen wäre.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter wurde durch den Bruch mit Steve gleichfalls in Mitleidenschaft gezogen. Sanfte Vorhaltungen der Mutter nahm Mabel gereizt auf. In der Regel kam sie erst kurz vor elf Uhr nachts nach Hause, und sobald Frau Moffart eine leise Einwendung einfließen zu lassen wagte, wurde sie unleidlich und verbat sich mit dem Hinweis auf ihre Mündigkeit jegliche Bevormundung.

Dem ältesten Sohn der Witwe, der inzwischen Polizist geworden war und daraufhin seinen Schatz geheiratet hatte, ging es nicht besser, wenn er bei seinem gelegentlichen Zusammentreffen mit der Schwester dieser Vorstellungen machen wollte; in Mabel

war plötzlich ein herrischer Widerspruchsgeist, der ihrem gesamten Wesen bisher fremd gewesen war und sie durchaus nicht zu ihrem Vorteil änderte, gefahren; sie wies jegliche Einmischung in ihre Privatverhältnisse schroff zurück.

„Ich lasse mir nichts zuschulden kommen, dessen ich mich zu schämen hätte," sagte sie. „Mutter kann sich nicht über mich beklagen. Ich liefere ihr jede Woche meine fünf Dollar ab und esse abends fast nie mehr daheim. Das harmlose Vergnügen, das ich mitmache, kann mir jedermann gönnen. Ich seh' nicht ein, warum ich vom Leben nicht etwas haben soll."

„Aber du vertust dein ganzes Geld! Mutter hat mir dein Sparkassenbuch gezeigt. Anstatt neue Einträge aufzuweisen, zeigt es vielmehr, daß du schon seit Monaten abgehoben hast — das ist 'ne Schande mit deinen zwölf Dollar wöchentlich."

Er mußte die schnippische Abfertigung einstecken, daß er sich besser um seine Privatangelegenheiten bekümmern und dafür sorgen solle, daß seine Frau später nicht das unbezahlte Dienstmädchen spielen müsse. „Ich hab' im Ehestand ein Haar gefunden und laß mich nicht einfangen," stieß sie hervor. „Wie ich jetzt lebe, hab' ich wenigstens was von meiner Existenz. Immer nur Arbeitstier zu sein, wie's die Mutter leider stets gewesen ist — nein, ich danke!"

Nur mit Tränen in den Augen konnte Frau Moffart solche Reden mit anhören. „Kind, was für ein fremder Geist beherrscht dich!" sagte sie traurig. „Wenn ein Mann so oberflächlich spräche, müßte man ihn beklagen. Aber du bist meine Tochter, es muß in deinem Herzen doch mehr leben als nur Vergnügungssucht. Kind, bewahre dich der Himmel davor, daß du so lange mit Herzen, die dich lieb haben, spielst, bis du mutterseelen-

allein in der Welt stehst. Es gibt nichts Schrecklicheres, als einsam und verlassen zu sein!"

Dann fiel Mabel der Mutter in plötzlichem Stimmungswechsel weinend um den Hals. „Mutter, ich weiß selbst nicht, was in mir vorgeht," gestand sie. „Aber ich bin nicht schlecht, und was ich treibe, darf jeder sehen."

„Aber der Putz, Kind, der verschlingt so viel Geld! Das war ich früher an dir nicht gewöhnt. Du warst immer so einfach in deiner Erscheinung. Nun diese Riesenhüte, die teuren Federn darauf! Du kommst nicht mehr zum Sparen!"

Da schürzte Mabel schmollend die Lippen. „Mußt nicht so sein, Mutter. Wenn man mitmachen will, so muß man auch nach was aussehen, sonst bekümmert sich niemand um uns. Mit dem Sparen hat's noch Zeit. Ich bin ja noch jung, und hab' ich erst was vom Leben gehabt, dann bin ich die erste, die wieder vernünftig wird."

Sie sah das schmerzliche Lächeln der Mutter nicht; sie war viel zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, als daß sie es wahrgenommen, wie rasch ihre Mutter im letzten Winter gealtert hatte.

* * *

„Armer Kerl!" sagten die Farmersleute wohl hinter Steve her, wenn sie den trüben Ernst, der aus seinen Mienen sprach, mit aufrichtigem Bedauern wahrnehmen mußten. Er arbeitete nun schon seit Jahr und Tag auf der Hühnerfarm, und sie priesen ihr gutes Glück, das ihn zu ihnen geführt hatte. War doch, kaum, daß er sich in die ihm fremden Verhältnisse eingelebt gehabt, mit ihm reicher Segen ins Haus gekommen. Um so mehr schmerzte das gutmütige Ehe-

paar die Wahrnehmung des tiefen Leides, das seine Seele verdüsterte.

Wie nahezu alle schwerfälligen Naturen war auch Steve, sobald er sich über das, was man von ihm verlangte, klar geworden war, ein ebenso gewissenhafter und gründlicher, wie unermüdlicher Arbeiter. Nun kam noch dazu, daß er in der Arbeit Vergessenheit fand. Da behielt er keine Zeit für traurige Gedanken übrig, denn sein Gehirn arbeitete zu langsam, als daß darin Raum für mehrere gleichzeitig sich nebeneinander entwickelnde Dinge vorhanden gewesen wäre. Aus dem gleichen Grunde war er auch schon lange vor grauender Morgenfrühe am Werke und gönnte sich tagsüber nicht die geringste Rast.

Bald stellte sich heraus, daß er eine natürliche Veranlagung besaß, die Ware vorteilhaft loszuschlagen, was dazu führte, daß er fortan fast ausschließlich die Fahrten nach New York besorgte, während Mike, an dem wieder ein Baumeister verloren gegangen war, sich ohne jegliche Beihilfe an die Errichtung der geplanten Erweiterungsbauten machte. Auch Frau Bess' war unermüdlich in ihrer Arbeit, und bald bemutterte sie Steve vollständig. Es war ein ideales Handinhandarbeiten, und bis auf Steves schwermütiges Wesen hätte eitel Sonnenschein auf das fleißige Dreiblatt niedergestrahlt.

Häufig mahnte Frau Bess' den Partner, sich doch Ruhe zu gönnen; aber davon wollte Steve nichts wissen. „Ich muß für zwei schaffen, denn wir machen ja halbpart, und schenken will ich mir nichts lassen. Es hätt' ja anders sein können — aber wie's nun mal ist, muß ich zuschauen, daß ich euch ein wenig von eurer Arbeit abnehme."

Steve Miller konnte wirklich nicht vergessen. Wenn

er in den karg zubemessenen Feierstunden zu selbständigem Nachdenken kam, so stand augenblicklich Mabel vor ihm, und die bloße Erinnerung an sie brachte all die bittere Unrast wieder über ihn. Daß sein auf sie gesetztes Vertrauen so völlig zusammengebrochen war, konnte er noch immer ebensowenig fassen, als daß er fortan sich ohne sie behelfen mußte. Wohl gar durch sein ganzes Leben.

Wenn er mit dem leeren Marktwagen heimkutschierte, was in den Nachmittagsstunden eines jeden Wochentags geschah, machte er immer einen Umweg, der ihn in die Nähe des Trianglegebäudes führte. Wenn er dann zu der langen Reihe blinder Fensterscheiben, hinter denen er Mabel weilen und arbeiten wußte, hinaufschaute, so erschien ihm das geliebte Mädchen unverständig und töricht. In einer solchen Schwitzbude sein junges Leben zu vergeuden — nur aus Furcht vor der ehrlichen, gesegneten Arbeit der Gattin und Mutter! Statt auf der eigenen Scholle draußen in Gottes freier Natur als Herrin zu schalten und den sicheren Grundstein zu späterer Wohlhabenheit zu legen, im Frondienst moderner Sklavenhalter und ausschließlich für deren Geldbeutel in schlechter, verpesteter Fabrikluft ein Schattendasein zu führen! Eine solche Vorstellung wollte ihm nicht in den Kopf; er wurde die Empfindung nicht los, als sei sein jetziges Leben nur ein Traum, aus dem es ein Erwachen geben müßte. Aber zugleich begriff er auch, daß nur ein Wunder sie wieder zusammenbringen konnte. Schließlich hatte auch er seinen Stolz, und einem Mädel, das sein redliches Werben nun wiederholt verschmäht hatte, lief er ganz gewiß nicht nach. Und wenn darum die Welt unterging! Darum richtete er auch seine Fahrten durch die Greene Street derartig ein, daß er

diese nicht passierte, wenn das Riesengebäude seine Arbeitermassen ausspie. Mabel sollte nicht etwa annehmen dürfen, daß er sich immer noch mit der Hoffnung schmeichelte, sie würde sich erweichen lassen.

Eines Samstagnachmittags fuhr Steve wieder einmal durch den unteren Broadway. Er mußte sich sputen, wenn er unterwegs nicht mit den Arbeiterkolonnen zusammentreffen wollte, denn es war bereits fünf Uhr geworden und um diese Stunde wird in allen New Yorker Fabriken Wochenschluß gemacht.

Schon trippelten auf den Bürgersteigen in dichten Scharen die Angestellten und Arbeiterinnen, die müden Züge verklärt, denn sie gingen ja dem Sonntage, dem Ruhetage, entgegen. Die Gongs der Straßenbahnwagen erklangen, und die Signalpfeifen der an den Straßenkreuzungen aufgestellten Polizisten schrillten. Alles war wie sonst. Niemand ahnte, daß wieder einmal der Todesengel über Leichenberge seinen Weg durch die Hudsonmetropole, in der Menschenleben ohnehin so wohlfeil sind, nahm.

„Halt! Nicht weiter!“

Ein Aufgebot berittener Schutzleute am Eingange der Greene Street verwehrte Steve die Weiterfahrt.

„Brand im Trianglegebäude! Greene Street für Wagenverkehr gesperrt!“

Steve wußte später nicht anzugeben, wie er vom Wagen gekommen. Genug, er fand sich plötzlich inmitten einer sich vom Broadway durch die Greene Street wälzenden Menge, und das Herz schlug ihm, als ob statt des Muskels darin ein Schmiedehammer tätig sei, und eine wahnwitzige Angst drohte ihn zu ersticken.

„Mabel — — barmherziger Himmel — — meine Mabel!“

Eine kurze Wanderung, nur ein Straßengeviert in westlicher Richtung entlang, und mit vielen Tausenden anderen befand sich auch Steve an der Brandstätte. Eine festgekeilte Menschenmenge, die jeden Augenblick die Kette stämmiger Polizisten zu durchbrechen drohte. Polizei zu Fuß und zu Pferde, wohin immer die Blicke irrten. Ohrzerreißende, weithingellende Alarmsignale von Löschapparaten und Ambulanzen. Das Pusten der Dampfspritzen und das Stampfen der Pumpen. Polizisten, Feuerwehrleute, Ärzte, Leiterwagen und Löschmaschinen. Schläuche, die sich wie Riesenschlangen über die Straßen wanden bis zu der zehnstöckigen Arbeitskaserne — das Trianglegebäude, lang, hoch und nüchtern, mit goldenen Firmenschildern und unzähligen Fenstern, aus denen in den oberen Etagen die roten Flammen züngelten.

Schulter an Schulter mit neugierig gaffenden oder klagenden und jammernden Menschen stand Steve und starrte hinauf zu dem Fenster, hinter dem sich Mabels Arbeitsplatz befand. Sie hatte es ihm früher häufig gezeigt, und hin und wieder hatte er sie, als er sie noch regelmäßig von der Arbeit abholte, hinter den verstaubten Scheiben auftauchen und zu ihm herunterlächeln sehen.

Und aus diesem selben Fenster schoß nun die feurige Lohe!

Aufgeregt berichtete man sich, wie das Feuer ausgebrochen war.

Fußgänger, die wenige Minuten vor fünf Uhr auf dem Wege nach Washington Square sich befanden, waren durch das Geräusch eines die Luft durchsausenden Körpers erschreckt worden. Sie hatten einen harten

Aufschlag auf das Pflaster gehört, und im nächsten Augenblick hatten sie dort ein Mädchen mit zerschmetterten Gliedern liegen sehen. Leute auf der anderen Seite der Straße hatten in die Höhe geblickt und gewahren müssen, daß in den obersten Stockwerken des zehnstöckigen Fabrikgebäudes die Fenstersimse schwarz mit jungen Mädchen bedeckt waren.

„Nicht springen! Nicht springen!“ hatte die schnell zusammengelaufene Menge warnend den Unglücklichen zugeschrieen. Aber den Mädchen blieb keine Wahl. Zu Hunderten hatten sie sich gedrängt, ihre Todesangst hatte die Übermacht über jegliche Überlegung gewonnen, und sie waren wie Erbsen aus einem Sieb in die grausige Tiefe heruntergefallen.

Mit verglasten Blicken starrte Steve zu den Fensterreihen empor. Nun wurde an der anderen Gebäudeseite, bis wohin die Flammen noch nicht gedrungen zu sein schienen, ein Fenster hochgeschoben. Ein Mädchen wurde sichtbar, und man konnte wahrnehmen, wie hinter ihr gleich einem Schleier eine rotgelbe Flamme tanzte. Trotz der rasenden Zurufe der Menge kletterte das Mädchen auf den Fenstersims, stand eine Sekunde unschlüssig und wagte dann den Sprung. Von züngelnden Flammen verfolgt kam eine zweite, eine dritte und vierte Mädchengestalt zum Vorschein, dann drängten sich auch hier die Unglücklichen auf den Sims und ließen sich zu vier und fünf gleichzeitig niederfallen. Wie Raketen schossen sie herunter.

Ungestüm drängte sich Steve vor, und es gelang ihm, bis in die vorderste Reihe der Menge zu kommen. Doch da stieß ihn gewaltsam ein baumlanger Polizist zurück. Als er Gewalt brauchen wollte, sprangen ein zweiter und dritter Sicherheitswächter herbei und bedrohten ihn mit ihren Knüppeln.

„Aber Mabel ist da oben! Ich muß sie retten — Mabel — meine Mabel!“ schrie er.

„Seid vernünftig, Mann,“ rief ihm der eine Polizist zu, dem die in seinen verzerrten Zügen ausgedrückte Verzweiflung nahe gehen mochte. „Aus jenem rotglühenden Backofen kann kein Mensch heraus — geschweige jemand hinein. Es sind aber schon viele Mädchen gerettet worden. Nur den Mut nicht verlieren!“

Steve konnte sich nicht erinnern, jemals geweint zu haben. Auch jetzt wußte er die verräterische Nässe in seinen Augen, die ihm langsam über die Wangen herabtropfte, nicht zu deuten. Seine Lippen bewegten sich, sie sprachen Worte, die er nicht begriff. Er war wie hunderttausend andere auch aufgewachsen. Religion kannte er nur dem Namen nach, er war wohl einmal getauft, aber niemals in seinem Bekenntnis unterwiesen worden. In den öffentlichen Schulen Amerikas gibt es keinen Religionsunterricht. Und vom Herrgott hatte er nur eine unbestimmte, unerfreuliche Vorstellung wie von einem Schutzwesen für die Reichen und Mächtigen. Aber dennoch lallten jetzt, wo ihm die Todesangst um das Schicksal seines Mädchens das Herz stocken ließ, seine Lippen all das, was ihm selbst unbewußt an Frömmigkeit in seiner Seele wohnte und was der Ewige wohlgefälliger anhören mochte als ein gewohnheitsmäßiges Gebet.

Das Portal im Erdgeschoß an der Washingtonstreetseite glich der Einfahrt zu einem Kohlenschachte, in dem schlagende Wetter gewütet haben. Löschmänner mit rauchgeschwärzten Gesichtern und Polizisten in zerrissenen Uniformen und mit blutbesudelten Händen brachten dort Tote ins Freie — Unglückliche, die sich in den Fahrstuhlschacht gestürzt hatten, um

der wabernden Lohe zu entfliehen, und unten im Keller mit zerschmetterten Gliedern gelandet waren. Hohe Leichenhügel hatten sich dort gebildet. In ihren erstarrten Zügen lag der Ausdruck unfaßbaren Entsetzens.

Man bettete die Toten auf dem Bürgersteige neben der langen Reihe der Unglücklichen, die aus den Fenstern der obersten Stockwerke gesprungen und zerschellt auf dem Straßenpflaster liegen geblieben waren. Ein Polizist befestigte ein Kärtchen mit einer Nummer darauf an einem Knopfe ihrer Kleider. Mädchen, Frauen und Männer, die vor einer halben Stunde bei emsiger Arbeit noch gescherzt und gelacht und sich auf den Sonntag gefreut, lagen da im ewigen Schweigen starr beieinander.

Dann kamen die Särge, sechs Bretter schmucklos und in Eile zusammengefügt und mit Teer überstrichen. Die Polizisten faßten an, zwei bei den Füßen, ein dritter unter den Armen. Ganz mechanisch vollzog sich diese Tätigkeit, als ob die, deren Körper man in diese engen Leichenschreine zwängte, nicht noch vor einer Stunde lebendige Wesen gewesen, in deren Brust das törichte Menschenherz mit gleichem Ungestüm gepocht hatte, wie es in unserem eigenen Innern schlägt.

Weiße Laken wurden über die Särge gebreitet, dann wurden sie in den Patrollwagen übereinander gestellt. Die Pferde zogen an, die Alarmglocken erhoben ihr schrilles Gebimmel, und zum Leichenschauhause ging die rasche Fahrt.

Die Leute am Broadway, an denen die Wagen mit ihrer grausigen Fracht vorüberrollten, wußten nicht, was sie bargen. Sie zuckten nur nervös zusammen, wenn sie der schrille Ton des Gongs in ihrem vergnüglichen Nachdenken, wo sie am besten speisen und den

Abend verbringen würden, störte. Vor ihren Augen ging das Leben seinen Weg, rast- und ruhelos, weiter — immer weiter.

* * *

Wenige Minuten vor fünf Uhr hatten sich im achten Stockwerk des Trianglegebäudes vor den dort befindlichen Schaltern des Kassierers über siebenhundert Angestellte der Blusenfabrik, darunter reichlich fünfhundert Frauen und Mädchen, zur Empfangnahme ihres Wochenlohnes in langen Reihen aufgestellt. Überall an den Wänden waren Plakate, die das Rauchen in den Fabrikräumen streng verboten, befestigt, was aber nicht hinderte, daß viele von den harrenden Männern verstohlen eine Zigarette schmauchten, um sich das lange Warten zu verkürzen.

Irgend ein Leichtsinniger mochte achtlos ein noch brennendes Streichholz zur Seite geworfen haben, gerade vor die Füße des grausen Knochengespensts mit Hippe und Stundenglas. Und der Würger Tod, der allerorten geschäftig lauert, erfaßte augenblicklich die günstige Gelegenheit zur Einheimsung einer schauerlich reichhaltigen Ernte.

Noch saßen Hunderte anderer Arbeiterinnen in langen Reihen an ihren surrenden Nähmaschinen, und vor ihnen lagerten auf Tischen hohe Stapel duftiger, leichter Stoffe. Damit waren auch die Fußböden bedeckt, und die Luft war mit leicht entzündlichem Staub gefüllt. Da züngelte plötzlich eine rotgelbe Flamme unter einem Abfallhaufen von Besatzstoffen empor. Wie sie hochschoß, da wirkte sie auch schon wie eine Explosion.

Mabel hatte sich, wie immer, ins Ankleidezimmer begeben, um sich dort umzuziehen. Kaum hatte sie den

Straßenrock übergeworfen, als schrille Feuerrufe gefolgt von durchdringenden Jammerschreien das ganze Gebäude zu erschüttern begannen.

Instinktiv lief Mabel auf den Gang hinaus. Himmel, welch fürchterliche Veränderung in wenigen Minuten! Alles rings um sie schien in Flammen zu stehen, der Rauch war undurchdringlich. Die Hand vor den Mund haltend, rannte sie aufs Geratewohl nach dem nächsten Aufzugschacht. Der Weg bis dorthin, der sonst keine zehn Sekunden in Anspruch nahm, schien endlos. Immer wieder stolperte sie über den Weg versperrende Hindernisse.

Mabel hörte grauenhaft um Hilfe schreien, und eine volle Minute währte es, bis sie begriff, daß sie es selbst war, die erschöpft an einer Mauer lehnte, mit Erstickungsanfällen kämpfte und Jammerschreie ausstieß, die niemand hörte, keiner beachtete.

Ein wahnwitziges Entsetzen überkam sie. War das ihre letzte Stunde? Mußte sie so unvermittelt, ohne gesühnt und gebüßt zu haben, aus ihrem jungen Leben in die Ewigkeit? ... Und was wurde aus ihrer Mutter und — — und aus Steve? Spürte sie nicht noch seinen herzhaften Handdruck, fühlte sie nicht noch, wie er sie in seine Arme genommen und geherzt hatte? Wie sicher es sich doch in solchen Armen ruhte!

„Steve!“ jammerte sie auf. „Steve — so komm doch — hilf mir doch!“

Der Qualm wälzte sich in Riesenmassen über sie, er erstickte sie fast. Die roten Flammenzungen hüpften auf sie zu, alles um sie knisterte, lohte, brannte.

Das Röcheln und Stöhnen, das wilde, verzweiflungsvolle Gekreisch, dazwischen, von Todesangst den Lippen erpreßt, irre Gebete — und mitten hinein wilde Flüche der ungebärdigen, sich von ihrem Schöpfer

verlassen wissenden Kreatur — das alles verschmolz zu einer chaotischen Sinfonie, von der jeder Takt ein Todesseufzer war und die Meister Tod mit grausigem Eifer dirigierte.

In irrer Verzweiflung wankte Mabel weiter — immer weiter. Sie hatte beten gelernt, eine treue Mutter war allabendlich, solange sie noch Kind gewesen, an ihrem Bett gesessen und hatte mit ihr gebetet — und dieselbe gute Mutter, nun so müde und hinfällig geworden, fragte sie auch jetzt zuweilen noch, ob sie ihr Gebet auch nicht vergäße. Und nun, in ihrer grausen Not, wo die Flammen ihre Haare sengten und ihre Gesichtshaut aufspringen machten — jetzt lallte sie die alten Kindergebete und irrte und suchte den Schutz, den sie so wunderleicht einst gefunden, suchte die treue Mannesbrust, die sie in kindischem Unbedacht zurückgewiesen.

Endlich tauchte der Fahrstuhlschacht auf — er stand offen, aber kein Lift war sichtbar. Ein älteres Mädchen lag wimmernd auf dem Boden, Mabel sah sie erst, als sie über ihren Körper taumelte.

„Umsonst rufst du — keine Hilfe — sie lassen uns verbrennen!“ lallte die am Ende ihrer Kraft Befindliche.

„Nein, ich will leben!“ schrie Mabel voll wilder Energie auf. „Komm, laß uns am Liftkabel hinunterrutschen!“

„Ja, ja!“

Von neuer Energie erfaßt, schwankte die Näherin auf den Schacht zu und suchte das starke Drahtseil, an dem der Fahrstuhlkorb befestigt war, zu fassen. Es gelang ihr auch, aber ihre Kraft war dahin, am glatten Metall glitt ihre Hand aus — ein letzter, wahnwitziger Aufschrei und ihr Körper stürzte, wiederholt sich überschlagend, in die Tiefe.

Mit beiden Händen auf dem pochenden Herzen, stand Mabel am Rande des Schachtes und suchte in die Tiefe zu starren. Unten waberte feurige Lohe, im blutroten Scheine konnte sie eine ganze Anzahl zerschellte Körper erspähen.

Ihr irrer Blick schweifte in die Höhe. Die Luft im Schacht war noch einzuatmen. Ein rascher Gedanke durchzuckte sie — wie, wenn sie an dem Drahtseil hochzuklettern wagte — sie wußte, daß der Fahrstuhl auf dem Dach endigte und nach dort auch eine Ausgangstür hatte — wenn sie bis dort hinaufklettern könnte!

Und da hing sie auch schon über der schauerlichen Tiefe und versuchte sich Zoll um Zoll höher zu ziehen.

* * *

Unmittelbar an das Trianglegebäude stößt eines der Lehrgebäude der New Yorker Universität. Hier saßen in einem der Hörsäle im zehnten Stockwerk Studenten und lauschten einer Pandektenvorlesung. Das plötzliche Feuergeschrei, der mit jeder neuen Minute bedrohlicher anwachsende Lärm ließ die jungen Leute endlich auffahren. Sie eilten an die nach der Washington Street führenden Fenster des Hörsaals. Von hier aus sahen sie, wie der Körper eines Mannes durch die Luft sauste, um im nächsten Augenblick dumpf unten aufs Straßenpflaster zu schlagen. Dann folgte rasch Körper um Körper.

Zugleich hörten die Rechtsstudenten das Verzweiflungsgeschrei der im brennenden Gebäude eingeschlossenen Arbeiterinnen und die von allen Seiten ertönenden Feuerrufe.

Anfänglich selbst von Entsetzen und Grauen gepackt, verhielten sich die jungen Studenten wie gelähmt.

Dann aber kam ein Professor in den Hörsaal gestürmt und brachte die Schreckenskunde, daß auf dem Dache des brennenden Gebäudes zahlreiche Menschen, die sich dorthin in gräßlicher Todesnot geflüchtet, hilflos weilten und lebendigen Leibes verbrennen müßten, wenn sie nicht schleunigst gerettet würden.

Unter Führung des Lehrers eilten nunmehr die Studenten, so schnell ihre Füße sie nur tragen wollten, die zum Dache führende Treppe hinauf. Fünfzehn Fuß niedriger als das Universitätsdach erstreckte sich die ebene Fläche des Fabrikdaches, und auf diesem befanden sich, wie die mutigen jungen Leute alsbald gewahrten, an die fünfzig Menschen, zumeist Frauen und Mädchen, auf einen Haufen zusammengedrängt und aus Leibeskräften um Hilfe rufend.

Schnell kam Ordnung in die junge Retterschar. Zum Glück befanden sich Notleitern auf dem Dache. Im Nu waren sie in die richtige Lage gebracht worden, und ohne Zögern begann das Rettungswerk. Zuerst wurden die Unglücklichen in Sicherheit gebracht, die von dem aus den Dachluken und anderen Öffnungen dringenden Rauch ganz oder teilweise betäubt waren oder halberstickt sich bis aufs Dach durchgekämpft hatten. Man hob sie auf das Dach des Universitätsgebäudes und bemühte sich um sie, bis sie sich in der frischen Luft so weit erholt hatten, daß sie mit dem Lift nach unten befördert werden konnten.

Als die letzten glücklich in Sicherheit gebracht waren, da schlugen aus dem Fabrikdach bereits die Flammen. Ein jammervoller Aufschrei kam aus dem Liftschachte, und wie einige todesmutige Studenten sich durch den zum Schneiden dicken Qualm wagten und die Zugangstür zum Fahrstuhl aufrissen, da drohte ihnen der Atem zu stocken, denn wenige Fuß unter sich erblickten sie

ein weibliches Wesen, das in seiner Todesangst am Liftkabel hochgeklettert war und nun mit letzter, verzweiflungsvoller Zähigkeit am Seile hing, unfähig, sich auch nur noch einen Zoll weiter hochzuheben.

Es war Mabel.

Wenige Sekunden später hatten die beiden todesmutigen Retter, beide geübte Kletterer und muskelstarke Athleten, die schon halb Bewußtlose aufs Dach heraufgehoben und brachten sie nun durch die dicken Rauchschwaden nach dem Universitätsdache in Sicherheit.

* * *

Wenn Steve Miller später von jenem schrecklichen Brande erzählte und berichtete, wie er plötzlich Mabel entdeckt hatte, so behauptete er steif und fest, daß eine höhere Macht seine Schritte just in dem Augenblick nach dem Universitätsportal an der Seitenstraße gelenkt hatte, wo das geliebte Mädchen mit verbundenen Armen und Gesicht gerade in eine Ambulanz gehoben werden sollte.

Sie sehen, auf sie zustürzen und ihren Namen mit einer Gewalt hinausschreien, die selbst den rauhen Polizisten ein gerührtes Lächeln abnötigte, war bei ihm das Werk einer Sekunde. Der sonst so gelassene, ruhige, schwerfällige Mann, der noch soeben sich in dumpfer Verzweiflung der Gewißheit hingegeben hatte, daß Mabel ihr junges Leben bei der fürchterlichen Feuersbrunst eingebüßt, war zum Nichtwiedererkennen verändert. Die Freude über den Anblick Mabels und die Entdeckung, daß sie, wenn auch recht schmerzhaft verletzt, doch noch atmete und auch am Leben bleiben würde, berauschte ihn förmlich, und er konnte zuerst nichts anderes tun, als wie ein Schul-

knabe weinen und ihren Namen immer wieder rufen.

Und Mabel, die jetzt bei vollem Bewußtsein war, hatte bei seinem Anblick alle Schmerzen vergessen. Sie wunderte sich gar nicht darüber, daß Steve so plötzlich aufgetaucht war, sondern schien das ganz natürlich und in der Ordnung zu finden. Und ihr Blick wußte so flehentlich zu bitten, daß der junge Ambulanzarzt sich erweichen und Steve mit nach dem Hospital fahren ließ, obwohl es gegen die Vorschrift war. Es wäre ihm ja auch schwer gefallen, seine Patientin, die sich fest an ihren alten Schatz klammerte, von diesem loszumachen.

Und so kam es, daß Steve Miller zum ersten und einzigen Male in seinem Leben in einer Ambulanz fuhr.

* * *

Die schreckliche Brandkatastrophe, die beinahe anderthalbhundert Menschenopfer forderte, hat in den Gesichtszügen Mabels sichtbare Spuren zurückgelassen. Aber darauf gibt sie nur wenig acht, denn seitdem sie Steves Frau und treue Arbeitsgehilfin geworden ist, hat sie nicht viel Zeit zum Befragen ihres Spiegels übrig. Dazu kommt ihr Stolz, der sie eifersüchtig darauf achten läßt, daß Frau Bess', die im übrigen ihre herzensgute Freundin geworden ist, sie ja nicht an Pünktlichkeit, Umsicht und Flinkheit zu übertreffen vermag.

Nun braucht ihr nicht mehr die Mutter ins Gewissen zu reden, die draußen mit auf der Farm wohnt, angeblich um einen friedlichen Lebensabend zu verleben, in Wirklichkeit aber, um noch tüchtig mitzuschaffen, denn das rege Getriebe um sie macht ihr viel zu viel Freude, und das Bewußtsein, ihre Tochter nun wirklich glücklich zu wissen, beseligt und verjüngt sie viel

zu viel, um ſie die Hände müßig im Schoß feiern zu laſſen.

Frau Mabel weiß es nun, daß all das laute Glück der Welt eitel im Vergleiche zu dem köſtlichen Bewußtſein iſt, das nur im Herzen eines guten Weibes wohnen und tauſendfältigen Segen um ſich breiten kann, als Gattin und Mutter ein notwendiges, unerſetzliches Glied im großen Schöpfungsbau, mehr noch, der köſtliche Behälter des großen, weltumſpannenden und welterhaltenden Geheimniſſes zu ſein, das die Menſchen Liebe nennen.

Das deutſche Offiziergeneſungsheim in Arco.

Von A. Niſtler.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wenn man ſich von den Kuranlagen in Arco weſtwärts Chiarano zuwendet, ſo gelangt man an ſchönen gartenumſchloſſenen Villen vorüber zu einem ſtattlichen Gebäude, das ſich an die Berglehne anſchmiegt und von einem großen, gut gepflegten Parke umgeben iſt. Den Hintergrund bildet ein Höhenzug, der mit Olivenwaldungen und gegen Arco zu mit Villen beſetzt iſt. Gegen den Gardaſee zu breitet ſich die fruchtbare, einem Paradieſe gleichende Campagna aus.

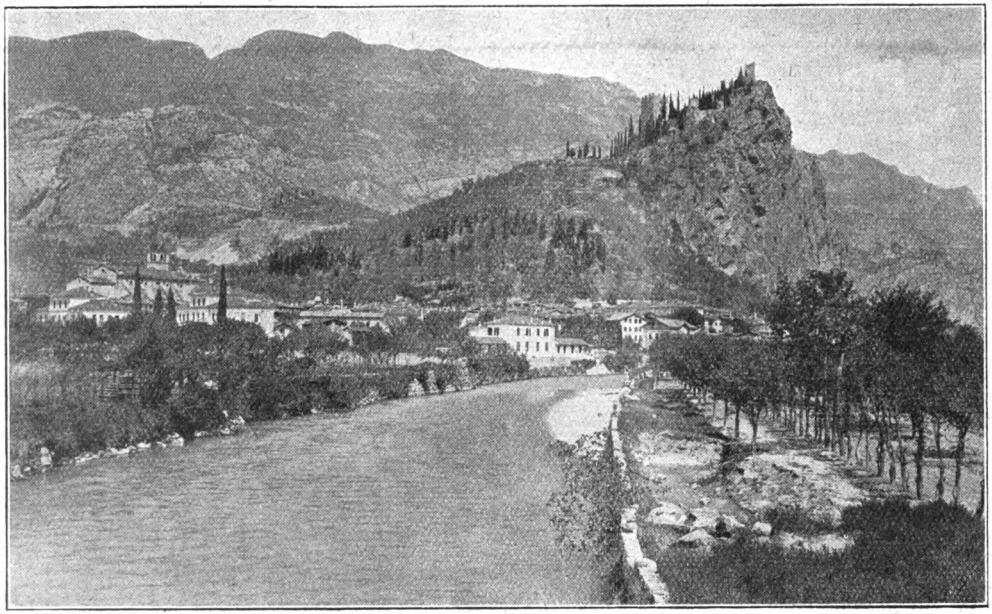
Dieſes impoſante, prachtvoll gelegene Gebäude iſt das im Beſitze des deutſchen Kaiſers befindliche Geneſungsheim für deutſche Offiziere und Sanitätsoffiziere. Urſprünglich Privatvilla und im Beſitze eines Herrn Hildebrand aus Halle a. S., gelangte das Gebäude mit den dazu gehörigen Gründen durch Schenkung in den Beſitz des deutſchen Kaiſers, der es dann hochherzigerweiſe ſeinem jetzigen Zwecke zuführte, erkrankten Offizieren und Sanitätsoffizieren der deutſchen Reichsarmee und der Marine als Geneſungs- und Erholungsheim zu dienen.

Der Wortlaut der an den Kriegsminiſter gerichteten Schenkungsurkunde iſt folgender: „Nachdem der Pri-

valier Wilhelm Hildebrand durch Urkunde vom 21. September beziehungsweise 18. und 26. Oktober dieses Jahres Mir die ihm gehörige Villa Garda in Arco nebst Zubehör zum Geschenk gemacht hat, will Ich dieselbe vorbehaltlich Meines Eigentumsrechtes zu einem Genesungsheim für brustkranke Offiziere und Ärzte der Armee widmen. Ich überlasse Ihnen daher das Besitztum hiermit zur Verwaltung und ersuche Sie, dasselbe an Ort und Stelle zu übernehmen und Mir wegen der Einrichtung und Verwaltung des Heimes demnächst Vortrag zu halten."

Gewöhnlich tritt in dem heilkräftigen Klima Arcos, das sich durch konstante Temperatur, Windstille und großen Sonnenreichtum auszeichnet, und bei der sorgfältigen Behandlung und Pflege, die den von den einzelnen Truppenteilen dem Offiziergenesungsheime in Arco überwiesenen Kurgästen zuteil wird, recht bald wieder Dienstfähigkeit ein. In der Regel dauert der Krankenurlaub drei Monate. Wird innerhalb dieses Krankenurlaubs eine Wiederherstellung der Gesundheit nicht erreicht, so wird meist eine Urlaubsverlängerung genehmigt. So stellt das deutsche Offiziergenesungsheim in Arco unter den humanitären Institutionen der deutschen Reichsarmee eine der segensreichsten und nützlichsten dar, deren Früchte alljährlich vielen Leidenden zugute kommen.

Der dem deutschen Offiziergenesungsheime in Arco überwiesene Kurgast findet, wenn er den Brenner überschritten hat, im breiten Talbecken von Bozen und auf seiner Weiterfahrt nach Trient zur Südbahnstation Mori große Gegensätze in der Landschaft, in der Formation der Gebirge, vor allem aber in der Vegetation und in der Bauart der Städte und Dörfer ausgedrückt. Salurn kann als eigentliche Sprachgrenze



Arco von der Sarcabrücke aus.

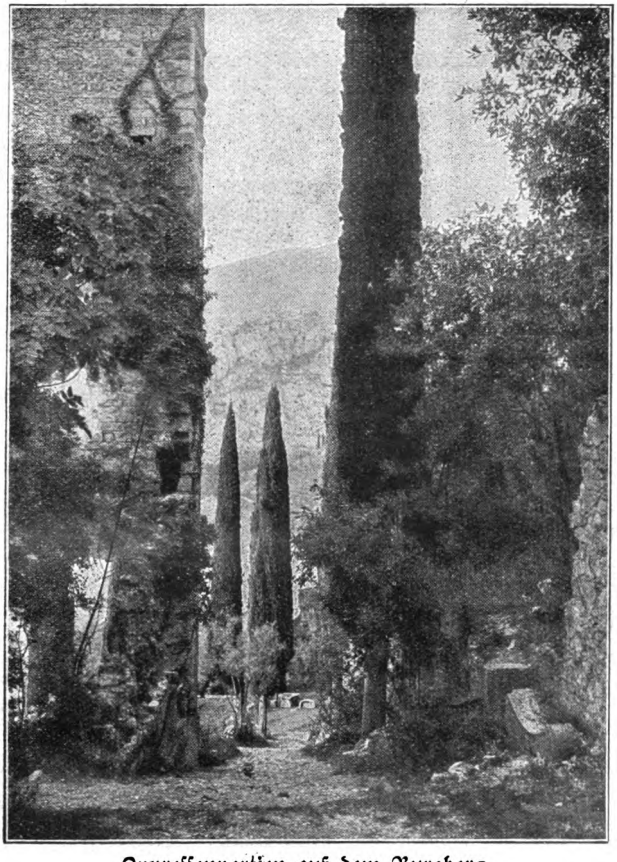
zwischen Deutsch- und Italienisch-Tirol gelten. Von Salurn abwärts tritt uns in der Bevölkerung das ausgesprochen Romanische entgegen. Die Südbahnstrecke wird mit Arco und dem Gardasee durch die 1891 erbaute, durch Szenerien von ernster Schönheit führende Lokalbahn Mori—Arco—Riva verbunden, die an dem idyllischen Loppiosee vorüber durch karstähnliche Steinwüsteneien auf das vegetationsreiche Plateau von Nago führt.

Von Nago aus zeigt sich dem ankommenden Kurgaste der Gardasee, der schönste aller oberitalienischen Seen, in seinen klassisch edlen Formen und in seinem viel besungenen Farbenreichtum zum ersten Male. Weithin dehnt sich die paradiesisch üppige Campagna, von drei Seiten von hohen Bergen umschlossen. Zur Rechten erscheint bei einer Biegung der Bahnstrecke die freundliche Gartenstadt Arco, die sich am Fuße des bis zu einer Höhe von 285 Meter senkrecht aus dem Sarcatale aufstrebenden Burgberges ausbreitet.

Der Gesamteindruck des Gebietes ist überwältigend. Die Landschaft von Arco hat schon Albrecht Dürer und nach ihm viele deutsche und italienische Maler begeistert. Die Gebirge haben unter der Einwirkung gewaltiger Erdkatastrophen ihre charakteristische Zerklüftung erhalten. Da der Wald vollständig fehlt, so liegt bei dem Sonnenreichtum des Südlandes tagsüber eine große Licht- und Farbenfülle über der Landschaft ausgebreitet. Bei Arco tritt die vom Adamellogletscher herabkommende Sarca in den Kessel der Campagna, die mit dem isolierten, von den Österreichern gegen Italien stark befestigten Monte Brione dem nördlichen Teile des Gardasees vorgelagert ist.

In diese in großen, wuchtigen Formen entwickelte Landschaft fügen sich malerische Dörfer, umgeben von

Obſt- und Weingärten, Maisfeldern, ausgedehnten Olivenwaldungen und Zypreſſenhainen, als reizvolle



Zypreſſenpartien auf dem Burgberg.

Motive ein. Zu beiden Seiten des Monte Brione erſcheinen die öſterreichiſchen Hafenorte Riva und Torbole und rechts auf einer Mittelgebirgsſtufe, von

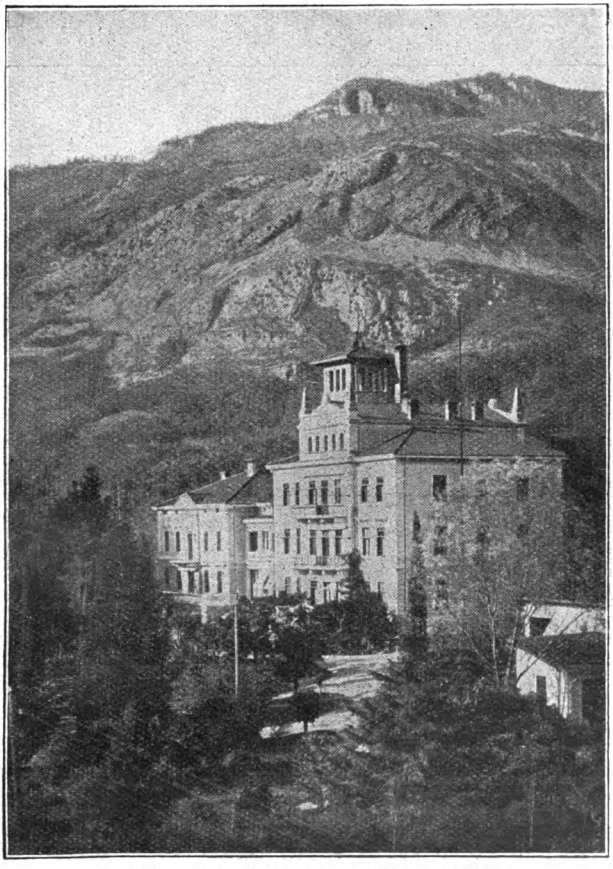
dem imponierenden Ausläufer der judikarischen Alpen überragt, die malerische Burg Tenno.

Von der Station Arco aus führt eine prächtige Kastanienallee zu den Kuranlagen, die durch den Schmuck von Hunderten bis zu 8 Meter hohen Palmen, die auch den Winter über im Freien gar prächtig gedeihen, einen besonderen Reiz gewinnen. Prächtige Libanonzedern, wie dunkle Säulen aufragende Zypressen, baumartige Rosensträucher, Magnolien, Agaven und andere seltene Schmuck- und Zierpflanzen sprechen von der Vortrefflichkeit des milden, sonnenreichen Klimas Arcos. Bei den Klängen der Kurkapelle ergehen sich Angehörige aller Nationen im Sonnenscheine. Das Vorurteil, das viele gegen Arco als einen ausgesprochenen Kurort für schwer Lungenkranke haben, ist nicht gerechtfertigt, da diese in den Sanatorien verbleiben und Arco auch von Gesunden, Erholungsbedürftigen, Nervösen, Blutarmen aufgesucht wird.

Der Vegetationsreichtum Arcos, die Pracht seiner Anlagen und Gärten bildet seinen Hauptschmuck. Es gewährt einen seltenen Reiz, mitten im Winter, wenn im rauhen Norden die Schneestürme toben, bei dreißig Grad Reaumur und darüber im Sonnenschein lustwandeln zu können, die üppigste Vegetation vor Augen, zu der eine leichte Schneedecke auf den Spitzen der umliegenden Berge in malerischem Kontraste steht.

Im Gegensatz zu dem eleganten Neu-Arco hat Alt-Arco mit engen, winkeligen Straßen, stattlichen alten Palästen, neben denen armselige Häuser stehen, dem Künstlerauge viel zu bieten. Das schönste Motiv Arcos ist der Burgberg mit seinen von stolzen Zypressen überschatteten Ruinen der ehemals starken Feste der Grafen von Arco.

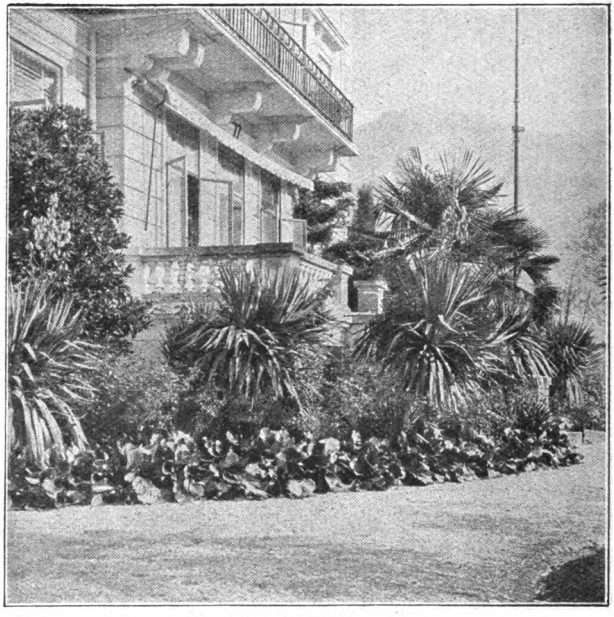
Das deutsche Offiziergenesungsheim ist mit Arco durch eine Villenstraße verbunden.



Das Genesungsheim für deutsche Offiziere.

Durchschreiten wir, von der Straße kommend, den prachtvolle Südpflanzen aufweisenden Park, so kommen

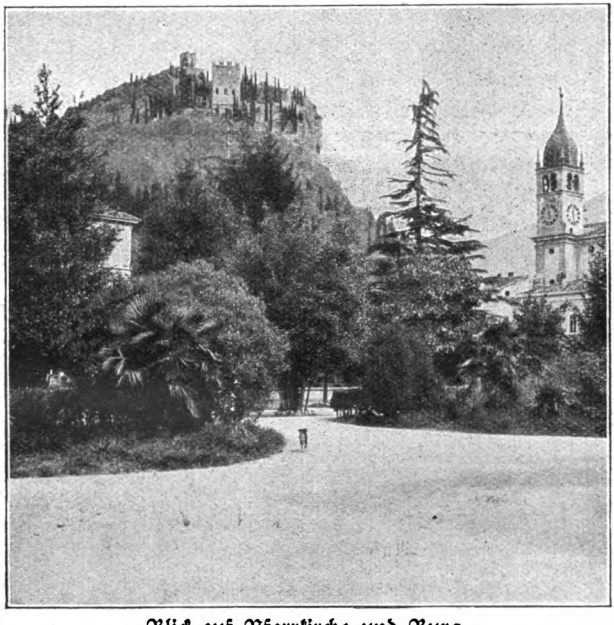
wir an der Liegehalle vorüber, welche an der Ostseite des Gebäudes an der wärmsten und sonnenreichsten Stelle des Gartens angelegt wurde. Dann schreiten wir der nach Süden gerichteten breiten Front des



Aufgang zum Vestibül.

Gebäudes entlang zur Haupttreppe, die dem östlichen Trakte vorgelagert ist. Über diese Treppe betreten wir das Vestibül. Uns zur Rechten öffnet sich ein Blick auf den in ruhigen Formen gehaltenen Speisesaal und zur Linken auf den ziemlich langgestreckten Gesellschaftsraum, beide mit großen Säulenfenstern, die einen entzückenden Ausblick auf die Campagna und den Gardasee gewähren. An den Speisesaal schließt

ſich rechts der über fünftauſend Bände umfaſſende Bibliotheksraum an. Die Bibliothek iſt ein Geſchenk des deutſchen Kaiſers. Um dieſen Kern von Räumen ſind beiderſeitig Privat- und Bureauzwecken dienende Räumlichkeiten gruppiert. Wir bekommen ſchon beim Betreten und bei einer flüchtigen Beſichtigung des



Blick auf Pfarrkirche und Burg.

Gebäudes den Eindruck, daß alles darin echten deutſchen Geiſt atmet.

Im oberen Stockwerk nimmt im öſtlichen Trakte des Gebäudes der große Konverſations- und Geſellſchaftsraum mit ſchönen Erkern und großen Südfenſtern den größten Platz ein. Wie von den Parterreräumen aus

bieten sich auch von hier schöne Ausblicke auf die Campagna und den Gardasee. In demselben Stockwerke sind auch die Wohn- und Arbeitsräume des Chefarztes, die Räume der Hausdame, dann die Wohn- und Schlafräume der militärischen Kurgäste, ein- und zweibettig, eingerichtet. Alle diese Räume sind luft- und lichtreich, groß und geräumig, von behaglicher Eleganz. Das Laboratorium, das Röntgenzimmer und andere Kur- und Heilzwecken dienende Räumlichkeiten befinden sich ebenfalls in diesem Trakte.

Den Souterrainraum im Osttrakte der Anstalt nehmen die große, saubere, mit modernen Kochherden ausgestattete Küche, dann die ausgedehnten Baderäumlichkeiten, die Maschinenräume für Heizung und Desinfektion und die Waschanstalt ein.

Es ist dies übrigens nicht das einzige, erkrankten deutschen Offizieren zu Gebote stehende Genesungsheim. Die deutsche Reichsarmee besitzt vielmehr noch zwölf andere und zwar:

1. die Wilhelmsheilanstalt in Wiesbaden,
2. das Militärkurhaus in Landeck,
3. das Militärbadeinstitut in Teplitz,
4. das Genesungsheim und Militärkurhaus in Driburg,
5. das Militärkurhaus in Bad Nauheim,
6. das Militärkurhaus und Genesungsheim in Norderney,
7. das Genesungsheim des Gardekorps in Biesental,
8. das Genesungsheim des IV. Armeekorps in Suderode,
9. das Genesungsheim des XIV. Armeekorps in Sulzburg,
10. das Genesungsheim des XV. Armeekorps in Rothau,

11. das Geneſungsheim des XVI. Armeekorps in Lettenbach,

12. das Geneſungsheim des XVII. Armeekorps in Hochwaſſer.

Aus dieſer Zuſammenſtellung geht zur Genüge

Vegetationsbild aus dem Park.

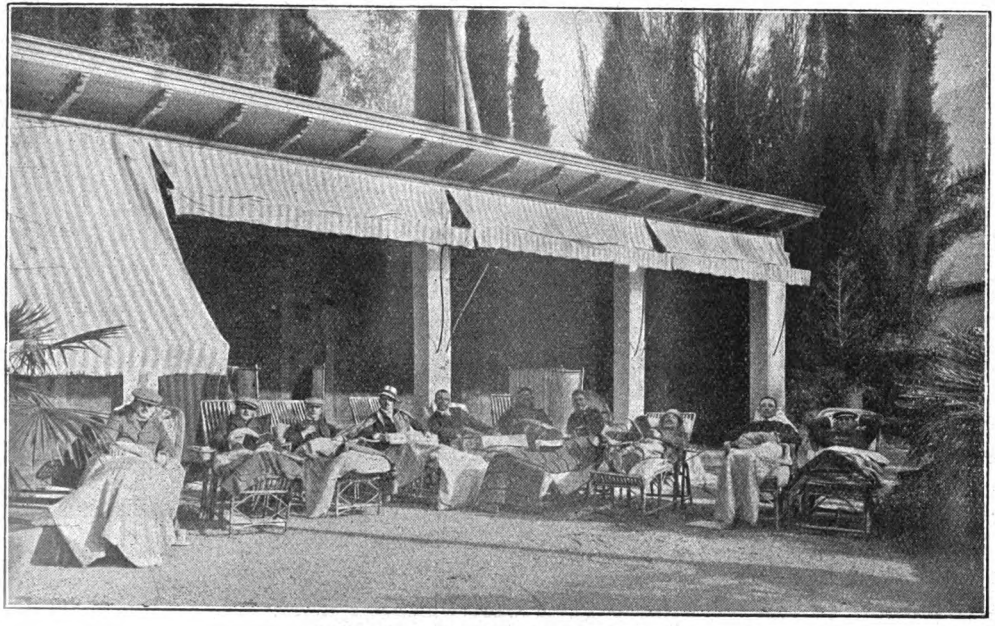
hervor, daß die deutſche Heeresverwaltung durch die Vermittlung der Medizinalabteilung des preußiſchen Kriegsminiſteriums alles aufbietet, um erkrankten deutſchen Offizieren die klimatiſchen Vorzüge der einzelnen Gebiete und die Benützung von heilkräftigen Quellen zu ermöglichen, ohne daß ſie perſönlich materiell durch den Kurgebrauch allzuſehr in Anſpruch

genommen werden. Die militärischen Dienststellen sind in der Gewährung von Erholungs- und Krankenurlaub auf Antrag der Ärzte sehr entgegenkommend. Zu den fortlaufenden normalen Bezügen, die während dieses Urlaubes keine Einbuße erleiden, treten vom Kriegsministerium beziehungsweise von den Generalkommandos genehmigte besondere Zuschüsse, so daß der in ihren Genuß tretende erkrankte Offizier hinsichtlich der Lebensführung während des Kuraufenthaltes keine Beschränkung sich aufzulegen gezwungen ist.

Die vorbenannten Militärkuranstalten sind zum Teil durch Schenkungen des deutschen Kaisers und teilweise aus Staatsmitteln errichtet worden. Sie sind unter sich ihrer Bauart, ihrer Einrichtung und ihrem Betriebe nach von großer Verschiedenheit. Während zum Beispiel das Offizierheim in Falkenstein (Taunus) mit vier Millionen Kosten erbaut wurde und eine fürstliche Einrichtung aufweist, sind andere Offiziergenesungsheime wieder auf eine weit bescheidenere Basis gestellt.

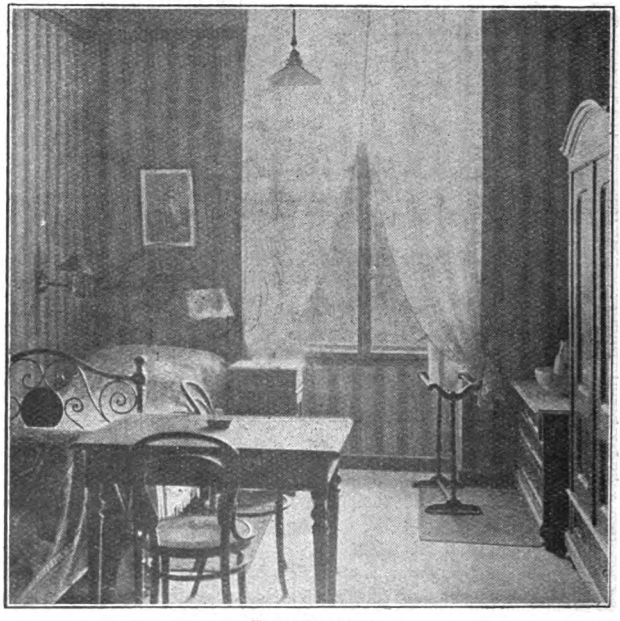
Im Jahre 1912 wurde, da die beschränkten Räumlichkeiten der Villa Hildebrand dem zunehmenden Besuch nicht mehr genügten, dem Hauptgebäude im Westen ein Anbau angefügt, der durch einen Verbindungsgang mit dem ursprünglichen Hause verbunden ist. Die Einheit des Baustiles ist dadurch in keiner störenden Weise beeinträchtigt worden.

Jenseits der am Parke des Genesungsheimes vorüberführenden Straße liegen zum Besitze des Genesungsheimes gehörige Weinberge. Unmittelbar hinter dem Gebäude ziehen sich in sanfter Steigung prachtvolle Anlagen mit Spazierwegen und Ruhebänken den Berg empor, von dessen Rücken aus sich ein schöner



Liegehalle des Genesungsheims.

Ausblick auf Arco, die Campagna und den Gardaſee bietet. Die Geſamtanlage des Geneſungsheimes läßt die Abſicht erkennen, den militäriſchen Kurgäſten während der Dauer ihres Aufenthaltes in erſter Linie den Sonnenreichtum und den Genuß des wenig



Ein Zimmer.

Schwankungen aufweiſenden Klimas durch einen langſtündigen täglichen Aufenthalt im Freien, ſei es in der Liegehalle oder ſei es im Parke, in den Weinbergen und ſo weiter zu ermöglichen.

Daß die nicht übermäßig luxuriös, aber gemächlich und vornehm eingerichtete Anſtalt mit den neueſten modernen Heilapparaten ausgeſtattet iſt, braucht nicht

beſonders betont zu werden. Der Anſtalt wird für die jedesmalige Kurſaiſon ein Stabsarzt als Verwaltungschef und ärztlicher Leiter vorgeſetzt, der gewöhnlich als Spezialiſt und langjähriger Aſſiſtent an großen Univerſitätskliniken geweſen iſt.

Der Speiſeſaal.

Für die Verwaltungsgeſchäfte iſt ihm ein Rechnungsführer und für die Führung des Haushaltes eine Hausdame beigegeben. Das Bedienungsperſonal iſt mit Ausnahme eines Sanitätsfeldwebels, der für Krankenpflege, Maſſage und ſo weiter in Verwendung kommt, und eines Burſchen nicht militäriſch. Die für die Verwaltung, Einrichtung und Ernährung erforder-

lichen Mittel werden durch die Medizinalabteilung des preußischen Kriegsministeriums zur Verfügung gestellt und durch den Reichstag bewilligt. Es wird außer den Hauptmahlzeiten früh, mittags und abends, die gut zubereitet und reichlich sind, am Vormittag Milch, Wein, Kakao und Gebäck, nachmittags Kaffee, Tee und dergleichen verabreicht. Das deutsche Offiziergenesungsheim in Arco trägt den Charakter des Familiären und echt Kameradschaftlichen.

Die Heilerfolge des deutschen Offiziergenesungsheimes in Arco sind sehr günstig. Für gewöhnlich wird das Genesungsheim von zwanzig bis fünfundzwanzig Kurgästen bewohnt. Der jährliche Besuch schwankt zwischen vierzig bis fünfzig.

Das deutsche Offiziergenesungsheim in Arco trägt nicht den Charakter eines Hotels oder einer Pension, sondern einer Kur- und Heilanstalt. Die Behandlung der militärischen Kurgäste ist streng individuell.

Die textlichen Unterlagen für den vorstehenden Artikel sind mir durch besonderes Entgegenkommen von seiten des derzeitigen Leiters des deutschen Offiziergenesungsheimes in Arco durch die Medizinalabteilung des preußischen Kriegsministeriums in Berlin zur Verfügung gestellt worden, die mir die Besichtigung der Anstalt und die photographischen Aufnahmen zum Zwecke der Veröffentlichung in entgegenkommendster Weise gestattete.

Das Taſchentuch der gnädigen Frau.

Von K. Schüler.

(Nachdruck verboten.)

Die gnädige Frau ſaß in einem Wagen der elektriſchen Straßenbahn und ſuchte nach ihrem Taſchentuch. In dem Wagen ſaßen außer ihr zwanzig Menſchen und der Herr, der ſeine Zeitung las.

Dieſe zwanzig Menſchen ſahen ihr zu.

Das war ſtörend.

Aber wenn man ſein Taſchentuch notwendig haben muß, darf man ſich durch nichts ſtören laſſen. Sie erinnerte ſich genau, daß ſie das Taſchentuch in der Hand gehabt hatte, als ſie von daheim fortging. Nun, in dem Augenblick, in dem der Kulturmenſch verpflichtet iſt, nach ſeinem Taſchentuch zu greifen, konnte die gnädige Frau ihr Taſchentuch nicht finden.

Wo mochte das Taſchentuch ſein?

Sie mußte es haben!

Noch konnte ja niemand den beängſtigenden Zuſtand ihres Näschens wahrnehmen, noch fühlte ſie nur allein das Herannahen des Augenblickes, in dem es nichts mehr zu verheimlichen gab.

Wie es in dem Näschen kitzelte und prickelte! Wie dies kapriziöſe, kecke Näschen immer gebieteriſcher nach dem Taſchentuch verlangte!

Sie konnte ſich doch ihre Naſe nicht in der Art

putzen, wie es die Bauern tun. Die gnädige Frau wurde ganz rot, als sie nur an diese Art der Nasenreinigung dachte.

Zunächst suchte sie in ihrem Täschchen, das sie an einem langen Lasso mit sich herumschleifte wie der Cowboy im Wildwest den gefangenen Siouxindianer. Mit fiebernden Fingern wühlte sie in diesem Stilleben im Innern des Täschchens, in diesem friedlichen Beieinander der notwendigsten Gebrauchsgegenstände.

Um den Platz neben dem Döschen mit der Puderquaste stritten sich die Schlüssel und das kleine Geldtäschchen. An die Abonnementskarte zum Zoologischen Garten schmiegte sich zärtlich das Parfümflakon an. Einige Dutzend Haarnadeln, die aus ihrer papierenen Hülle gefallen waren, trieben ein neckisches Spiel mit Knöpfen, Stoffmustern und Pfefferminzplätzchen.

Zerknitterte Briefe, vor den Augen des verständnislosen Gatten verborgene Rechnungen, selbst den langgesuchten Zettel mit der Adresse der Schneiderin jener fremden Dame, die sie neulich im Kaiserhof kennen gelernt hatte, fand sie in dem Täschchen, nur — das Taschentuch fand sie nicht.

Und die Zeit — das Näschen richtiger gesagt — drängte.

Da — in der äußersten Not kam der gnädigen Frau der rettende Gedanke.

So mußte es sein!

Sie hatte das Taschentuch in der Hand gehabt, als sie den Fahrschein bezahlt hatte, dabei war ihr das Taschentuch entfallen und zu Boden geglitten.

Das Taschentuch mußte also dicht vor ihren Füßen auf dem Boden des Wagens liegen.

Die gnädige Frau brachte es über sich, zu lächeln. Es war ein Lächeln glücklichster Selbstzufriedenheit.

Wie gut, wenn man seine Gedanken beisammen hat. Es gibt so viele Frauen, die schrecklich zerstreut sind.

Sie wollte sich vornüberbeugen, da mußte sie ja das Taschentuch sehen können.

Sie machte einen Versuch, aber er mißlang.

Dies entsetzliche Frackkorsett!

Es ist ja richtig, diese langschnürigen Korsette machen eine gute Figur, sie machen schlank, sie schnüren alles fort, aber das Bücken — das gestatten sie nicht.

Der Erfinder dieser Frackkorsette ist unbedingt ein genialer Kopf, aber daran hat er nicht gedacht, daß man in einem Wagen der elektrischen Straßenbahn zwischen einem dicken, seine Zeitung lesenden Herrn und einer Frau, die einen Marktkorb auf dem Schoß hält, eingekeilt sein kann, daß einem das Taschentuch auf den Boden fällt und man gezwungen ist, es aufzuheben. Daran hat der Mann nicht gedacht. An alles kann eben auch ein genialer Mensch nicht denken!

Schade!

Die gnädige Frau machte noch einen Versuch.

Es ging nicht. Es war nicht möglich. Zwei Stangen des Korsetts brachen mit leisem, kaum hörbarem Knacks — das war alles.

Für einen Augenblick verzog sich das Gesicht der gnädigen Frau, wie sich das eines Kindes verzieht, wenn es mit sich im Zweifel ist, ob es zu weinen anfangen soll oder nicht. Das war aber nur für einen ganz kurzen Augenblick der Fall, dann lächelte sie wieder kühl und selbstbewußt, wie eben eine elegante, gut erzogene Dame in einem Wagen der elektrischen Straßenbahn zu lächeln pflegt, wenn sie sich die Nase putzen muß und das Taschentuch nicht finden kann.

Wozu ist denn aber der Schaffner da!

Was hat denn der Mann zu tun? Nichts — so gut wie nichts!

Die paar Billette zu verkaufen, hin und wieder die Namen der Straßen auszurufen, dem Fahrer ein Zeichen zu geben, jungen Damen beim Aufsteigen in die Arme zu kneifen — weiter gar nichts!

„Bitte, Schaffner!“ rief die gnädige Frau. „Schaffner!“

Der Kapitän des Wagens zwängte sich durch die beiden Sitzreihen, legte den Zeigefinger der rechten Hand an die Mütze, wie er es zu tun pflegt, wenn er über den Empfang eines Trinkgeldes quittiert, stieß mit seiner Ledertasche dem Herrn nebenan die Zeitung aus der Hand und erkundigte sich nach den Wünschen der gnädigen Frau.

Der Herr hob seine Zeitung wieder auf und — las weiter.

Keine Rede des Reichskanzlers, keine Kriegsnachricht aus der Türkei kann von dem aufhorchenden Europa mit größerem Interesse entgegengenommen werden als dieses Rufen der gnädigen Frau von den zwanzig anderen Mitfahrenden in dem Wagen der elektrischen Straßenbahn. An dem rechten und linken Flügel schwenkte man nach der Mitte ein, um Zeuge dessen zu sein, was sich jetzt abspielen würde.

Nur der Herr mit der Zeitung — der las.

Was war vorgefallen? Was würde sich noch ereignen? Warum rief die Dame, die zwischen dem dicken Herrn mit der Zeitung und der Frau mit dem Marktkorb saß, nach dem Schaffner?

Man ruft doch nicht, wenn man nicht etwas will!

Was wollte die Dame?

Diese Frage war auf allen Gesichtern zu lesen. Eine der Damen hätte eigentlich jetzt aussteigen

müssen, aber nun blieb sie noch sitzen. Sie konnte ja das kleine Stückchen Weg zurückgehen. Gehen ist ja so gesund. Sie wollte doch wissen, was die Dame mit dem großen Hut vom Schaffner wollte.

Man sah zunächst, daß die gnädige Frau ihr Täschchen öffnete, aus demselben ihr Portemonnaie nahm, dann das Täschchen schloß und das Portemonnaie öffnete. Diesem entnahm sie ein Fünfpfennigstück und gab es dem Schaffner. Der nahm es mit einer Verbeugung entgegen, wobei er mit der Verlängerung seines Rückgrades die Dame anstieß, der der Platz gegenüber der gnädigen Frau gehörte, und die sich von ihrem Wissensdrang hatte verleiten lassen, sich etwas zu weit vorzubeugen.

Die gnädige Frau sagte: „Bitte, Schaffner, mein Taschentuch!"

Dabei deutete sie auf den Fußboden des Wagens.

Der Schaffner, ein umsichtiger Mann, verstand, was man von ihm wollte, er trat einen Schritt zurück, stellte sich auf die Fußspitzen — zweier Damen, die hinter ihm saßen, und blickte sich nach dem Taschentuch um.

Man achtete nicht auf die Entrüstungsschreie der gequetschten Zehen, alle Augen suchten auf dem Boden des Wagens das Taschentuch der gnädigen Frau.

„Da, da liegt es!" sagte die gnädige Frau und tippte mit dem Zeigefinger der rechten Hand energisch nach unten. Sie lehnte sich dabei vorsichtig zurück, denn alle Bewegungen führte sie ganz langsam aus, zerbrochene Korsettstangen dürfen nicht gereizt werden — sie kneifen sonst.

Um dem Schaffner eine bessere Übersicht zu ermöglichen, hoben die Damen die Füßchen und die Röckchen ein wenig hoch.

Aber der Herr mit der Zeitung, der sah nichts — der las.

Kein Zipfel eines Taschentuches war zu sehen.

„Keen Taschentuch da, jnädige Frau!“ meldete der Schaffner und scheuerte sich eilig an den Fahrgästen vorbei nach dem hinteren Perron, um einigen Leuten, die mitfahren wollten, rechtzeitig sagen zu können: „Alles voll!“

In den Wagen kehrte er nicht wieder zurück. Der Mann war selbst verheiratet, und außerdem — wozu?

Die gnädige Frau überlegte wieder: Irgendwo mußte ja das Taschentuch sein.

Zwanzig Fahrgäste überlegten mit ihr.

Der Herr mit der Zeitung natürlich nicht — der las.

Aha!

Natürlich!

Daß sie nicht gleich daran gedacht hatte!

Es konnte sein, es mußte sein, daß sie auf dem Taschentuch — saß.

Poiret in Paris, der das große Modegeschäft hat, ist ein großer Künstler, ein gottbegnadeter, einer, den man neben Max Liebermann, neben Alexander Moissi, neben Enrico Caruso nennen muß, aber — an seinen Kleidern sind keine Taschen.

Liebermann, Moissi und Caruso haben natürlich Taschen — große, viele!

Wo aber soll eine Dame das Taschentuch hintun?

Man trägt doch im Hause nicht immer ein Täschchen mit sich herum! Also ist man zu Hause gezwungen, das Taschentuch unter seinen Sitz zu schieben — man setzt sich darauf.

Das ist nicht schön, aber was will man machen!

Jetzt wußte sie es.

Sie hatte sich in Gedanken — jeder Mensch kann

mal in Gedanken sein, das ist doch nichts Schlimmes — auf das Taschentuch gesetzt.

Das Näschen drängte immer mehr. Eile war not.

Vorsichtig hob die gnädige Frau ihre rechte Körperhälfte ein wenig in die Höhe, und ihre kleine Hand tastete in der entstandenen Lücke nach dem Taschentuch.

Oh, diese zerbrochenen Korsettstangen!

Aber es half nichts. Sie mußte sich mit noch größerer Vorsicht rechts immer noch höher heben, immer noch etwas, denn die suchende Hand fand das Taschentuch noch nicht.

„Madameken, pieken Se mir nich in die Oogen mit Ihre Hutnadel!“ schrie die Frau mit dem Marktkorb und legte ihren gewichtigen Körper nach links hinüber. Dabei stieß sie ihre Nachbarin so heftig an, daß diese gezwungen wurde, den Ruck nach links weiterzugeben, und so pflanzte sich diese Linksbewegung durch die ganze Reihe der Mitfahrenden fort.

Alle neigten sich nach links, während die gnädige Frau an dem gewissen Platz nach ihrem Taschentuch suchte.

Das Taschentuch war nicht da.

Die gnädige Frau zog enttäuscht die Hand zurück und richtete sich gerade auf.

Alle, die links von ihr saßen, machten es ebenso.

Nun hob die gnädige Frau ihre linke Seite in die Höhe und schob die linke Hand tastend dahin, wo sie das Taschentuch vermutete.

Dabei legte sie ihren Körper nach rechts hinüber.

Rechts von ihr saß der Herr mit der Zeitung und — las.

Der Mann las und las.

Er hatte keine Ahnung davon, daß die Dame neben ihm ihr Taschentuch suchte.

Was alle anderen, die im Wagen saßen, wußten, er wußte es nicht, denn er — las.

Der Hut der gnädigen Frau war mit zwei Hutnadeln befestigt. Der Hut muß doch festsitzen. Zwei Nadeln sind sogar sehr wenig. Die eine Hutnadel hatte sie von rechts in den Hut gesteckt, die andere Hutnadel von links. In einem wundervollen Lockenaufbau kreuzten sich die beiden Nadeln, und ihre imposanten Spitzen erblickten, die federumwallten Hutränder weit überragend, jenseits ihrer Einführungspunkte wieder das Licht des Tages.

Die gnädige Frau hob ihre linke Körperhälfte immer höher und höher, und während ihre Hand in nervöser Hast nach dem Taschentuch suchte, senkte sich die Spitze der Hutnadel dem Zeitungsleser in — den Zylinder.

Tief bohrte sie sich in den schwarzglänzenden Hohlraum, und wie der Anker des Schiffers suchte sie nach festem Grund.

Die gnädige Frau fand nicht, was sie suchte, die Hutnadel aber fand — nicht das Taschentuch, sondern — festen Grund.

Sie gelangte glücklich bis an die Glatze des Mannes mit der Zeitung.

„Au! Zum Donnerwetter, was ist denn das?"

Ein Wunder geschah! Der Mann ließ seine Zeitung fallen und griff nach der schmerzenden Stelle.

Die gnädige Frau richtete sich auf, und der Zylinder, der sich von der Nadel nicht trennen wollte, hing an ihrem Hute.

Der Zeitungsleser pflückte ihn dort ab, wie man eine reife Birne vom Baume pflückt.

Er warf der gnädigen Frau einen wütenden Blick zu.

„Diese verwünschten Hutnadeln!" knurrte er erbost.

Dann griff er wieder zur Zeitung und — las.

„Der dumme Zylinder!“ sagte die gnädige Frau beleidigt.

Dann erhob sie sich langsam, hoheitsvoll — wegen der zerbrochenen Korsettstangen.

„Schaffner, halten!“

Sie verließ den Wagen der elektrischen Straßenbahn.

Es ging nicht länger — ohne Taschentuch.

Der Haltestelle gegenüber war ein Weißwarengeschäft. Die gnädige Frau dachte an ihren Mann. Der würde an ihrer Stelle jetzt in den Laden stürmen und sich ein neues Taschentuch kaufen.

Männer sind so unpraktisch und schleudern mit dem Gelde um sich.

Man hat doch zu Hause so viele Taschentücher — dutzendweise, mit blauen Bändchen verschnürt.

Was will man mit einem einzelnen Taschentuch, das nicht ins Dutzend paßt?

Man weiß im Wäscheschrank ja gar nicht, wohin damit.

Ein einzelnes Taschentuch bringt nur Ärger.

Die Waschfrau fragt immer so zweifelnd: „Gehört denn das auch Ihnen?“

Das verstehen die Männer eben nicht.

Die gnädige Frau winkte sich eine Automobildroschke heran.

Sie fuhr zu einer Freundin.

Wozu hat man denn Freundinnen?

Da würde sie sich ein Taschentuch borgen.

Man gibt doch nicht unnötig Geld aus!

Als das Auto vor dem Hause der Freundin hielt, hatte die gnädige Frau dem Chauffeur drei Mark und fünfzig Pfennig zu zahlen.

Sie öffnete ihr Täschchen, nahm daraus das Portemonnaie, schloß das Täschchen und öffnete das Porte-

monnaie und da — da sah sie, daß aus dem Ärmel ihres Jaketts ein kleines weißes Spitzenzipfelchen herausschaute — ihr Taschentuch.

„Einen Augenblick, Chauffeur.“

Die gnädige Frau putzte sich das Näschen.

Glücklich über sich selbst, konstatierte sie, daß sie doch wieder einmal recht gehabt hatte: sie hatte das Taschentuch nicht vergessen.

Stätten des Welthandels.

Von R. Zollinger.

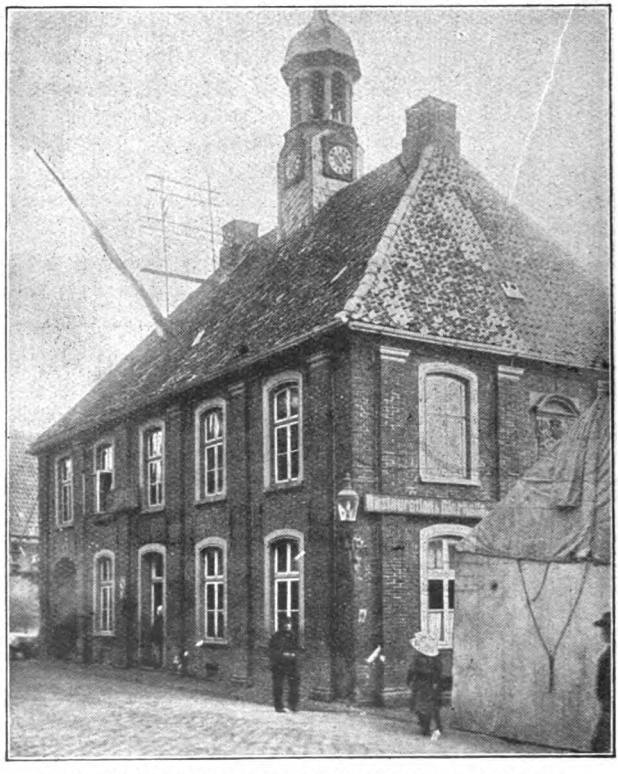
Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wo immer bei einem Volke der Handelsverkehr feste und geregelte Formen anzunehmen begann, mußte ſich auch das Bedürfnis herausſtellen, die Ausgleichung von Nachfrage und Angebot mit einem möglichſt geringen Aufwande von Mühe und Koſten herbeizuführen. Das nächſtliegende Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes war jedenfalls die Veranſtaltung von regelmäßigen Zuſammenkünften zwiſchen einer größeren Anzahl von Käufern und Verkäufern.

Der Abſchluß von Handelsgeſchäften in nicht zur Stelle gebrachten, vertretbaren Waren mußte ſich naturgemäß um ſo bequemer und vorteilhafter bewirken laſſen, je mehr Intereſſenten ſich zu einer beſtimmten Zeit und an einem beſtimmten Orte perſönlich zuſammenfanden. Die Idee der „Börſe“, wie wir ſolche Zuſammenkünfte heute benennen, iſt deshalb uralt, und wir haben Grund, anzunehmen, daß ſchon im antiken Rom die Baſilika zur Abhaltung regelrechter Börſenverſammlungen diente.

In ſpäteren Zeiten verſtand man unter der Bezeichnung „Börſe“ nicht nur die Verſammlung ſelbſt, ſondern auch das Lokal, in dem ſie abgehalten wurde. In Deutſchland galt ſchon im 16. Jahrhundert Hamburg als ein bedeutender Börſenplatz; in den

größeren Städten des Binnenlandes aber, wie namentlich in Frankfurt a. M., Leipzig und Berlin, entwickelte

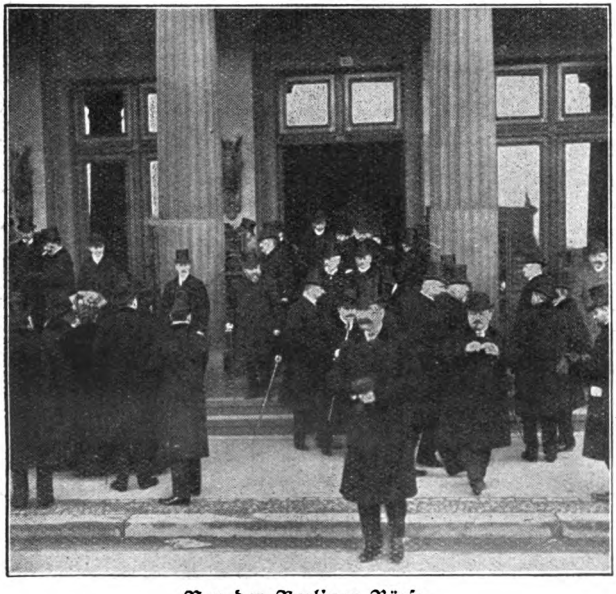


Die Börse in Leer; die älteste Börse Deutschlands.

sich die Börse erst im Laufe des 18. Jahrhunderts zu erheblicher Bedeutung.

Während ursprünglich nur der reine Warenhandel Gegenstand des Börsenverkehrs gewesen war, bildete sich daneben allmählich auch das Geschäft in Wechseln

zu immer größerer Ausdehnung aus. Während des 17. Jahrhunderts begann an einigen Welthandelsplätzen, wie in London und Amsterdam, auch ein Verkehr in zinsbringenden Wertpapieren. Erst die großartige Ausdehnung des modernen Aktienwesens aber und das stetig gesteigerte Kreditbedürfnis fast



Vor der Berliner Börse.

aller Staaten führten nach und nach dahin, daß der Umsatz in Wertpapieren wenigstens an den eigentlichen Welthandelsstätten alle anderen Zweige des Börsengeschäfts an Wichtigkeit weit überholte.

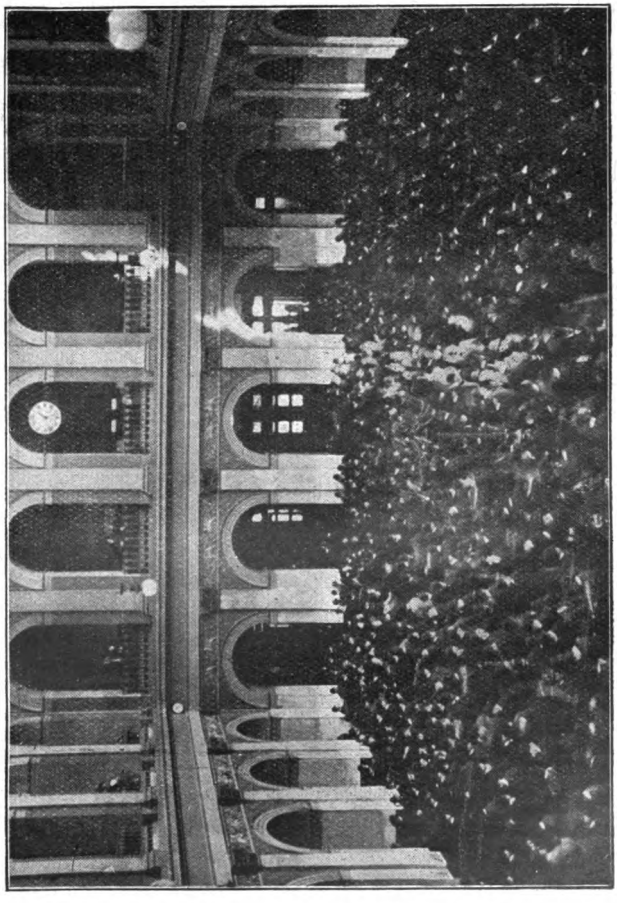
Wenn wir heute kurzweg von der Börse reden, so denken wir dabei fast immer nur an die Effektenbörse. Und diese ist in der Tat zu einem Barometer geworden,

an dem sich selbst die geringfügigsten Schwankungen im finanziellen, volkswirtschaftlichen und politischen Leben der Völker ohne weiteres ablesen lassen. Mit vollstem Recht betrachten wir sie als einen besonders wichtigen Faktor des öffentlichen Lebens.

Gleichen Schritt mit dieser ungeheuren Entwicklung des Börsenverkehrs mußte natürlich auch die äußere Gestaltung der Stätten halten, an denen er sich vollzieht. Während für die Börsenversammlungen des Mittelalters gewöhnlich die Rathäuser und Kaufhäuser neben ihren sonstigen Zwecken genügten, begann man im 16. Jahrhundert eigene Börsengebäude zu errichten. Wohl als eines der ältesten ist das im Jahre 1531 in Antwerpen erbaute anzusehen. Die Londoner Börse (Royal Exchange) entstand in den Jahren 1564 bis 1570. Für die älteste Börse in Deutschland gilt die des Städtchens Leer im heutigen preußischen Regierungsbezirk Aurich zwischen der Ems und der unterhalb der Stadt in die Ems einmündenden Leda. Die aus dem Jahre 1500 stammende Harderwykenburg und die Hanenburg aus dem 17. Jahrhundert geben neben diesem noch erhaltenen Börsengebäude Zeugnis von dem ehrwürdigen Alter und der einstigen Bedeutung des Platzes, der übrigens noch heute einen lebhaften Großhandel in Getreide und Kolonialwaren betreibt und als Sitz eines Hauptzoll-, Hafen- und Seemannsamtes Anspruch auf eine gewisse kommerzielle Bedeutung erheben darf.

Unter den übrigen deutschen Börsen war die alte Börse zu Frankfurt a. M. eine der ersten bedeutenderen. Das Gebäude der Berliner Börse wurde 1859 bis 1864 mit einem Kostenaufwande von über zwei Millionen Mark von Hitzig errichtet und galt lange Zeit für das größte und vollkommenste seiner Art. Es ist be-

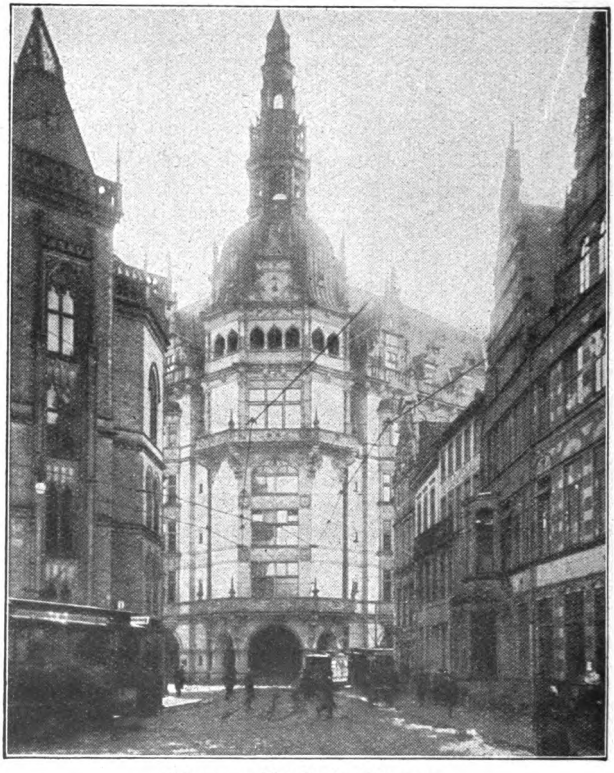
merkenswert durch den riesigen, 69 Meter langen, 27 Meter breiten und 20 Meter hohen Börsensaal,



Börse in Hamburg.

der durch zwei Arkaden in drei gesonderte Abteilungen geschieden ist. Zwei von ihnen dienen den Zwecken

des Fondshandels, während die dritte der Produktenbörse vorbehalten ist. In den Jahren 1880 bis 1883



Baumwollbörse in Bremen.

wurde der Bau einer beträchtlichen Erweiterung unterzogen und namentlich mit einer Fülle zweckmäßiger Nebenräumlichkeiten versehen.

Bescheidener und enger in ihren äußeren Formen, aber darum sicherlich nicht weniger Respekt einflößend,

iſt die in den Jahren 1837 bis 1841 von Wimmel und Forsmann erbaute Hamburger Börſe, die nur wenig

Die Börſe in Amſterdam.

mehr als eine Million Mark koſtete, und die nach dem alten Brauch den geſamten Verkehr in einen einzigen Raum zuſammenfaßt. Schon durch die Zuſammenſetzung des Publikums unterſcheidet ſich dieſer Verkehr recht merklich von dem an der Berliner und anderen

binnenländischen Börsen. Der Bedeutung Hamburgs als des bedeutendsten Seehandelsplatzes Deutschlands entsprechend, spielt der eigentliche Warenhandel hier eben noch eine ausschlaggebende Rolle, und die Interessen der Schiffahrt bedingen ebenfalls ihre ständige Vertretung an der Börse. Die charakteristischen Gestalten der Hamburger Großkaufleute und Schiffsreeder, die vielfach schon durch ihre äußere Erscheinung als Nachkommen des alten hansischen Patriziertums gekennzeichnet sind, geben dem Hamburger Börsenleben ein ganz besonderes Gepräge, abgesehen davon, daß dort nach altem Herkommen auch die Rechtsanwälte, die Vertreter der großen Versicherungsgesellschaften, die Häusermakler und andere mit der Handelswelt nur mittelbar in Verbindung stehende Persönlichkeiten zu den regelmäßigen Börsenbesuchern gehören.

Ganz ähnlich ist begreiflicherweise das Bild, das sich uns an der Bremer Börse bietet. Sie wurde in den Jahren 1861 bis 1864 von H. Müller in gotischem Stil erbaut und von Janssen und Fitger, der bekanntlich ein ebenso tüchtiger Künstler wie hochbegabter Dichter war, mit Gemälden geschmückt. Auch in Bremen steht der Warenhandel noch obenan. Ist doch Bremen nicht nur seit langem der erste Tabakmarkt der Welt, sondern auch, abgesehen von dem Hauptausfuhrhafen Rangun, der erste Welthandelsplatz für Reis, seitdem es ihm gelungen ist, Liverpool von diesem so lange behaupteten Platze zu verdrängen. Als Einfuhrplatz für Baumwolle wird es zwar zurzeit von dem genannten englischen Hafen noch übertroffen, behauptet aber nach ihm den unbestritten ersten Rang. Zeugnis dafür ist die im Jahre 1902 von dem Architekten Poppe erbaute prächtige Baumwollbörse, für die ein eigenes Haus zum unabweisbaren Bedürfnis geworden war.

Unter die bedeutendſten Effektenbörſen des Auslandes kann die von Amſterdam gerechnet werden, während der übrige Tranſithandel dieſes Platzes dem von Rotterdam nachſteht. Schon im 17. Jahrhundert erfreute ſich Amſterdam eines Börſengebäudes,

Die Diamantenbörſe in Amſterdam.

das in den Jahren 1608 bis 1613 erbaut worden war und bis 1837 ſeiner Beſtimmung diente. Damals wurde ein anderes jenſeits des Dam errichtet. Aber auch dies genügte bald nicht mehr, ſo daß in den Jahren 1899 bis 1903 nach den Plänen von H. P. Berlage die jetzige Amſterdamer Börſe entſtand. Zu ſeiner einſtigen Bedeutung hat ſich der Amſterdamer

Handel noch nicht wieder emporzuſchwingen vermocht, obwohl man es, nach einer langen Periode des Niederganges, während der letzten vierzig Jahre an energiſchen und zielbewußten Anſtrengungen nicht hat

Die Börſe in Brüſſel.

fehlen laſſen, das verlorene Terrain zurückzugewinnen. Unbeſtritten an erſter Stelle aber ſteht Amſterdam dank ſeiner großartig betriebenen Schleifereien, die mehr als zwölftauſend Arbeiter beſchäftigen, als Handelsplatz für Diamanten. Den Zwecken des Geſchäftsverkehrs in dieſem überaus koſtbaren Artikel dient ein beſonderer Börſenraum, der an Eigenart wohl ſchwerlich ſeinesgleichen haben dürfte. Außer der bereits er-

wähnten Effektenbörse besteht übrigens in Amsterdam noch eine Getreide- und eine Winkelbörse, die sogenannte Effektensozietät.

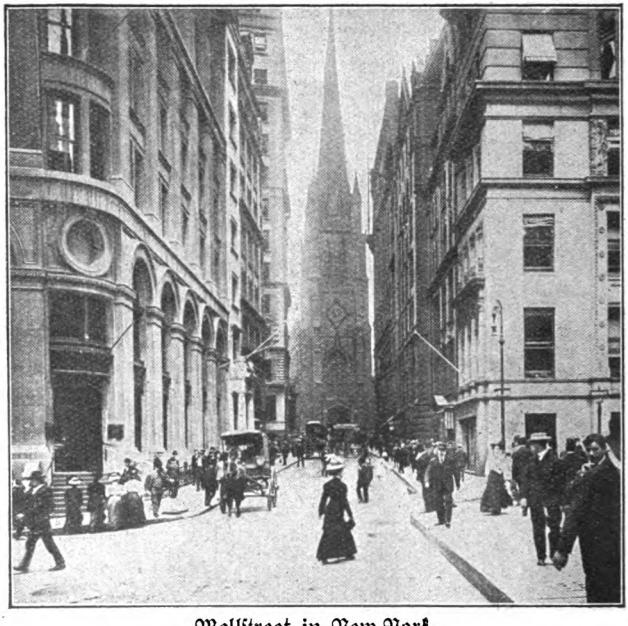
In seiner äußeren Erscheinung sicherlich eines der schönsten und imposantesten Börsengebäude ist das der belgischen Hauptstadt. In den Jahren 1868 bis 1873 von L. Suys dem Jüngeren aufgeführt, darf es mit Fug als ein sehr bemerkenswertes Denkmal moderner

Die Börse in Mailand.

niederländischer Baukunst betrachtet werden. Von Bedeutung ist die Brüsseler Börse indessen lediglich für den Effektenhandel, dessen Lebhaftigkeit durch die große Zahl der vorhandenen Bankinstitute, Eisenbahn-,

Versicherungs-, Handels- und Bergwerksgesellschaften erklärt wird.

Die italienischen Handelstädte besaßen in weiter zurückliegenden Jahrhunderten ausreichende Anlagen für den Börsenverkehr in ihren Säulenhallen und



Wallstreet in New York.

Plätzen; seit langem aber können auch sie der eigenen Börsengebäude nicht mehr entraten. Eines der am reichsten ausgestatteten ist das Mailänder, das im Jahre 1901 vollendet wurde. Der Börsenverkehr beschränkt sich fast ganz auf den Handel in Effekten, unterstützt durch das Vorhandensein von Hauptstellen aller italienischen Notenbanken und von zahlreichen privaten Bankinstituten.

Von ausschlaggebender Bedeutung für den Geldmarkt der ganzen Erde pflegen die Vorgänge zu sein, die sich Tag für Tag in einer verhältnismäßig engen New Yorker Straße vollziehen. Der Terminhandel, der an der New Yorker Börse oder, wie man gemeinhin sagt: in „Wallstreet" betrieben wird, hat ja seinesgleichen nirgends in der Welt. Auch sonst übertrifft das New Yorker Finanzgeschäft in bezug auf die Größe der umgesetzten Summen bei weitem das jedes anderen Platzes. Dienen doch weit über hundert Staats-, National- und Sparbanken dem Geldverkehr, und werden im Clearinghouse doch täglich mehr als hundert Millionen Dollar übertragen.

Das gesamte Finanzgeschäft ist, wenn auch nicht gerade auf einen einzigen Punkt, so doch auf einige wenige Straßen konzentriert. Die im italienischen Renaissancestil erbaute Produktenbörse und die Petroleumbörse stehen an der Battery, die Fondsbörse an Broadstreet, das Schatzamt und das Hauptzollamt aber in Wallstreet, überragt von dem 86 Meter hohen gotischen Turm der Dreieinigkeitskirche, die Upjohn in den Jahren 1839 bis 1846 erbaute.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein berüchtigtes Duell. — Am 12. Februar 1729 morgens wurde Graf Armand v. Pelterelle in dem Schlafzimmer seines in der Nähe von Paris gelegenen Schlosses Horbistal tot aufgefunden. In demselben Gemach war ein halbes Jahr vorher die Gemahlin des Grafen ebenfalls gegen Morgen urplötzlich verschieden, ohne daß man die Todesursache festzustellen vermochte. Als jetzt ihr Gatte unter den gleichen geheimnisvollen Umständen verstarb, wurden Gerüchte laut, beider Tod sei auf verbrecherische Weise herbeigeführt worden.

König Ludwig XV. von Frankreich ließ daraufhin eine strenge Untersuchung durch den zu jener Zeit sehr berühmten Richter Lanteste einleiten. Der allgemeine Verdacht lenkte sich auf einen entfernten Verwandten des Grafen, den Baron v. Longreville, der aus einer verarmten Familie stammte, als Spieler und Raufbold früher in sehr schlechtem Rufe gestanden und erst in letzter Zeit seinen Lebenswandel etwas gebessert hatte. Der Baron weilte, und dieser Umstand belastete ihn hauptsächlich, auffallenderweise beide Male zu kurzem Besuch auf Schloß Horbistal, als den Grafen und die Gräfin in einem Zeitraum von sechs Monaten der Tod ereilte.

Die gegen ihn angestrengte Untersuchung hatte jedoch keinerlei Erfolg. Es wurde durch die Zeugenaussagen der langjährigen Bedienten der gräflichen Familie einwandfrei festgestellt, daß der junge Baron, nebenbei ein außergewöhnlich schöner Mann, sich in keiner Weise während seiner Anwesenheit auf Schloß Horbistal auffällig benommen hatte, und da auch die Sektion der beiden Leichen ergebnislos blieb, mußte das Verfahren gegen Longreville aus Mangel an Beweisen eingestellt werden.

Trotzdem wollte sich die öffentliche Meinung nicht beschwichtigen lassen. Die Stimme des Volkes bezeichnete den Baron nach wie vor als Mörder, und wo er sich in Paris nur sehen ließ, bildete er die Zielscheibe unzweideutiger Bemerkungen, bis er eines Tages einige seiner alten Freunde, die jetzt jede Bekanntschaft mit ihm verleugneten, zum Duell herausforderte. Diese Zweikämpfe, im ganzen waren es fünf, wurden entgegen den damaligen Gebräuchen, die den Stoßdegen als die Kavalierwaffe vorschrieben, mit Pistolen ausgefochten, und zwar auf Verlangen des Forderers, des Barons v. Longreville. Bei diesen Zweikämpfen tötete er zwei seiner Gegner und verwundete die anderen schwer, ohne selbst auch nur einen Streifschuß zu erhalten.

Diesen Ausgang des Massenduells — sämtliche Zweikämpfe fanden an demselben Vormittag statt — nahm das Volk als ein Gottesurteil auf. Der Baron müsse unschuldig sein, da er so vollkommen unbeschädigt den Kugeln seiner Widersacher entgangen sei. Der König zog sogar den jungen Mann an seinen Hof und stellte ihn als Offizier in seiner Leibwache an.

Als Erbin des großen Pelterelleschen Besitzes war die einzige Tochter Etienne des gräflichen Paares, ein junges Mädchen von entzückendem Liebreiz, zurückgeblieben. Ein Jahr nach dem Tode ihrer Eltern nahm ihre Tante sie aus dem Kloster, in dem sie erzogen worden war, und führte sie bei Hofe ein, wo die schöne Etienne bald zur Hofdame der Gemahlin Ludwigs XV. ernannt wurde. Der König fand großes Gefallen an der jungen Gräfin, und zwar so großes, daß sie ihn verschiedentlich sehr nachdrücklich zurückweisen mußte, was zur Folge hatte, daß Ludwigs Leidenschaft sich in finsteren Haß verwandelte.

Um diese Zeit tauchte in Paris ein italienischer Edelmann, der Herzog Gisbert von Treveso, auf, der sich gleich beim ersten Zusammentreffen sterblich in die schöne Hofdame der Königin verliebte. Auch Etienne war der stattliche Herzog bald nicht mehr gleichgültig, und da die Königin Maria diese Herzensneigung offensichtlich begünstigte, sprach man bei Hofe schon allgemein von einer demnächst bevorstehenden Verlobung des

an Reichtum, Herkunft und Äußerem so gut füreinander passendes Paares.

Plötzlich trat aber ein neuer Bewerber um die Hand der reichen Erbin auf — ihr Vetter, der Baron v. Longreville. Dieser suchte, da Etienne ihm ihre Abneigung sehr deutlich zu erkennen gab, in heimtückischer Weise seinen bevorzugten Nebenbuhler, den Herzog, bei ihr zu verleumden, hatte hiermit aber wenig Erfolg. Trotzdem stellte er seine hinterlistigen Angriffe gegen den italienischen Edelmann nicht ein, sondern versuchte ihn auf jede nur denkbare Weise in Paris unmöglich zu machen. Eines Nachts wurde der Herzog dann in einer dunklen Gasse von drei Vermummten überfallen und entrann nur durch das zufällige Auftauchen eines Wächtertrupps den Dolchen der Meuchelmörder, die festgenommen wurden, jedoch später auf unerklärliche Weise aus dem Gefängnis entkamen. Nach diesen Ereignissen erzählte man sich überall, und dies nicht nur in den dem Königshause nahestehenden Kreisen, daß kein anderer als Ludwig XV. selbst bei dem Überfall und der nachherigen Befreiung der Attentäter seine Hand im Spiel gehabt habe. Diese Gerüchte kamen natürlich auch den Nächstbeteiligten zu Ohren, worauf der italienische Edelmann der Sache dadurch ein schnelles Ende bereiten wollte, daß er sich mit Etienne öffentlich verlobte.

Die Verlobungsfeier fand im Palaste der Gräfin Monzelle, der Tante Etiennes, unter größter Prachtentfaltung statt. Auch der König erschien dazu und überreichte der jungen Braut ein Diamantgeschmeide als Geschenk. Am nächsten Tage veranstaltete Ludwig XV. ihr zu Ehren sogar ein großes Reiterfest, und bei dieser Gelegenheit wußte der Baron v. Longreville den Herzog derart zu provozieren, daß dieser ihm seine Sekundanten schicken mußte.

Als Ort für den Zweikampf wurde ein dichtes Gehölz in der Nähe von Paris bestimmt. Der Baron hatte wiederum darauf bestanden, daß das Duell mit Pistolen ausgefochten würde, und weiter war verabredet worden, daß die beiden Gegner gleichzeitig aufeinander feuern sollten. Der Herzog, ein vorzüglicher Schütze, sah dem Ausgange des Zweikampfes

um so hoffnungsfroher entgegen, als er das gute Recht auf seiner Seite wußte.

Zur festgesetzten Stunde trafen sich die Parteien in dem kleinen Wäldchen. Longrevilles Sekundanten wußten es so einzurichten, daß der Italiener neben ein undurchdringliches Gebüsch gestellt wurde. Auf das Kommando knallten zwei Schüsse. Beide Gegner sanken um. Der Baron hatte einen Streifschuß an der rechten Schulter, der jedoch nicht lebensgefährlich war. Dem Herzog dagegen war eine Kugel mitten durch das Herz gegangen.

Etienne Pelterelle, untröstlich über den Verlust des Geliebten, zog sich nach dessen Beerdigung vorläufig in dasselbe Kloster zurück, wo sie ihre Jugendjahre verlebt hatte. Trotzdem wollte ihr Vetter Longreville die Hoffnung, sie für sich zu erringen, noch nicht aufgeben. Er schrieb ihr heuchlerische Briefe, in denen er sein tiefes Bedauern darüber aussprach, daß seine Kugel eine so verhängnisvolle, von ihm selbst nicht beabsichtigte Richtung genommen hätte. Etienne würdigte ihn keiner Antwort, veranlaßte vielmehr den Pariser Arzt Dr. Ouchanelle, den Leichnam des Herzogs, der in einer Gruft beigesetzt war, genau zu untersuchen, die tödliche Kugel aus der Brust herauszunehmen und sie ihr als schmerzlichstes Andenken an den Verlobten zuzusenden. Ouchanelle tat, was von ihm verlangt wurde, und als er das verderbliche Bleigeschoß, welches nur ein wenig plattgedrückt war, in der Hand hielt, erstaunte er nicht wenig, da es ihm eine für eine Pistolenkugel ganz außergewöhnliche Größe zu haben schien.

Nachdem er sich die Sache noch einen halben Tag hatte durch den Kopf gehen lassen, begab er sich zu dem ihm befreundeten Richter Lanteste und zeigte diesem die Kugel. Lanteste wollte es gar nicht glauben, daß das Geschoß wirklich aus der Brust des Herzogs von Treveso herausgeschnitten worden sei. Als der Arzt ihm dies jedoch nochmals hoch und heilig versicherte, wurde er sehr ernst und bat Ouchanelle, von der ganzen Angelegenheit vorläufig niemand etwas mitzuteilen.

Am 14. Mai 1732 wurde der Baron v. Longreville urplötzlich unter der Beschuldigung verhaftet, den Tod des Herzogs von

Treveso auf hinterlistige Weise veranlaßt zu haben. Der Richter Lanteste hatte nämlich festgestellt, daß die für den italienischen Edelmann so verhängnisvolle Bleikugel nicht aus der von dem Baron bei jenem Duell benützten Pistole abgefeuert sein konnte, vielmehr aus einer der damals gerade eingeführten verbesserten Steinschloßflinten mit sechzehneckigem Lauf, wie die Kanten an dem Geschoß noch deutlich zeigten. Ferner hatte, was Duchanelle ebenfalls aufgefallen war, der Schußkanal in der Brust des Herzogs eine so schräge Richtung, daß die Kugel unmöglich von vorne, sondern vielmehr von seitwärts eingedrungen sein mußte. Hieraus ließ sich aber nur der eine Schluß ziehen, daß bei dem Duell nicht Longreville selbst, sondern ein in der Nähe versteckter Meuchelmörder den tödlichen Schuß aus seiner Flinte abgegeben habe.

Die Kunde von dieser sensationellen Verhaftung verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch ganz Paris. Als Ludwig XV. davon erfuhr, ließ er sofort den Richter Lanteste, der die Verhaftung befohlen hatte, zu sich rufen und verlangte von ihm die gegen den Baron sprechenden Verdachtsgründe zu hören. Lanteste trug das von ihm gesammelte Belastungsmaterial im Zusammenhange vor, wurde aber von Ludwig sehr ungnädig mit dem Befehl fortgeschickt, Longreville solle sofort wieder freigelassen werden.

Inzwischen aber hatten die Pariser alle jene Einzelheiten erfahren, die zu der Festnahme des Barons geführt hatten, und jedermann billigte aus vollem Herzen das energische Vorgehen des Richters, dessen Gerechtigkeitsgefühl selbst vor einem Günstling und Vertrauten des Herrschers nicht halt machte. Unter diesen Umständen mußte die Freilassung des unter so schwerem Verdacht Stehenden viel böses Blut erregen, zumal der König bei der Bevölkerung der Hauptstadt infolge seiner Verschwendungssucht und seines zügellosen Lebenswandels sehr wenig beliebt war. In den Straßen rotteten sich die Leute zusammen und erörterten mit wenig schmeichelhaften Ausdrücken diese neuesten Geschehnisse, aus denen nur zu klar hervorzugehen schien, daß Ludwig an der frevelhaften Duellkomödie irgendwie beteiligt sein mußte. Außerdem erinnerte man

sich jetzt auch wieder jener noch immer nicht aufgeklärten Flucht der drei Banditen, die seinerzeit den Herzog von Treveso nachts überfallen hatten, und denen der König wahrscheinlich ebenfalls bei ihrem Entkommen behilflich gewesen war.

Diese allgemeine Empörung über die Willkür des Monarchen nahm bald so ernste Formen an, daß die Minister bei Ludwig vorstellig wurden und ihm im eigenen Interesse dringend rieten, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. So kam es, daß der Baron abermals gefänglich eingezogen wurde.

Zunächst versuchte er alles abzuleugnen. Dann aber legte er ein umfassendes Geständnis ab. Danach war die ganze Duellkomödie von dem Baron und seinen beiden Sekundanten bis ins einzelne vorher genau vorbereitet worden. Ein gewisser Dastorel, ein Soldat der königlichen Leibgarde, bekannt als vorzüglicher Gewehrschütze, wurde in jenem Gebüsch versteckt, neben dem man dem Herzog seinen Standort anwies. Die Sekundanten des Italieners aber, die dem Brauche gemäß in der Nähe des Gegners, des Barons also, Aufstellung nehmen und diesen beobachten mußten, konnten nur hinter zwei ziemlich weit entfernten Eichen Posto fassen, von wo sie in der nebeligen Morgenluft die Vorgänge auf der anderen Seite des Kampfplatzes nicht genau zu überschauen vermochten. Das Kommando zum Feuern gab einer der Sekundanten Longrevilles ab, die wieder umgekehrt in der Nähe des Herzogs in Deckung standen. Auf das verabredete Zeichen feuerten nicht nur die beiden Gegner ihre Pistolen, sondern gleichzeitig auch der in dem Gebüsch versteckte Dastorel seine Flinte ab, und das Echo der drei nur um Bruchteile von Sekunden aufeinander folgenden Schüsse vermischte sich in der Waldlichtung derart, daß die Sekundanten des Herzogs keinerlei Argwohn schöpften.

Als diese Vorgänge zu Protokoll gebracht waren, wurde der Baron weiter gefragt, ob er sich auch schuldig bekenne, damals jenen Überfall auf den Herzog ins Werk gesetzt zu haben. Aus Furcht vor der Folter gab Longreville dies ohne Zögern zu. Er trug schon wieder ein sehr freches Benehmen zur Schau, sicherlich in der Hoffnung, der König würde seine Hinrichtung nicht zulassen, da er dessen Mitwisserschaft bei diesen Schand-

taten schlauerweise verschwiegen hatte. Als nun aber der Richter auch noch auf den Tod des Grafen und der Gräfin Pelterelle überging und dieserhalb allerlei Fragen an Longreville richtete, erblaßte dieser immer mehr, und er gab zu Protokoll, daß er die Gräfin und den Grafen tatsächlich vergiftet habe, indem er ihnen abends vergiftete Süßigkeiten reichte, die erst nach Stunden, dann aber absolut tödlich wirkten. Gefragt, wer ihm das Gift geliefert habe, behauptete er, er habe es von einer seiner Reisen aus Venedig mitgebracht. Obgleich dies sehr unglaubwürdig erschien, drang man nicht weiter in ihn.

Einen Monat später fand die öffentliche Gerichtsverhandlung gegen den Baron, seine beiden Sekundanten und den Soldaten der Leibgarde Dastorel statt. Longreville und Dastorel wurden zum Tode durch das Rad, die Sekundanten zum Tode durch den Strang verurteilt. Am Nachmittag des Verhandlungstages, als Longreville eben in seine Zelle zurückgeführt worden war und seine Mahlzeit eingenommen hatte, verfiel er in Krämpfe und starb kurz darauf. Die Volksstimme beschuldigte Ludwig, den ihm unbequemen Mitwisser so vieler gefährlicher Geheimnisse auf diese Weise beseitigt zu haben. Die Hinrichtung der drei anderen Verurteilten fand auf Befehl des Königs schon am nächsten Morgen statt, eine Beschleunigung der Urteilsvollstreckung, die in den Annalen der Justiz nur höchst selten vorgekommen ist. In diesem Falle dürfte sie ebenfalls nur den Zweck gehabt haben, den Mund der Vertrauten Longrevilles möglichst schnell für alle Zeiten stumm zu machen.

Etienne Pelterelle nahm den Schleier und starb 1773 als Oberin des Klosters in Amiens. W. K.

Der Einfluß des Geburtstags auf den Menschen. — Schon zu allen Zeiten hat man sich damit befaßt, Charakter und Zukunft des Menschen mit dem Tage, Monat und Jahr seiner Geburt in Verbindung zu bringen.

Mit den einzelnen Wochentagen bringt man folgende Charaktereigenschaften in Zusammenhang:

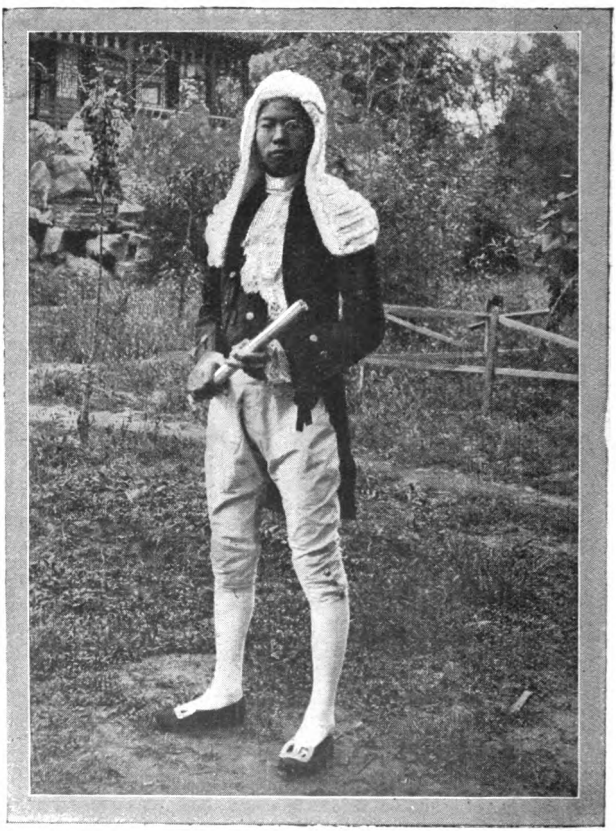
Ein Montagskind ist hübsch und fein,
Ein Dienstagskind wird liebenswürdig sein,

Ein Mittwochskind hat Weh und Leid,
Ein Donnerstagskind kommt in die Ferne weit,
Ein Freitagskind hat ein großmütig Herz und eine offne Hand,
Ein Sonnabendkind stets Arbeit und Mühe fand,
Aber ein Kind, das am Sonntag das Licht der Welt erblickt,
Ist schön und gut und mit einem edlen Herzen beglückt.

Neben den Wochentagen spielt auch der Geburtsmonat eine große Rolle, wie man in Traumbüchern und ähnlichen Schriften feststellen kann, und es sollen hier die mit dem Geburtsmonat verbundenen Eigenschaften nach einem im Jahre 1428 erschienenen Kalender wiedergegeben werden. Danach verlieren die Januarkinder „gern ihre natürliche Farb und sein kalter Natur". Februarkinder, „die werden gern arm und notig". Das im März geborene Kind, „daz wird snell und grewlich und vorchtsam, daz die leut ser fürhten und geyczig". Nicht besser steht es mit dem Aprilkind, „daz pleibt gern unstet an dem synne". Gute Eigenschaften besitzt das Maikind, „daz wirt einfeltig, demütig und rein". Noch glückbringender ist der Juni, denn das Kind wird „günstig, liplich, frolich und gibt den leuten freud". Das Julikind, „daz fleuht alweg vnrecht". Auch der August ist kein übler Monat, denn das Kind wird „selten wahrhafft und einfeltig". Vom Septemberkind heißt es: „daz wirt mäßig an allen Dingen und ein rechter richter". Nicht zu empfehlen ist der Oktober, denn das arme Kind wird „cleffig (geschwätzig), lügenhaftig und gewynnt eine böse Zungen". Das Novemberkind „wirt ein besichtiger schüez oder ein weiser Arzt und wirt den leuten nütz". Das im letzten Monat, im Dezember, geborene Kind, „daz wirt stark und siecht selten, oder gewaltig". K. K.

Chinesische Universitäten. — Wie beim Militärwesen so ist China jetzt auch beim Unterrichtswesen bemüht, Reformen nach europäischem Muster einzuführen. Nicht nur werden neue Lehrpläne für die Elementar- und Mittelschulen aufgestellt, sondern auch für das höhere Unterrichtswesen wird durch die Gründung von Universitäten Sorge getragen.

So beſteht jetzt in Peking die Reichsuniverſität, an der ſiebenunddreißig Profeſſoren lehren, darunter ſieben deutſche,



Der Sprecher des Debattierklubs der Univerſität Pautingfu.

die über Geologie, Chemie, Mineralogie und Ingenieurwiſſenſchaften Vorleſungen halten. Andere gutbeſuchte Univerſitäten befinden ſich in Hſiku bei Tientſin und in Pautingfu, der Hauptſtadt der Provinz Tſchili. Pautingfu liegt 150 Kilometer ſüd-

westlich von Peking an der Eisenbahnlinie Peking—Hankau. Im Jahre 1900 war die Stadt wegen der Boxerunruhen längere Zeit von den deutschen Truppen besetzt.

Da die Studenten zum Teil aus sehr entfernten Gegenden des weiten Reiches stammen, so ist die Universität als Internat eingerichtet. Sie besitzt daher außer den Lehrräumen, einer Bibliothek und Lesehalle auch Wohn- und Schlafräume für die Studenten, ein Krankenhaus, eine Apotheke, eine Badeanstalt, Gärten und Turnplätze.

Neben den Turnstunden und Bewegungsspielen, wie Fußball und Wettlaufen, werden auch militärische Übungen abgehalten, an denen alle Studenten teilnehmen müssen.

Unerläßliche Bedingung für den Besuch der Universität in Pautingfu ist eine genügende Kenntnis der englischen Sprache. Während der Studienzeit muß dann noch jeder Student nach eigener Wahl Deutsch, Französisch oder Russisch treiben.

Verbindungen existieren allerdings nicht, wohl aber Vereine. So besteht an der Universität von Pautingfu ein akademischer Debattierklub, in dem politische und wissenschaftliche Angelegenheiten erörtert werden. Die Verhandlungen werden nach dem Muster des englischen Unterhauses geführt. Wie dort, so steht auch in dem Debattierklub an der Spitze der Sprecher, der den Mitgliedern das Wort erteilt oder entzieht und überhaupt als Vorsitzender die Verhandlungen leitet. Während der Sitzungen trägt er sogar die Tracht des englischen Sprechers, nämlich Allongeperücke, Westenrock mit Brusttrause, Kniehose, lange Strümpfe und Schnallenschuhe.

Den Hauptteil der Kosten zur Unterhaltung der Universität bestreitet die Provinz Tschili. Außerdem leistet noch für jeden auswärtigen Studenten seine Heimatsprovinz einen Zuschuß. Th. S.

Cavour und die Maske. — Von der Hand Cavours, des Begründers der italienischen Einheit, wird ein kleines Billett mit dem Datum des 18. Februar 1860 in der „Revista d'Italia" zum ersten Male veröffentlicht. Das merkwürdige Schriftstück, das bisher unbekannt geblieben war, hat eine romantische Vorgeschichte.

Am 17. Februar 1860 wohnte Cavour auf eine halbe Stunde dem Maskenball in der Mailänder Skala bei. In dem Augenblick, als er sich in die Loge des Gouverneurs Massimo d'Anzeglio begeben wollte, traten ihm zwei Damen in Dominos entgegen.

„Du amüsierst dich hier," sagte vorwurfsvoll die eine Maske, „und denkst nicht daran, daß noch italienisches Land unter fremder Tyrannei schmachtet?"

Cavour war über dies ungewöhnliche Ballgespräch nicht wenig verblüfft und fand keine Antwort.

Die fremde Unbekannte fuhr fort: „Ich bin eine Venezianerin und will dich an mein Vaterland mahnen. Welches Wort des Trostes darf ich meinen Mitbürgern von dir bringen?"

Cavour antwortete mit einer höflichen Verbeugung und wollte sich entfernen, aber die Maske ließ sich nicht abweisen und bestand darauf, von dem Staatsmanne ein Zeichen zu erhalten, das sie in Venedig als Beweis eines ernsten Versprechens vorweisen könne.

Schließlich sagte Cavour: „Sei morgen genau um Mitternacht auf dem Hofball, und ich werde dich in der Mitte des Karyatidensaales erwarten."

Als Erkennungszeichen gab er der Fremden die Hälfte seines Eintrittsbilletts zum Hofball, während er selbst die andere Hälfte sorgsam in seiner Brieftasche barg.

Unter den fünfhundert Damen, die am nächsten Tage zum Hofball geladen waren, befand sich auch die Venezianerin Marianna Goretti Gargnani, eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit.

Es schlug zwölf, und Cavour stellte sich der Verabredung getreu in die Mitte des Saales. Sofort trat die schöne Venezianerin an den Minister heran und überreichte ihm schweigend die Hälfte des Eintrittsbilletts.

Cavour verbeugte sich lächelnd und gab ihr ein kleines Blatt Papier, auf dem folgende Worte geschrieben standen: „C. Cavour empfiehlt seiner schönen Freundin vom Maskenball des 17. Februar Standhaftigkeit und Glauben (costanza e fede)."

Wenige Tage später waren die Worte „costanza e fede“ der Wahlspruch aller Venezianer, und das Wort ging von Mund zu Munde. Das kleine Blatt Papier aber, durch das Cavour den Venezianern Mut und Vertrauen einzuflößen wußte, ist noch heute erhalten. O. v. B.

Der Mann mit den elf Frauen. — Die Gerichte von Bristol beschäftigten sich kürzlich mit einem Londoner Schneider, Lionel Marburry, von dem man festgestellt hat, daß er nicht weniger als elf Frauen hatte, die er alle in vorschriftsmäßiger Form heiratete und dann wieder verließ. Den Juristen und auch den hinzugezogenen Psychiatern und Ärzten ist Lionel Marburry ein vollkommenes Rätsel, widersprechen doch sein Wesen und Auftreten und vor allem die Umstände seiner Verfehlungen all den Begleiterscheinungen, die man sonst bei den Taten berufsmäßiger Heiratschwindler beobachtet.

Lionel Marburry, der im Laufe seines wechselvollen Lebens alle fünf Weltteile gesehen hat, begann seine Laufbahn als Gatte im Jahre 1892 in London, wo er damals als Schneider arbeitete. Er lebte mit seiner Frau in völliger Harmonie jahrelang, als er plötzlich ohne Grund und Notwendigkeit verschwand. In Rom tauchte er wieder auf, lernte dort eine junge Dame kennen, die ihm gefiel, hielt um ihre Hand an und heiratete sie. Auch in der ewigen Stadt zeigte sich Marburry als arbeitsamer, ruhiger Mensch, der keine persönlichen Ansprüche oder Leidenschaften hatte und von dem Ertrag seiner Arbeit ruhig und bescheiden lebte. Nach zwei Jahren verschwand er wiederum und reiste nach Kalkutta, wo sich die Ereignisse wiederholten; er heiratete, lebte zwei Jahre ruhig und solid und verschwand. Dabei hat er niemals das Eigentum seiner Frauen angetastet, mit denen er in der Zeit seiner Ehen stets friedlich und harmonisch zusammen lebte. Auf diese Weise hat Lionel Marburry allmählich nicht weniger als elf Frauen, und zwar in London, Rom, Kalkutta, Tokio, Mexiko, Roubaix, Granada, Lissabon, New York und jetzt vor kurzem endlich in Bristol, geheiratet. Die Ärzte vermögen sich über den merkwürdigen Fall nicht zu einigen. Als man ihm die Frage vorlegte, ob er denn alle die Frauen, die er geheiratet hatte,

auch geliebt habe, erwiderte er: „Ich bin wohl gezwungen, das anzunehmen," und als man ihn weiter fragte, wie er als ein vermögensloser Mensch so viele Frauen mit seinem Leben verbinden könne, meinte er: „Ich hörte nicht auf, mir selbst diese Frage vorzulegen." Er vermag die Namen der geheirateten elf Frauen genau anzugeben, erinnert sich noch ihrer Gesichtszüge, aber er hat vollständig vergessen, wann und warum er sie eigentlich geheiratet hat. O. v. B.

Künstliche Erdbeben. — Im Hinblick auf die furchtbaren Folgen der Erdbeben sieht sich jetzt die italienische Regierung veranlaßt, technische Versuche eigener Art zu machen, um festzustellen, wie groß die Gefahrzone für Häuser bei Erdbeben ist, und welche Häuser in Gegenden, die von Erdbeben bedroht sind, am besten benützt werden können. Da man aber die Erdbebensicherheit von Häusern und die Gefahrzone der Erdbeben für Häuser nur bei Erdbeben feststellen kann, und diese Naturerscheinungen weder gewünscht werden noch wünschenswert sind, so behilft sich die italienische Regierung bei ihren Versuchen mit sogenannten „künstlichen Erdbeben", das heißt mit einer Maschine, durch die die Erscheinungen eines Erdbebens und die Kräfte, die dabei auf die Häuser wirken, künstlich hervorgerufen werden.

Zur Wiederaufbauung von Messina hatte die italienische Regierung im Jahre 1909 einen Wettbewerb von erdbebensicheren Gebäuden ausgeschrieben. Dieser Wettbewerb hat bisher den Erfolg gehabt, daß sich eine bedeutende Anzahl von inländischen und ausländischen Ingenieuren durch Einreichen von Arbeiten an der Konkurrenz beteiligt haben. Zur Prüfung einzelner besonders beachtenswerter Objekte wird ein eigenartiger Apparat verwendet, der eine Erfindung des römischen Ingenieurs Carlo Brassi ist, und mit dem man die künstlichen Erdbeben hervorrufen kann.

Im Prinzip besteht der Apparat aus einer großen ebenen Fläche, auf der das erdbebensichere Gebäude als Versuchsbau aufgeführt wird. Durch eine von Elektromotoren gespeiste Maschine wird nun die ganze Fläche in erdbebenähnliche Schwankungen versetzt. Das Schwanken entspricht in seiner

Natur so ziemlich genau den Wirkungen der Erdschwankungen bei solchen Ereignissen. Auch einzelne eruptivartige Stöße können hervorgerufen werden.

Bisher bewährte sich die Konstruktion eines aus Eisenmaterial bestehenden Hauses eines deutschen Ingenieurs am besten. Durch die Anwendung geeigneter Hilfsmittel ist es ihm nämlich gelungen, in den einzelnen Räumen sogenannte „sichere Stellen" zu schaffen. Sollte nämlich das Gebäude bei übermäßiger Inanspruchnahme durch kombinierte Stöße und Schwankungen zusammenstürzen, so ist der Aufenthalt in den Zimmerecken vollständig ungefährlich, da sich die Konstruktionsteile nur so senken können, daß über jeder Ecke ein zeltartiges Schutzdach entsteht, dessen Grundfläche so breit ist, daß sich bequem drei Menschen darunter aufhalten können. Der Erfinder hat den maßgebenden Behörden seinen Apparat selbst vorgeführt und das Gebäude den stärksten Schwankungen ausgesetzt, nachdem er selbst in der Ecke eines Raumes Platz genommen hatte. Als der Zusammensturz des Hauses erfolgte, hielt man ihn schon für verunglückt. Aber nach Wegräumen der Trümmer entdeckte man mit Erstaunen, daß der Ingenieur unverletzt in seiner Ecke saß. O. v. B.

Der erste Flohzirkus. — J. Heinrich Degeller aus Schaffhausen in der Schweiz erließ im Jahre 1812 in den Stuttgarter Zeitungen folgende Anzeige: „Ich mache hiermit einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum die höflichste Anzeige, daß ich mit meinen Kunststücken hier angekommen bin und dieselbe in Privathäusern und Gesellschaften auf Verlangen vorzuzeigen die Ehre haben werde.

Das erste besteht in einem Karusselgebäude, worin vier goldene Wagen, ein jeder mit einer silbernen Figur beschwert; zwei von diesen Wagen sind mit zwei Flöhen, und die beiden andern jeder mit nur einem Floh bespannt, so daß das Ganze von diesen sechs Flöhen sehr regulär herumgetrieben wird.

Das zweite ist ein von Gold fein ausgearbeitetes Postkärrchen, worauf ein Postillon von Silber sitzt und ebenso von einem Floh, welcher mitten in der Gabel befestigt ist, sehr regulär hinweggezogen wird.

Das dritte: ein Ziehbrunnen von Silber, woran der Wassereimer an einer Kette befestigt ist, und von einem anderen Floh, welcher mit seinen Füßchen auf eine Walze tritt, mittels Räderwerk hinaufgezogen wird.

Das vierte: eine Tragbahre von Gold, worauf eine Figur von Silber steht, welche auf dem Kopf einen Globus von Gold hält, und von vier Flöhen sehr leicht hinweggetragen wird.

Das fünfte: eine vollständige Kanone von Silber, welche geladen, und von zwei Flöhen gezogen und dann durch zwei andere Flöhe abgefeuert werden wird.

Das sechste: ein vollständiger Munitionswagen, welcher mit Kugeln beladen ist, und auch von zwei Flöhen leicht hinweggezogen wird.

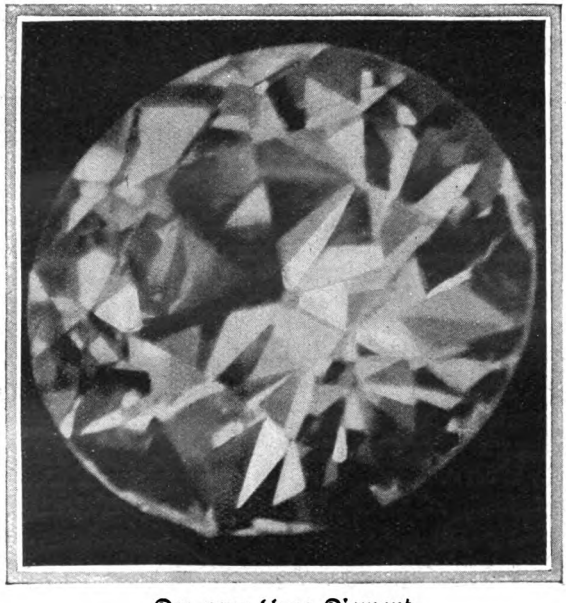
Da obige Gegenstände auf diese Art, wie ich die Ehre haben werde, sie vorzuzeigen, nur durch mich, in einigen bedeutenden Städten Teutschlands gezeigt wurden, und ich daher den Beifall vieler hohen Herrschaften und Kunstkenner eingeärndtet habe, so glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, auch hier allgemeinen Beifall zu erhalten."

Der Mann, der ein Meister in seinem Fach war, fand vielen Zuspruch. Und einer schönen Dame der Stuttgarter Hofgesellschaft soll auch ein interessantes Abenteuer mit dem Virtuosen der hüpfenden und saugenden Truppe passiert sein. Einer der ausübenden Künstler verschwand plötzlich, statt die Kanone abzufeuern, in den Falten des Halskragens der Holden. „Sie durfte ihn nicht knicken, und weg ihn jucken nicht", sondern sie flüchtete in ein Nebenzimmer, um nach einer Viertelstunde dem Meister errötend den Entsprungenen zwischen den rosigen Fingerspitzen zu überreichen. Aber — es war nicht der richtige! W. F.

Ein blauer Diamant aus Südafrika. — Unlängst hat man in einer südafrikanischen Diamantgrube einen Diamanten zutage gefördert, der zwar nicht zu den größten gehört, aber dafür durch eine herrliche blaue Farbe ausgezeichnet ist. Der Diamant ist ohne jeden Riß. Er ist in Amsterdam geschliffen worden und wiegt 15¾ Karat. Vergleichsweise sei angeführt, daß von den berühmten Diamanten der „Großmogul", der

ſich im perſiſchen Kronſchatz befindet, 280 Karat hat, der „Florentiner“, den der Kaiſer von Öſterreich beſitzt, 139,5, der „Kohinur“, der im engliſchen Kronſchatz aufbewahrt wird, 106 und der „Sancy“, deſſen Beſitzer der Kaiſer von Rußland iſt, 53 Karat wiegt.

Schöne blaue Diamanten ſind verhältnismäßig ſelten. Der



Der neue blaue Diamant.

neuerdings aufgefundene iſt etwas tiefer blau gefärbt als der vorderindiſche Saphir. Ein blauer Diamant von 67 Karat befand ſich unter Ludwig XIV. im franzöſiſchen Kronſchatz. Er wurde im Jahre 1792 geſtohlen und iſt ſeitdem verſchwunden. Doch wird anderſeits behauptet, daß dieſer Diamant geteilt worden iſt und beide Stücke neu geſchliffen wurden. Davon ſoll jetzt das größere Stück im Gewicht von 44½ Karat dem Amſterdamer Bankier Hope gehören, während das kleinere

Stück von dem letzten Herzog von Braunschweig erworben worden sein soll.

Einen blaßblauen Diamanten weist die bayrische Schatzkammer auf. Der neue blaue Diamant, der auf unserer Abbildung in mehr als doppelter Größe wiedergegeben ist, ist von einem Konsortium Londoner und Amsterdamer Diamanthändler angekauft worden und befindet sich augenblicklich in den Händen der Firma van Arcken u. Co., den Hofjuwelieren der Königin von Holland und des Königs von Siam. Man will den Diamanten indischen Fürsten zum Kauf anbieten. Th. S.

Schlangenhöhlen. — Von einer Schlangenhöhle erzählt schon Jules Verne in seiner „Reise um die Erde in achtzig Tagen". Die Schilderung, die der phantasiereiche Franzose von jener unheimlichen Grotte in Indien entwirft, in der unzählige Reptilien die kühnen Weltreisenden umzüngeln, hat, wie die meisten Einzelheiten der Verneschen Romane, einen tatsächlichen Hintergrund. Mehrfach hat man derartige Schlangenhöhlen entdeckt, so besonders in dem reptilienreichen Hinterindien und auf den Inseln des Malaiischen Archipels.

Dr. Carthaus berichtet von einer solchen Höhle folgendes: Bei dem Dorfe Lorogan, im östlichen Java, ungefähr zwanzig Kilometer von der Stadt Pasurnan entfernt, befindet sich eine Höhle, in der es buchstäblich von Schlangen wimmelt. Vordem war diese Schlangenhöhle an ihrem Eingang mit Sträuchern und Krüppelholz dicht bewachsen; zurzeit ist dieses aber gänzlich entfernt, und man kann nun schon von außen her stets Hunderte von diesen unheimlichen Kreaturen in der Höhle sich herumbewegen sehen. Darunter sind die verschiedensten Arten vertreten, von der riesenhaften Pythonschlange bis zu der außerordentlich giftigen Stahl- oder Eisenschlange. Hier liegt eine lethargisch in sich zusammengerollt, dort andere sich durcheinanderschlingend, Knäuel bildend oder sich übereinander bewegend — ein widerwärtiger Anblick, der aber auf einzelne Personen eine faszinierende Wirkung ausüben soll. Übrigens sollen die Schlangen niemand etwas zuleide tun. Die meisten von ihnen verlassen zur Zeit der Abenddämmerung die Höhle

und machen dann Streifzüge durch die benachbarten Reisfelder und Dörfer, wo sie sich aber niemals an dem Hausgeflügel oder an den Schafen und Ziegen vergreifen sollen; vielmehr sollen sie sich mit den überaus zahlreichen Fröschen, die überall in der dortigen Gegend zu finden sind, als Nahrung zufrieden geben. Sehr merkwürdig ist es nun, zu sehen, wie ein bejahrter Javaner, der „Kiai" oder „der Alte" von Lorogan genannt, sich furchtlos in dem Schlangengewimmel herumbewegt, hier eines der unheimlichen Reptile, das sich mit anderen in ein verwirrtes Knäuel verstrickt hat, mit seinen Händen aus diesem herausziehend, dort eines durch Nennung eines von ihm gegebenen Namens an sich heranlockend. Sonderbarerweise denkt keines der Tiere, worunter sich viele giftige befinden, daran, dem Alten etwas zuleide zu tun.

Eine andere Schlangenhöhle wurde im Jahre 1904 von einer englischen Vermessungsabteilung in Zentralindien in dem Ostausläufer des Barackarhöhenzuges aufgefunden. Die Barackargrotte hat später insofern eine gewisse Berühmtheit erlangt, als die englische Tierhändlerfirma Worbster eine sorgsam vorbereitete Expedition nach dem Barackargebirge entsandte, um die in der dortigen Grotte angesammelten Reptilien einzufangen. Der Gewinn, den die kostspielige Expedition abwarf, war über alles Erwarten reich. Unter anderen wurden in der Höhle, die sich etwa zehn Meter weit in die Bergwand hineinerstreckt, nicht weniger als siebzehn Riesenschlangen gefangen, von denen die beiden größten, Exemplare von über acht Meter Länge, noch heute im Zoologischen Garten in London das Erstaunen der Besucher stets aufs neue hervorrufen. Für diese zwei seltenen Stücke wurden nicht weniger als vierzigtausend Mark bezahlt. Außerdem aber brachten die Leute der Firma Worbster noch hundertzweiundfünfzig andere, zum Teil sehr seltene Reptilien mit nach England, die sie sämtlich aus der Barackarhöhle herausgeholt hatten.

Interessant ist es, auf welche Weise die Schlangenjäger ihr gefährliches Wild in ihre Gewalt brachten.

Als die Worbstersche Expedition, die mit den eingeborenen Dienern vierzig Köpfe stark war, in der Nähe der Höhle an-

langte, wurde ein Ort zum Lagerplatz ausgewählt, der eine gute halbe Meile von der Grotte entfernt lag. Man wollte hierdurch verhüten, daß die Reptilien nicht etwa, durch die Anwesenheit so vieler Menschen erschreckt, ihren Versammlungsort plötzlich mieden. Sodann begann man zunächst durch Beobachtung der Tiere festzustellen, zu welcher Tageszeit die größte Anzahl in der Höhle vereinigt war. Nach diesen Vorbereitungen transportierte man die für die Schlangen bestimmten hölzernen Transportkisten bis dicht vor die Höhle, deren Eingang hierauf durch einen vorher möglichst genau ausgepaßten, mit geölter Leinwand bespannten Holzrahmen verschlossen wurde. Diese Tür besaß in geringer Höhe über dem Erdboden einige Öffnungen, durch die die Reptilien — darauf zielte die Absicht der Jäger hin — möglichst einzeln herauskriechen sollten. An langen, aus mehreren Teilen zusammengeschraubten eisernen Stangen wurden nun brennende Wergbüschel, die mit einer besonderen Flüssigkeit getränkt waren, in die Höhle hineingeschoben. Diese Flüssigkeit, in ihrer Zusammensetzung ein Geheimnis Worbsters, erzeugte einen sehr starken, betäubenden Qualm, der die Schlangen aus ihrem Versteck durch die vorgesehenen Öffnungen ins Freie hinaustrieb, wo sie dann, die giftigen Exemplare mit besonders konstruierten Zangen, ergriffen und in den Transportkästen untergebracht wurden. Leider kamen bei dieser seltsamen Treibjagd sechsunddreißig Tiere in der mit erstickenden Dünsten erfüllten Höhle um, darunter auch eine Pythonschlange von neun Meter Länge, was für Worbster einen großen Verlust bedeutete. Trotzdem aber soll der englische Tierhändler bei dem Unternehmen, wie erwähnt, ein kleines Vermögen verdient haben.

Auch auf Borneo, der größten der Sundainseln und nächst Neuguinea der größten Insel der Erde, liegt in dem Sultanat Brunei an der Quelle eines kleinen Nebenflusses des Limbong eine Schlangenhöhle, die noch in den achtziger Jahren in dem Gerichtswesen des malaiischen Küstenreiches eine besondere Rolle spielte. Diese Höhle besitzt eine Unzahl von engen Eingängen, die wohl für die geschmeidigen Reptilien, nicht aber für Menschen passierbar sind. Nur eine einzelne über der Mitte der Grotte gelegene Öffnung ist weit genug, um den Körper

eines Mannes hindurchzulassen. Durch diese Öffnung wurden Verbrecher, die einer Missetat durch augenscheinliche Beweise nicht überführt werden konnten, an einem Strick für die Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang hinabgelassen. Zog man sie unversehrt wieder heraus, so war ihre Unschuld erwiesen. Anderenfalls hatten dann eben schon die Reptilien die Henkersarbeit getan.

Mit dieser grausigen Art von Gottesgericht räumten die Engländer sofort auf, als sie 1889 das Protektorat über das Sultanat Brunei übernahmen.

Erwähnt sei, daß der obengenannte Tierhändler Worbster auch diesen Schlangenzufluchtsort auf Borneo auszuräuchern beabsichtigte. Der Sultan verweigerte jedoch die Genehmigung dazu.

Die naheliegende Frage, aus welchen Gründen wohl die Schlangen eine so große Vorliebe für eine solche Felsengrotte haben mögen, ist von vielen Naturforschern untersucht worden. Eine befriedigende Erklärung hat jedoch bisher niemand gegeben. Am zutreffendsten scheint noch die Annahme des amerikanischen Professors Longfield zu sein. Danach handelt es sich bei den Schlangenhöhlen um Örtlichkeiten, die sehr trocken und infolge unterirdischer vulkanischer Wärmequellen besonders warm sind und daher von den Reptilien als Aufenthaltsort bevorzugt werden. W. K.

Weimarische Mühlenordnung von 1743. — Wie Graf Manteuffel in einem Briefe an den Minister Brühl vom 13. Februar 1743 erzählt, hatte der Herzog Ernst August I. von Sachsen-Weimar eine Mühlenordnung erlassen, zunächst in der Absicht, den Betrügereien der Müller Einhalt zu tun. Ein Jahr ließ er verstreichen, ohne Notiz zu nehmen, ob die Müller seinen Befehlen auch nachkamen. Nach Ablauf des Jahres aber erging ein Reskript folgenden Inhalts: „Man erinnert sich wohl, was Ihro Durchlaucht vor eine heilsame Mühlenordnung hat publizieren lassen. — Da nun, daß alle Müller Diebe wären, weltkundig und dahero gewiß zu vermuten ist, daß kein einziger unter ihnen solcher landesväterlichen Verordnung nachgelebt haben werde, als werden sie kraft dieses durch-

gehends in die wohlverdiente Strafe von einhundert Thaler verurteilt, die jeder für sein Teil bar zu der Rentkammer zu entrichten hat, widrigenfalls diese Strafgelder durch militärische Exekution eingetrieben werden würden."

Manteuffel versichert, die Müller hätten wirklich die ihnen diktierte Strafe ohne weitere Untersuchung bezahlt. C. T.

Blumenduft und Stimme. — Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß der Duft beliebter Blumen, wie Rosen, Veilchen, Maiglöckchen, Narzissen und anderer, einen höchst schädlichen Einfluß auf die menschliche Stimme ausübt.

In einem vor einiger Zeit erschienenen Werke „Medizinische Sonderbarkeiten" von Doktor Cabanès sind viele bemerkenswerte Beispiele angeführt. Die gefeierte Sängerin Marie Sasse erhielt einst, als sie zu einer Abendgesellschaft in einem der vornehmsten Pariser Häuser geladen war, bei ihrer Ankunft einen großen Strauß prächtiger Parmaveilchen. Die Künstlerin sog mit Wohlbehagen ihren Lieblingsduft ein, und eine halbe Stunde später mußte sie zu ihrem Schrecken die Wahrnehmung machen, daß sie nicht imstande war, einen wohlklingenden Ton hervorzubringen. Christine Nielson erzählt von einem Tenoristen, der eines Abends in dem von Rosenduft erfüllten Musikzimmer einer befreundeten Dame sang. Nur mit Anstrengung konnte der Sänger eine kleine Arie beenden; dann zwangen ihn heftige Schmerzen im Halse, sofort einen Arzt zu Rate zu ziehen. Einen ganzen Monat hindurch schwebte der Künstler in der Angst, seine Stimme verloren zu haben. Die Nielson hat seitdem alle stark riechenden Blumen aus ihrer Wohnung entfernt.

Frau Calvé ist der festen Überzeugung, daß weißer Flieder auf eine Singstimme geradezu gefährlich wirkt. Der Bassist Delmas gibt seinen Kollegen den Rat, nie in einem Raum zu singen, in dem Tuberosen, Hyazinthen oder Veilchen ihre Düfte entsenden. Schon das Atmen in einem solchen Raum ist nachteilig für die Stimme, wenn man nicht — wie Delmas behauptet — als Gegengift ein mit Kölnischem Wasser begossenes Taschentuch in unmittelbare Nähe der Nase hält.

Auch die berühmte Gesangsmeisterin Frau René Richard

bestätigt, daß sie stets eine bedeutende Abnahme der Kraft und des Wohllautes der Stimme bei ihren Schülerinnen bemerkt habe, sobald diese Rosen, Maiglöckchen oder Veilchen im Gürtel trugen. Professor Segny erklärt, daß Damen, die sich beständig mit streng duftenden Blumen umgeben und häufig an ihnen riechen, nicht nur beim Singen, sondern auch beim Sprechen durch leichte Heiserkeit auffallen werden.

Nervöse, erregbar veranlagte Menschen haben in höherem Maße unter dem schädlichen Einfluß des Blumenduftes zu leiden als Personen mit starken Nerven und gelassenem Wesen. Der Sänger Faure, der über die Hygiene des Gesanges geschrieben hat, nennt die Veilchen die ärgsten Feinde des Gesangs. O. C.

Merkwürdige Grabstätten. — Nicht wenige Menschen gibt es, die in ihrem letzten Willen dem Wunsche Ausdruck gegeben haben, auf einer Weise beigesetzt zu werden, die von der herkömmlichen mehr oder weniger abweicht.

So hatte ein Major Backhouse, der vor etwa zehn Jahren in einem englischen Dorfe starb, recht eigentümliche Anschauungen über seine letzte Ruhestätte. In einer dichten Tannenwaldung, die auf einem in der Nähe seines Schlosses gelegenen Berge stand, hatte er sie sich bei Lebzeiten bauen lassen. Sie hatte die Gestalt einer kleinen Pyramide und bestand aus Mauerwerk, in das Kieselsteine eingelassen waren. Zwei bogenförmige Fenster waren darin angebracht, und der ganze Bau war mit Efeu überkleidet. Seinem Wunsche gemäß wurde der Major, mit dem Schwerte an seiner Seite, hier beigesetzt; der Sarg wurde aufrecht in eine Nische an der Wand gestellt und diese dann vermauert.

Ein Edelmann aus der Grafschaft Cornwall, Tillie mit Namen, war als großer Sonderling bekannt, und noch im Tode rechtfertigte er seinen Ruf. In seinem Testament hatte er bestimmt, daß seine Leiche so angezogen werden sollte, wie er sich bei Lebzeiten anzuziehen pflegte; dann sollte sie in seinen alten Lehnstuhl gesetzt und vor sie ein Tisch mit Flaschen, Gläsern, Pfeifen und Tabak gestellt werden. So wurde sie

dann auch in einem Turm in seinem Garten, dessen Maße er genau angab, eingemauert.

Im Gegensatze zu diesen beiden Herren, die doch ihr Andenken möglichst lange erhalten wollten, hatte ein anderer Herr, der erst vor einigen Jahren starb, den Wunsch, jede Spur, die zu seinem Grabe führen könnte, zu verwischen. Vier Meter tief in einem Felde, das zu seiner Besitzung gehörte, ließ er sich begraben; unmittelbar nach der Beerdigung wurde das ganze Feld durchpflügt, damit nichts verrate, an welcher Stelle er seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Am Meeresstrande wünschte der Kapitän Manini den letzten Schlaf zu tun, und seinem Wunsche gemäß wurde er auch hier im Sande begraben. Die ewige Ruhe sollte er hier indessen nicht finden, denn nach acht Wochen schon fand ein holländisches Schiff den auf dem Meere treibenden Sarg, und der Verstorbene wurde darum später in einem gewöhnlichen Grabe bestattet.

Ein recht schrullenhafter Mann war auch der Doktor Hallen, der vor nicht zu langer Zeit zu Caen in der Normandie starb. Sein letzter Wille ging dahin, in seinem Bette, in Kissen und Decken eingehüllt, so wie er gestorben war, beigesetzt zu werden. Da sich gegen diese seltsame Bestimmung seitens der Behörden kein Widerstand erhob, so machte man eine große Grube, in die man den Toten in seinem Bette, noch genau so, wie er seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, versenkte.

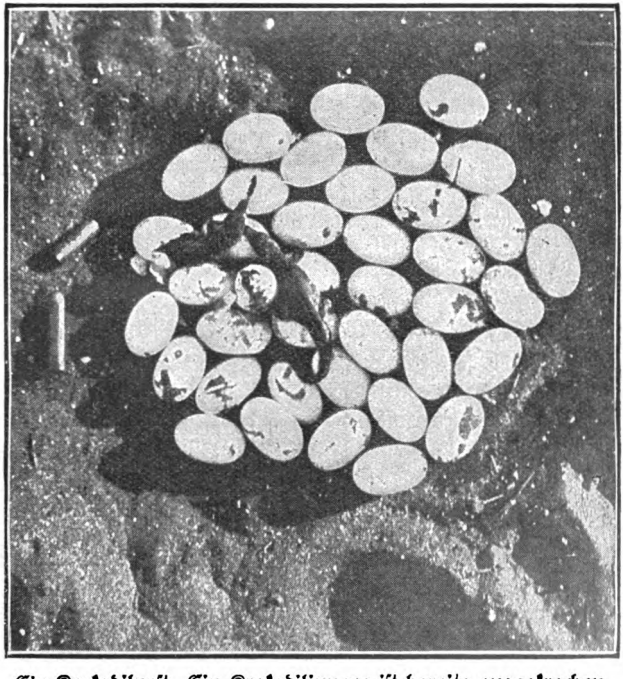
Eine Frau Margarete Crosins fand ein recht eigentümliches Grab auf einem englischen Dorffriedhofe. Es bestand aus einem gemauerten Denkmal, unter dem sich ein Gewölbe befand. Zu diesem führten Glastüren, innen hingen grünseidene Gardinen, und ein Schloß war an der Tür angebracht, in dem von innen der Schlüssel steckte. Der Mahagonisarg mit den sterblichen Überresten der Verstorbenen wurde auf ein paar Böcke gestellt, und im Sarge waren Vorkehrungen angebracht, die es der darin Eingeschlossenen ermöglichten, den Deckel zu heben, falls sie etwa aus dem Scheintode erwachen sollte.

Wie das Kirchenbuch eines italienischen Dorfes berichtet, wurde am 20. Mai 1736 die Leiche eines gewissen Baldoni

in die See verſenkt. Der Verſtorbene ſollte nicht im beſten Einvernehmen mit ſeiner Frau geſtanden haben, und da dieſe ihm eines Tages gedroht hatte, ſie würde noch mit Vergnügen auf ſeinem Grabe tanzen, ordnete er in der erwähnten Weiſe ſein Begräbnis an, damit ſeine Frau ihre Drohung nicht wahr machen könnte.

Clement Spilman aus Nottingham ließ ſich in einer Säule der Kirche, die er zu beſuchen pflegte, aufrecht ſtehend als Leiche einmauern. J. C.

Ein Krokodilneſt. — Die Weibchen des Nilkrokodils beginnen Eier zu legen, wenn ſie eine Länge von etwa 3½ Meter



Ein Krokodilneſt. Ein Krokodiljunges iſt bereits ausgekrochen, während ein zweites ſoeben die Eiſchale durchbricht.

erreicht haben. Die Länge eines ausgewachsenen Krokodils beläuft sich auf 5 Meter. Zur Eiablage wird eine Sandbank gewählt, wo eine Grube von 40 Zentimeter Tiefe ausgescharrt wird. In diese hinein legen junge Weibchen 30 bis 40, alte bis zu 100 Eier, die sie dann mittels des Schwanzes mit Sand bedecken. Die Eier haben ungefähr die Form und Größe von Gänseeiern, sind aber nicht wie diese hartschalig, sondern von einer weichen, rauhen Kalkschale umgeben. Eine Bebrütung findet durch die Mutter nicht statt. Dagegen hält sie sich in der Nähe des Nestes als Wächterin auf.

Nach 40 Tagen sind die Embryonen völlig entwickelt. Sobald sie zum Ausschlüpfen bereit sind, bringen sie noch in den Eiern mit geschlossenem Munde unter starker Zusammenziehung der Bauchmuskeln schluchzende Töne hervor, auf die hin die Mutter die Grube aufscharrt und die Jungen befreit.

Beim Auskriechen sind die Jungen 20 bis 28 Zentimeter lang. In den beiden ersten Lebensjahren nehmen sie um je 10 Zentimeter, sodann eine Reihe von Jahren um je 15 Zentimeter zu, worauf sich das jährliche Wachstum verringert. Jung eingefangen, werden sie bald zahm wie Eidechsen, lassen sich, ohne zu fauchen, in die Hand nehmen und gewöhnen sich an einen bestimmten Ruf.

Die Krokodilnester sind nur schwer zu entdecken. Am besten lassen sie sich noch durch den Schwarm von Fliegen auskundschaften, der sich gewöhnlich über ihnen aufhält. Da die Eier den Sudannegern als Leckerbissen gelten, so gehen sie eifrig auf die Nestersuche. Das auf unserem Bilde wiedergegebene Nest wurde in Oberägypten in der Nähe von Chartum ausgegraben, als die Jungen eben am Ausschlüpfen waren. Th. S.

Einer, der über die Beresina kam. — Demnächst jährt sich eine der größten Tragödien der Weltgeschichte, der Rückzug und Untergang der „Großen Armee" in Rußland, zum hundertsten Male. Von den deutschen Truppenkörpern haben nur wenige an dem verhängnisvollen Zuge bis nach Moskau teilgenommen. Zu ihnen zählte die sächsische Kürassierbrigade, aus den Regimentern Gardeducorps und „v. Zastrow" be-

stehend, die sich bei einem der großartigsten und blutigsten Reiterkämpfe, der Erstürmung der großen Schanze in der Schlacht an der Moskwa, mit unvergänglichem Ruhme bedeckte. 42 Offiziere der Brigade fielen in diesem Kampfe. Die Drangsale, die Schrecken des Rückzugs folgten. Von 68 Offizieren, die mit der Brigade ins Feld gezogen waren, sahen nur 13, meist verwundet und mit erfrorenen Gliedmaßen, die Heimat wieder. Zu ihnen gesellten sich nach Jahr und Tag noch vier in Gefangenschaft Geratene.

Jedes der beiden Regimenter war 800 Mann und Pferde stark in Rußland eingerückt. Von diesen kehrten vom Regiment Gardeducorps 2 Korporale und 3 Gemeine mit 3 Pferden, vom Regiment „v. Zastrow" 2 Kürassiere ohne Pferde nach Sachsen zurück! Alle anderen hatten den Tod gefunden.

Wir geben im nachstehenden die Erzählung eines Korporals, der zu den fünf Überlebenden der Mannschaft vom Regiment Gardeducorps zählte, von seinen Erlebnissen beim Übergang über die Beresina wieder.

Als er an der Beresinabrücke am 27. November ankam, fand er den Zugang durch die drängende Menschenflut, durch Wagen, Pferde, Leichen und Trümmer aller Art fast vollständig versperrt. Der Boden, auf dem sich die völlig aufgelösten, von Hunger und Kälte fast vernichteten regellosen Haufen, die Überreste eines der größten und glänzendsten Heere, das die Welt bis dahin gesehen hatte, heranwälzten, lief keilförmig dem sumpfigen Ufer zu; er gestattete in weiterer Entfernung Tausenden, je näher aber die Brücke kam, immer wenigeren, zuletzt kaum zwölf Mann nebeneinander zu marschieren. Wer vom festen Boden heruntergedrängt wurde, kam im Moraste um. Fußgänger, Reiter und alles noch vorhandene Fuhrwerk stürzten sich in furchtbarem Getümmel der Brücke zu. Alle wollten zuerst hinüber, alles drängte und stieß sich und warf einander nieder. Wer auf der Erde lag, war nicht mehr imstande, sich aufzurichten. Schonungslos wurde er von den Hufen der Pferde und den Rädern der Fuhrwerke zermalmt. Keine Autorität, kein Rang galt mehr. Umsonst war jeder Versuch, in diese von allem entblößten, durch Entbehrungen

und Nöte aller Art gemarterten und disziplinlos gewordenen Massen Ordnung zu bringen.

Unser Korporal geriet unter einen Trupp polnischer Offiziere, die nichts, auch den Tod nicht, mehr fürchteten, als in russische Gefangenschaft zu geraten. Einige von ihnen stürzten sich in den Fluß und suchten ihn trotz der treibenden Eisschollen und Leichen zu durchschwimmen. Der eine oder andere gelangte auch bis zum jenseitigen Ufer. Dieses bildete aber einen so schroffen, eisbedeckten Abhang, daß die kraftlosen Pferde, als sie ihn zu erklimmen versuchten, ins Wasser zurücksanken oder sich überschlugen, so daß keiner von den Polen sich zu retten vermochte. Der Korporal gelangte endlich, nach rücksichtslosem Drängen und Arbeiten, nachdem fast der Tag verstrichen war und es Abend wurde, bis dicht vor die Brücke. Hier lagen Menschen und Pferde in solcher Menge tot oder zertreten am Boden, daß dieser Wall ein neues Hindernis bildete. Die Pferde vermochten auf diesem Grund von Leichen nicht zu treten. Andere Reiter, die vor ihm waren, sah er stürzen. Ein Pferd spießte sich auf das Bajonett eines vor ihm gefallenen Infanteristen.

Der Korporal nahm sich, was er sah, zur Lehre. Er stieg ab, was ihm glücklicherweise gelang, ließ das Pferd am Zügel hinter sich gehen und kam so wirklich auf die Brücke. Diese hatte schon sehr gelitten. Sowohl durch das Feuer der Russen, als durch die sich stoppende, drängende Menge. Die Bretterlage war voller Lücken, und die Hoffnung schien daher sehr gering, sich und das Pferd noch über sie zu retten. Der Korporal erwartete daher jeden Augenblick den Sturz des treuen Tieres und richtete sich so ein, daß er durch ihn nicht mit in die eisigen Fluten gestoßen wurde.

Doch das Pferd, mit fast menschlicher Vorsicht schreitend, kam glücklich am jenseitigen Ufer mit an. Es trug ihn, einen der wenigen, der dem allgemeinen Verderben entrinnen konnte, noch auf einer langen Reihe bis auf den Tod erschöpfender Märsche in das Vaterland zurück. v. E.

Der Strumpf. — Über die Herkunft der Bezeichnung „Strumpf" für das intime Bekleidungsstück unseres Gehappa-

rates werden sich noch wenige den Kopf zerbrochen haben. Ein Strumpf ist eben ein Strumpf! Und überhaupt —!

Mit dem Worte Strumpf wurde früher etwas ganz anderes bezeichnet, als was wir heutzutage darunter verstehen, und ein „Strumpf" war nichts anderes als die Bezeichnung für ein Reststück, also etwa unserem heutigen „Stumpf" oder „Stummel" entsprechend. So heißt es zum Beispiel in einer Straßburger Chronik aus dem 15. Jahrhundert wörtlich: „Do erslug Palamedes den künig und stach ime mit eime sper, daz er brach und der strumpf in ime blieb." Wie daraus ersichtlich, bezeichnet hier der Ausdruck „strumpf" nichts anderes als das im Getöteten stecken gebliebene Reststück der zerbrochenen Waffe.

Das gleiche Wort findet man auch vielfach zur Bezeichnung für den im Boden gebliebenen Teil eines abgehauenen Baumes: Strunk. Dementsprechend lautete auch der heutige Ausdruck „mit Stumpf und Stiel ausrotten" im Mittelalter „mit Strumph und Stiel". Weiter soll noch ein Ausdruck eines mittelalterlichen Gelehrten angeführt werden: „Das Haupt habt yr verloren, wie fein hupft yr mit strumphen umbher," worin unter „strumphen" ohne Zweifel der kopflose Rumpf, also auch der Rest des ganzen Körpers, gemeint ist.

Strumpf bedeutet also ursprünglich den Rest von etwas vorher ganz Gewesenem, und in diesem Sinne wurde der Ausdruck auch auf das untere Ende der — Hose übertragen. Wie wohl allgemein bekannt sein dürfte, bestand im Mittelalter die Bekleidung des Unterkörpers und der Füße aus einem einzigen Stück. Als nun gegen das 16. Jahrhundert die gepuffte und geschlitzte, oberhalb des Knies endende Hose aufkam, war man für das durch diese Kleideränderung frei gewordene Bein genötigt, ein eigenes Kleidungsstück zu schaffen. Anfänglich trug man die ursprünglichen enganliegenden ganzen Strumpfhosen noch unter den gepufften Hosen, als aber diese allmählich länger wurden, verschwand von dem darunter liegenden der obere Teil, und der Rest, ein Strumpf, behielt diese Bezeichnung noch bis heute, wo er, wenigstens der jetzt in der Mode eine Rolle spielende durchbrochene Damenstrumpf, seiner jahrhundertelangen Benennung wieder untreu werden zu wollen scheint. A. M.

Das Neueste über Irrlichter. — Der Volksaberglaube hält bekanntlich jene kleinen Flämmchen, die einzeln oder zu mehreren auf Moorboden, Wiesen, Kirchhöfen und Sümpfen beobachtet worden sind, für die Seelen ungetauft gestorbener Kinder, die tückisch andere Menschen ins Verderben locken wollen. Daher auch ihre Bezeichnung als „Tückbolde" oder „Lüchtemännekens".

Der Name „Irrlicht" — weil die Flämmchen angeblich hüpfend weiterwandern — ist neueren Datums. Der erste zuverlässige Beobachter der Irrlichter war der Astronom Bessel, der am 2. Dezember 1807 gegen Morgen bei großer Dunkelheit und regnerischem Wetter nahe bei Bremen über einem ausgegrabenen Moorgrund Irrlichter sah. Die Farbe der zahlreichen Lichterscheinungen war bläulich, ihre Leuchtkraft jedoch so gering, daß der Boden von ihnen nicht erhellt wurde. Die Dauer der Flämmchen, die, mehrere Schritte voneinander entfernt, stets von neuem auftauchten, betrug ungefähr durchschnittlich zwanzig Sekunden.

Später sind Irrlichter dann noch von verschiedenen anderen glaubwürdigen Personen gesehen und beschrieben worden. Alle diese Beobachter stimmen darin überein, daß von einer hüpfenden Bewegung der Flämmchen keine Rede sein kann und daß der Eindruck einer Fortbewegung nur durch das plötzliche Erlöschen eines Irrlichts und das gleichzeitige Erscheinen eines zweiten an anderer Stelle hervorgerufen wird.

Über die Entstehungsursache der Irrlichter war man bis in die letzten Jahre in der Gelehrtenwelt recht uneinig. Man deutete sie bald als sich selbst entzündende Erdgase, bald als elektrische Lichterscheinungen, konnte aber keine völlig sichere Erklärung finden. Erst die neuesten Untersuchungen einiger französischer Forscher haben hierüber endlich einen durch wissenschaftliche Belege gesicherten Aufschluß gegeben.

Schon der 1884 verstorbene französische Chemiker André Dumas hatte zur Prüfung der Irrlichterfrage nachts in seinem Garten unter Wasser einen Schwefelwasserstoffapparat in Gang gesetzt, in den ein wenig Phosphorkalzium gebracht wurde, so daß ein Gemisch beider Chemikalien durch das Wasser in die Luft emporstieg. Sobald dieses Gasgemenge die Luft erreichte,

entstand eine bläuliche Flamme, ähnlich einem Irrlicht. Dumas vertrat nun die Ansicht, daß die natürlichen Irrlichter ganz ebenso entstehen, und zwar nur an solchen Orten, wo Menschen- oder Tierleichen im Sumpf liegen, deren Organe, hauptsächlich Gehirn und Rückenmark, reich an Schwefel und Phosphor sind und bei ihrer Verwesung genau dasselbe Gasgemenge hervorbringen, das er in seinem Garten künstlich darstellte. Zu einer weiteren Untersuchung dieser seiner Theorie über die Entstehung der Irrlichter kam er jedoch nicht, da ihn der Tod mitten aus seinen Arbeiten herausriß.

Auf diesen grundlegenden Gedanken baute dann 1906 der Pariser Chemiker Mestrelle seine weiteren Experimente auf. Am 17. Oktober 1905 hatte er in einem Moor bei Rouen eines Nachts drei Irrlichter beobachtet, die wohl eine Stunde lang immer wieder an derselben Stelle auftauchten. Mestrelle bohrte seinen Spazierstock, an den er sein Taschentuch gebunden hatte, an dem betreffenden Orte in das Moor, um die interessante Stelle am nächsten Morgen sicher wiederzufinden. Durch Arbeiter ließ er dann dort nachgraben. In drei Meter Tiefe stieß man auf den halbverfaulten Kadaver eines Hirsches. Nachdem dieser entfernt war, haben sich an jener Stelle nie wieder Irrlichter gezeigt, trotzdem jene Örtlichkeit wegen der häufig erscheinenden bläulichen Flämmchen bei der Landbevölkerung in sehr schlechtem Rufe gestanden hatte.

Hiernach vergrub Mestrelle, um der Sache völlig auf den Grund zu gehen, in einem Torfbruch bei Versailles im Frühjahr 1906 den Kadaver eines wegen Seuchenverdachtes geschlachteten Rindes. Die betreffende Stelle wurde dann durch einen in der Nähe wohnenden Feldhüter ständig beobachtet. Aber erst drei Jahre später, im Hochsommer 1909, zeigten sich Irrlichter, die besonders zahlreich nach einer längeren Hitzeperiode auftraten.

Mestrelle war für seine Person nach diesem Versuch bereits vollkommen überzeugt, daß die Annahme seines verstorbenen Kollegen Dumas über die Entstehungsursache der Irrlichter hier die volle Bestätigung gefunden habe. Um jedoch ganz sicher zu gehen, wiederholte er das Experiment insofern, als er den Kadaver des Rindes wieder ausgraben und hundert Meter

entfernt wieder einscharren ließ. Dieser Versuch gelang ebenso vollständig. An dem alten Platze, wo das Rind zuerst gelegen hatte, blieben jetzt die Irrlichter aus, tauchten dafür aber an der neuen Stelle bereits nach einem halben Jahre wieder auf.

Als Mestrelle diese Resultate in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlichte, stieß er bei den meisten Fachkollegen auf lebhaften Widerspruch, obgleich er für seine Untersuchungen und Beobachtungen genug Zeugen anführen konnte. Der Pariser Physiker Lormand war es dann, der, um Mestrelles Behauptungen nachzuprüfen, in einem Moor die Gehirne von ungefähr dreißig Rindern eingraben ließ in der Voraussetzung, daß diese am meisten phosphorhaltigen Körperteile ein besonders starkes Irrlichtererscheinen hervorrufen müßten, falls eben Dumas und Mestrelle ihre Angaben auf Tatsachenmaterial gestützt hätten. Schon nach elf Monaten war Lormand völlig bekehrt. Denn die Irrlichter tauchten an dem fraglichen Orte tatsächlich auf, wodurch alle Zweifel an der vollen Wissenschaftlichkeit der Mestrelleschen Experimente beseitigt wurden.

Die Frage nach der Herkunft der unheimlichen bläulichen Flämmchen dürfte hiermit endgültig gelöst sein. Nicht elektrische Kräfte, nicht Sumpfgase lassen sie aufleuchten, sondern die sich unter besonderen Bedingungen an der Luft entzündenden Verwesungsgase tierischer Körper. W. K.

Aus der französischen Schreckenszeit. — Man hatte eine arme Spezereihändlerin namens Maillet verhaften lassen, weil sich in ihrem Laden keine dreifarbigen Kokarden an den Schubladen befanden. Man sperrte die Frau in dem Gefängnisse Saint-Lazare ein. Acht Tage danach wurde dem Ankläger Fouquier-Tinville eine Liste vorgelegt, auf der sich der Name einer Gräfin de Maille befand, die gleichfalls zu Saint-Lazare in Haft war. Der Gerichtsdiener holte in Saint-Lazare die auf den anderen Tag zur Hinrichtung bestimmten Personen ab und führte die Spezereihändlerin Maillet statt der Gräfin Maille in die Conciergerie. Als man den Irrtum am folgenden Tage erkannte, eben in dem Augenblick, wo das Tribunal seine Sitzung beginnen wollte, äußerte Fouquier: „Da die Krämerin sich einmal unter der Schar der Verurteilten befindet,

so mag sie auch heute ihren Kopf verlieren. Wegen eines ‚t' mehr oder weniger werde ich keine Änderung vornehmen."

Die arme Frau wurde nach dieser Bestimmung Fouquiers also statt der Gräfin de Maille guillotiniert.

Man brachte vor die Schranken des Revolutionstribunals einen Parlamentsrat von Toulouse, einen achtzigjährigen Greis, der äußerst hinfällig und fast erblindet war. Als er verhört werden sollte, nahm er alle seine Kraft zusammen, um sich emporzurichten, versuchte zu sprechen, stammelte einige unverständliche Worte und sank endlich kraftlos nieder, indem er durch Zeichen zu verstehen gab, daß er nicht sprechen könne.

Da erhob sich Fouquier-Tinville und wandte sich in wütendem Tone an den Greis: „Was sollen die Possen? Bist du hierher gekommen, um deinen Scherz mit den Richtern zu treiben?"

„Er treibt durchaus keinen Scherz," entgegnete einer der Mitangeklagten des Greises, „infolge einer Zungenlähmung kann er sich nicht anders als durch Zeichen ausdrücken."

„Nun," sagte Fouquier-Tinville, „wenn er nicht sprechen kann, so mag er schweigen! Brauchen wir ja doch nur seinen Kopf und nicht seine Zunge!"

Der Graf Herville war der Flucht ins Ausland angeklagt. Er brachte zum Beweise seiner Unschuld ein amtliches Zeugnis bei, daß er nie den Boden Frankreichs verlassen habe. Fouquier-Tinville erklärte das in bester Form ausgestellte Zeugnis für falsch.

„Das Zeugnis," entgegnete Herville, „ist so gewiß wahr und echt, als es außer Zweifel ist, daß ich morgen um einen Kopf kürzer sein werde."

Fouquier-Tinville erklärte sogleich: „Ich halte mich an die Worte des Angeklagten, die beweisen, daß er von seiner Schuld überzeugt ist, indem er sich selbst das Urteil fällt, das er verdient. Ich will ihm daher nicht den Schimpf antun, seine Meinung als falsch zu erklären, und trage hiermit auf Exekution des Urteils an, das er sich selbst gesprochen hat."

Am anderen Tag lag der Kopf des Grafen Herville unter der Guillotine. C. T.

Ein Abenteuer Leoncavallos. — Als der bekannte Komponist zum ersten Male in Englands Hauptstadt weilte, ließ

er sich dort einen neuen Anzug machen. Da der Anzug aber nicht gut paßte, bestellte sich Leoncavallo, nachdem er die neuen Sachen angezogen hatte, einen Wagen, um sich zum Schneider zu begeben und ihm die Fehler zu zeigen. Die Frage war nur, wie er, der nicht ein Wort Englisch sprach, dem Droschkenkutscher die Adresse des Schneiders begreiflich machen sollte.

In seiner Not kam er schließlich auf den Gedanken, mit der Hand auf den Kragen seines Rockes zu zeigen, um die Aufmerksamkeit des Kutschers auf ein Stückchen Stoff, das am Rockfutter angebracht war, zu lenken; dieser Flicken wies nämlich den Namen und die Wohnung des Schneiders auf. Der Kutscher aber verstand die Gebärde seines Fahrgastes nicht; zuerst glaubte er, daß der Mann Halsschmerzen habe und nach einer Apotheke gebracht werden wolle, dann wieder meinte er, daß der merkwürdige, sehr umfangreiche Fremdling am Kragen gepackt und so in den Wagen gehoben werden wollte. In aller Gemütlichkeit beugte sich also der Rosselenker ein wenig vom Bock hinunter, um dem Herrn den Gefallen zu tun und ihn in das Gefährt zu ziehen. Gegen diese Behandlung sträubte sich Leoncavallo aber mit Händen und Füßen.

Die komische Straßenszene hatte natürlich viel Volk angelockt, das belustigt der weiteren Entwicklung der Geschichte zuschaute. Schließlich kam Leoncavallo auf eine neue Idee. Er zog den Rock aus und hielt dem Kutscher die Adresse des Schneiders vor die Nase. In diesem Augenblicke tauchte ein Polizist auf, der, als er einen von zahlreichen Neugierigen umgebenen Mann in Hemdärmeln vor einem achselzuckenden Kutscher lebhaft gestikulieren sah, einen Verrückten vor sich zu haben glaubte und den verdutzt dreinblickenden Meister der Töne auf die nächste Polizeiwache brachte.

Hier fand endlich das komische Intermezzo mit Hilfe eines Dolmetschers seinen Abschluß, und Leoncavallo wurde nun von Amts wegen seinem Schneider zugeführt. O. v. B.

Vor der Schlachtung mißhandelte Tiere werden dem Menschen als Nahrung leicht verderblich, und kaum ist ein schlagenderes Beispiel dieser Art bekannt geworden als das, was der Hofrat Doktor Röser zu Bartenstein im Württem-

bergischen ums Jahr 1840 zur Kenntnis brachte. Dieser merkwürdige Fall verdient auch heute noch einer kurzen Erwähnung, damit sich jeder eine Lehre daraus nehme.

Um sich einen Osterfeiertagsbraten zu verschaffen — so erzählt Doktor Röser — beauftragte ein Bürger in R. seinen Kutscher, zur Einfangung eines Rehes Drahtschlingen zu legen. Es fing sich auch wirklich solch ein armes Tier mit dem Hinterleib in der Schlinge, in der es sich eine ganze Nacht zu Tode quälen mußte.

Der Herr und die Frau vom Hause aßen am Ostertag die besten Stücke, wenig davon bekamen die Dienstboten. Am gleichen Tage bemerkten nun alle im Hause, die von dem Reh gegessen hatten, eine auffallende Trockenheit im Munde, Druck im Magen und Brechreiz. Dann stellten sich Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel und große Abgeschlagenheit in den Gliedern ein. Der Mann verlor mehrere Tage lang das Sehvermögen und wurde erst im Juli wiederhergestellt, die Frau aber siechte über zwei Jahre lang und erlag endlich einem schmerzhaften Tode. Schneller wurden der Knecht und die Magd hergestellt, die nur wenig von dem zu Tode gequälten Tiere genossen hatten. Die Krankheiten erinnerten in manchen Beziehungen an die Wirkungen des Wurstgiftes. C. T.

Die lustigen Straßburgerinnen. — Als der Ungarkönig Sigismund, der auch römisch-deutscher Kaiser war, im Jahre 1414 nach Straßburg kam, erhielt er am frühen Morgen einen Besuch von zehn hübschen Straßburgerinnen, die ihn in seinem Morgenanzug und barfuß mit sich fortzogen und in seiner Gesellschaft gar lustig und munter durch die Straßen tanzten. In der Körbergasse kauften sie dem Kaiser ein Paar Schuhe für sieben Kreuzer, zogen ihm solche an und tanzten dann weiter mit ihm fort. Das alles ließ sich der Kaiser gefallen, denn er war frohen Humors, hatte seine helle Freude an der Lustigkeit der Frauen und zog so lange mit ihnen umher, bis er völlig ermüdet in seine Wohnung zurückkehrte, wo er sich wieder zur Ruhe niederlegte. Die Chronik erzählt weiter, daß Sigismund bei seiner Abreise hundertundfünfzig goldene Ringe unter die lustigen Straßburgerinnen verteilte. O. v. B.

Vom letzten Kurfürsten von Hessen. — Der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. fuhr einst nächtlicherweile in Begleitung eines Kammerherrn nach einer benachbarten Stadt. Da umringten plötzlich fünf Gießener Studenten den Wagen und zwangen in übermütiger Bacchuslaune den Kutscher, zu halten.

Der Rädelsführer sprang auf den Wagenschlag. „Ei, schönen guten Abend, Herr Kurfürst! Wo fahren Sie denn hin?“

Ein wütendes Knurren war die Antwort des Kurfürsten, der gleich dem tödlich erschrockenen Kammerherrn an ernsten Widerstand nicht denken konnte und wohl auch einen tätlichen Angriff von den angeheiterten Studenten fürchtete.

„Nun, da wir einmal beisammen sind,“ fuhr der Sprecher gemütlich fort, „können Sie uns auch ein paar Rätsel auflösen. Sagen Sie, Herr Kurfürst, wer lachte über Griechenland?“

Ein zweites Knurren war das einzige Lebenszeichen des fürstlichen Insassen.

„Ei, ei, das wissen Sie nicht?“ fuhr der Wortführer mit unerschütterlicher Gemütlichkeit fort. „Ein ewig blauer Himmel! Merken Sie sich's, Herr Kurfürst. — Und nun, was sind die Sterne nicht?“

Diesmal herrschte vollständige Ruhe im Wagen.

Mit musterhaftem Ernste belehrte der Frager: „Die Sterne sind nicht aus Goldpapier. — Aller guten Dinge sind aber drei. Drum sagen Sie noch: Was ist das beste Mittel gegen Vaterlandsliebe?“

Tiefes Schweigen.

Der Musensohn schüttelte ernst das Haupt. „Das sollten Sie doch am besten wissen, Herr Kurfürst! Das beste Mittel gegen Vaterlandsliebe ist — in Kurhessen geboren zu sein.“ Sprach's und sprang vom Wagenschlag. Unter dem dröhnenden Gelächter der Studenten rollte die Kutsche von dannen.

Eine Untersuchung, die auf Anordnung des Kurfürsten eingeleitet wurde, hatte, trotzdem die lustige Geschichte allbekannt geworden war, nicht den geringsten Erfolg. O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Jugend

verleiht ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendendschöner Teint. Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Barbarossa, Konstanz. Gut bürgerl. Hotel. 100 Betten von 2—3 M. Elektr. Licht, Zentralheizg. Offene Weine, Münchener u. Fürstenberg v. Faß. Bäder. Herren- u. D.-Friseur i. Hause.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Hiddensee. Roman von **Adolf Wilbrandt.** Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

... Der Roman ist im Reichtum des Inhalts und in der Anmut der geschlossenen Form, in der Vereinigung von starken Tönen der Leidenschaft und versöhnendem Humor, in der Kraft, durch alle Schauer des Menschenwehs das Liebens- und Lebenswerte hindurchleuchten zu lassen, ein echter Wilbrandt. (Vossische Zeitung, Berlin.)

Fräulein Fähnrich. Militärisch-humoristischer Roman von **Frh. v. Schlicht.** Mit mehrfarbigem Deckelbild von Ernst Heilemann. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Der Autor ist als flotter Erzähler bekannt. Er greift seinen Stoff aus dem Gesellschaftsleben von heute und versteht es, ihn spannend und amüsant darzubieten. Ein unterhaltendes Buch.

Familie Lorenz. Roman von **W. Heimburg.** 6. Auflage. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Der hübsche Band zeigt wieder alle Vorzüge der liebenswürdigen und beliebten Schriftstellerin und hat, wie ihre früheren Arbeiten, in der lesenden Frauenwelt die wärmste Aufnahme gefunden.

Das Rätsel der Liebe. Roman von **Hans Reinhard.** Geheftet 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark

Der Hauptreiz und die Hauptstärke dieses Romans liegen in der Fülle zarter, lyrischer Stimmungen, durch die uns der Dichter unmerklich, mit weichen Händen in seine Empfindungswelt hinüberleitet.

(Wiesbadener Zeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Phot. von C. C. Pierre & Co.

Die Katakomben von Guanajuato (Mexiko).

Die heiße, trockene Luft dieser Gegend läßt die Körper nicht verwesen, sondern vertrocknen und zusammenschrumpfen. Dadurch wird diese eigenartige Bestattungsform möglich.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Die Wunder der Welt.

Großartige Naturschöpfungen und staunenswerte Menschenwerke aller Zeiten in Wort und Bild. Meist nach eigener Anschauung geschildert von

Ernst von Hesse-Wartegg.

952 Seiten Text mit über 1000 Abbildungen und 30 mehrfarbigen Kunstbeilagen.

Vollständig in 34 Lieferungen zu je 60 Pfennig.

Was in allen Zeiten die Naturkräfte an Merkwürdigem hervorbrachten in plötzlicher, gigantischer Umwälzung oder in unablässiger Arbeit von Jahrmillionen, was Menschengeist Großartiges ersann und unter Menschenhänden erstehen ließ, der staunenden Nachwelt zur Bewunderung, was fremde Kultur und Sitte an Absonderlichkeiten schuf — das alles ist in dem Werke „Die Wunder der Welt" zu einem umfassenden Ganzen zusammengetragen: ein fesselndes Anschauungs- und Bildungsmaterial für alt und jung, für Haus und Schule, für Gelehrte und Laien, ein Bildersaal der Weltwunder für jedermann.

Abonnements und Probelieferungen in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

1813—1815

Illustrierte Geschichte der Befreiungskriege

Ein Jubiläumswerk zur Erinnerung an die große Zeit vor 100 Jahren.

Von Professor Dr. J. v. Pflugk-Harttung.

400 Seiten Text mit etwa 300 Abbildungen und 40 Kunstbeilagen. Vollständig in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig.

•••

Die hundertjährige Wiederkehr von Deutschlands Erhebung weckt große Erinnerungen, die in unserer lauen Gegenwart heilsam wirken mögen. Es war die Zeit der harten Bedrängnis; aber aus Erniedrigung und Schmach wuchs empor die Erstarkung und Befreiung. Die Not schmiedete Menschen und Völker zusammen, sie weckte und stählte den deutschen Sinn. Zur rechten Stunde entstanden dem gedemütigten Vaterlande Männer, deren Vorbild die Zeitgenossen entflammte zu freudiger Hingabe von Gut und Blut, deren Tatkraft und Mut sie zum Sieg führte in dem gewaltigen, die Geschicke ganz Europas entscheidenden Völkerkampfe. Diese Erinnerungen dem deutschen Hause in fesselnder Erzählung und künstlerischen Bildern lebendig vorzuführen und bleibend festzuhalten, ist der Zweck dieses vaterländischen Hausbuches, das eine Statt finden wird überall, wo die deutsche Zunge klingt. — Das Werk enthält nicht eine trockene Aneinanderreihung von Tatsachen. Es erzählt lebendig und erweckt vor dem geistigen Auge Zeiten und Persönlichkeiten, Stimmungen und Ereignisse, es erhebt und begeistert. Das fesselnde Wort wird unterstützt durch einen ausgesucht schönen und reichen Bilderschmuck. Und wie in der Erzählung danach gestrebt wurde, die Dinge im rechten Licht erscheinen zu lassen, so ist bei den Abbildungen besonderer Wert gelegt auf geschichtliche Treue und künstlerisch-vollendete Darstellung. Die vierzig Extra-Kunstblätter bilden eine besondere Bereicherung des Inhalts.

Abonnements und Probelieferungen in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 952 L
WILSON
ANNEX